

Ernst Karl Winter

# Austria

Der erste Teil eines 1945 in den USA entstandenen Manuskripts über Österreich.

Englischer maschinschriftlicher Originaltext redigiert von Rudolph Ernst Winter 2022

Ins Deutsche übersetzt von Peter Diem mit Hilfe von <https://www.deepl.com/translator> und teilweise schon nachkorrigiert.

# ÖSTERREICH

Von Ernst Karl WINTER

Inhaltsübersicht

Vorwort i

Einleitung 1

Erster Teil. Der Schatten von gestern (§§ 1-2) 17

Erstes Kapitel. Die Monarchie (§§ 3-21) 29

Zweites Kapitel. Die Republik (§§ 22-33) 109

Drittes Kapitel. Das autoritäre Regime (§§ 34-47) 167

Zweiter Teil. Österreich, wie es ist (§§ 22) 237

Viertes Kapitel. Die Zivilisation (§§ 23-38) 242

Fünftes Kapitel. Der Katholizismus (§§ 39-50) 341

Sechstes Kapitel. Die Juden (§§ 51-60) 405

Siebentes Kapitel. Die Deutschen (§§ 61-77) 459

Achtes Kapitel. Der Staat (§§ 78-95) 540

Neuntes Kapitel. Die Familie (§§ 96-104) 645

Dritter Teil. Die Morgendämmerung von morgen (§§ 105-109) 711

Zehntes Kapitel. Die Außenpolitik (§§ 110-118) 731

Elfte Kapitel. Wirtschaftspolitik (§§ 119-130) 791

Zwölftes Kapitel. Innenpolitik (§§ 131-137) 849

Epilog Auf der Suche nach dem vierten Österreich 887

Eine Fortsetzung Das Bild Österreichs, (S. 1 -21) 898

Das Bild Österreichs. Anmerkungen (S. I-XXIV)

## Vorwort

Seit die beiden antiken Adler Roms und Byzanz' die Horste der mediterranen Zivilisation nach Norden ausdehnten und die Legionen des Südens ihre eigene Kraft mit der Vitalität der barbarischen Völker, der Kelten, Germanen, Slawen und Tataren, verschmolzen, ist der Donaauraum der Dreh- und Angelpunkt jenseits der Alpen und des Balkans, wo sich West und Ost begegnen. Hier wurden in der Spätantike die Nebenschauplätze der mediterranen Welt, aus denen einst in der Urzeit die heroischen Völker Griechenlands und Italiens ins Licht der Geschichte traten, in das Herz des künftigen europäischen Kontinents verwandelt. Dies ist das eigentliche Thema der donauländischen Zivilisation seit den Anfängen der europäischen Geschichte. Der Begriff "danubiisch" ist jedoch nicht ganz zutreffend. Der Dreh- und Angelpunkt war in der Tat immer dort, wo die Ausläufer der Ostalpen zur mittleren Donau abfallen, und nicht immer und nicht nur die Donauländer haben sich zu diesem Zentrum hingezogen gefühlt. Hier wuchs Wien an den Hängen der alpinen Hügel und Wälder und am Ufer der Donau aus seiner keltischen, römischen und byzantinischen Vergangenheit in das düstere Licht des frühen Mittelalters, als fast gleichzeitig die Slawen, die Tataren, die Germanen ihr einen einheimischen Namen gaben: Viden-Becs-Wenia (Wien). Gleichzeitig wurde der Name Österreich vor tausend Jahren geboren, und dieser Name sollte bleiben, um anzuzeigen, welche Art von Commonwealth, Reich oder Ideologie sich um Wien herum herauskristallisieren

würde: das ostalpine Commonwealth im Mittelalter und in unserer Zeit, - das Reich des Hauses Österreich während fünfhundert Jahren moderner europäischer Geschichte, - die europäische Ideologie der *Respublica Oecumana*, lebendig in so vielen "Wiener Schulen" des modernen Denkens, politisch und wissenschaftlich, in unserer Generation. Von all diesen historischen Realitäten und Tendenzen ist Österreich mit Wien, so wie sie sind, immer noch die Erbin. Sein Platz scheint mehr denn je in der Mitte von West und Ost. Die ganze Welt scheint wie nie zuvor gezwungen zu sein, sich um das zu kümmern, was in und mit Österreich geschehen wird. Es scheint daher lohnend, den Platz der österreichischen Idee in der europäischen Gesamtgeschichte bis zur Gegenwart zu suchen, um ihre Funktion in der nahen oder fernen Zukunft zu ergründen, wenn West und Ost gerade hier zu Frieden oder Krieg zusammenfinden müssen.

Jede Phase der europäischen Geschichte, die auf irgendeine Art von Imperialismus abzielte, hat sich notwendigerweise vorgenommen, diesen Angelpunkt zu erobern und durch ihn den Kontinent, das Zentrum, den Osten und den Westen zu beherrschen. Karl der Große versuchte, hier sein Sprungbrett in das byzantinische Reich zu errichten, dessen Legitimität er in seine eigene Macht übernehmen wollte. Die Staufer sehnten sich danach, hier ihre deutsch-italienische Achse zu festigen. Den Habsburgern gelang es, von hier aus sechshundert Jahre lang das Heilige Römische Reich und durch seine Mystik die europäische Völkerfamilie zu regieren. Karl V. verwurzelte eine der beiden Säulen des Herkules, Symbole der universellen Monarchie, in der die Sonne nie unterging, in diesem Boden. Ludwig XIV. symbolisiert die französische Mobilmachung sowohl gegen die Schweden als auch

gegen die Türken. Sowohl Gustav Adolf als auch Kara Mustafa hätten ihr Ziel, entweder das nordische oder das orientalische Reich an der mittleren Donau zu verankern, fast erreicht, aber unter den Mauern von Wien wurden ihre Pläne schließlich zunichte gemacht. Napoleon dachte nach seinem Einzug in Wien eine nachträgliche Legitimation für sein Vorhaben, Europa durch Eroberung zu vereinen, erhalten zu haben, nur um hier seinen Meister zu finden. Alle diese Imperialismen sind am Ende auffällig gescheitert. Dieses Urteil schließt auch die österreichische Variante des Imperialismus ein, die eine der Habsburger war, obwohl sie wahrscheinlich die humanitärste von allen war. Sie alle repräsentieren das teutonische Jahrtausend, das bisher mit dem abendländischen Christentum identisch war, gegen das sich der moderne Mensch, seit er zu seinem Bewusstsein erwacht ist, zur Wehr gesetzt hat. In der Tat ist der österreichische ewige Kampf gegen den Imperialismus, auch im Gewand des österreichischen Pseudoimperialismus, immer weitgehend identisch mit diesem Kampf des modernen Menschen gegen die Tyrannei gewesen.

Zwei altertümliche Imperialismustypen haben sich eine Zeitlang an der mittleren Donau durchgesetzt, während zwei moderne Imperialismustypen, nachdem sie ihre Vorgänger eliminiert haben, nun vor der Geschichte beweisen müssen, dass sie wie einst Rom und Byzanz ein weiteres Jahrtausend zu schaffen vermögen. Hier sind Österreich und Preußen im Sinne des 18. und 19. Jahrhunderts nun von der englischsprachigen und der russischsprachigen Welt abgelöst worden.

Die von Österreich verkörperte Variante des Imperialismus war sicherlich einzigartig in ihrem defensiven Charakter, in ihrer agglutinativen Expansionsmethode und in ihren

Triumphen über viele viel aggressivere Arten des Imperialismus im Laufe der Jahrhunderte. Es gab also eine ganz natürliche Affinität zwischen dem österreichischen Kaiserreich und den westeuropäischen Ideen, auf die sich der moderne Mensch stützen sollte. Der Höhepunkt dieser Affinität war die nachnapoleonische Periode, in der der österreichische Imperialismus alten Typs und der westeuropäische Imperialismus neuen Typs, der damals vor allem im Britischen Empire seinen Ausdruck fand, für ein Intermezzo sogar zusammenarbeiteten. Diese Zusammenarbeit war in der Tat die Grundlage für den Frieden und den Fortschritt, der trotz verschiedener lokaler Kriege mit weitreichenden Folgen den europäischen Staatenbund vom Wiener Kongress bis an den Rand des Ersten Weltkriegs beherrschte. Das anonyme Genie der Briten, dessen Symbol der Goldstandard der Bank of England war, folgte in demselben Jahrhundert, in dem auch das architektonische Genie des Wiener Kongresses (den die Franzosen Talleyrand und die Österreicher Metternich nennen) das europäische Konzert der Mächte als Grundlage der ersten modernen internationalen Ordnung des Kontinents errichten konnte. Es war das blühendste Jahrhundert der europäischen Geschichte, immer noch die Mutter aller Errungenschaften, derer sich Europa rühmen kann, und vielleicht das Modell, an dem sich das kommende Jahrhundert orientieren kann.

Die wichtigste Errungenschaft dieses Jahrhunderts war sicherlich, dass es mit der Vitalität, die aus der rassistischen Symbiose zwischen den deutschen Herrschern und den slawischen Massen unter preußischer Führung hervorging, fertig zu werden vermochte und damit das zähmte, was sich als der Dämon der modernen europäischen Geschichte erwies. Es war jedoch eine Domestizierung,

kein Exorzismus. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts war Preußen neben und gegen Österreich auf der mitteleuropäischen Bühne aufgetaucht, nacheinander unterstützt von den Franzosen, den Briten, den Russen, und hatte sich mit dieser Unterstützung als zweite mitteleuropäische Großmacht etabliert. Zwei mitteleuropäische Großmächte statt einer waren vielleicht ein Vorteil für ganz Europa, solange ihre Konkurrenz nicht sein Herz zerstörte. Die Friedensordnung des Wiener Kongresses und der Bank von England im 19. Jahrhundert war tatsächlich in der Lage, die Auswirkungen des preußischen Dämons zu neutralisieren, ihm einige Zugeständnisse zu machen, es aber schließlich für drei Generationen in den europäischen Staatenbund einzubinden. Sowohl Friedrich II. als auch Bismarck, der Preußen-Deutschland mit Gewalt in seinen neuen Rang erhob, konnten die machiavellistische Aggression entketten, um sie danach wieder anzuketten. Der Geschichtsphilosoph kann mit Recht sagen (und die Geschichte hat dies auch bewiesen), dass zumindest in der Psychologie einer Nation die entfesselten Dämonen ohne Sühne und Wiedergutmachung in der Realität nie wieder angekettet werden. Aber nicht nur der politische Führer, sondern auch der politische Erzieher, der mit seiner eigenen Generation rechnen muss und nicht mit mehr, wird gerne den Kompromiss mit dem Bösen eingehen und das Unkraut beim Weizen lassen, wenn nur die Chance bleibt, dass der schlafende Dämon leichter exorziert werden kann als der umherstreifende. Erst wenn auch die Exorzisten einschlafen, ist diese Chance wirklich dahin. Es war also nicht dieser Kompromiss, sondern der Dämon Preußen, der schließlich begann, das europäische Gleichgewicht der Mächte zu zerstören, indem er sein eigenes Tempo der willkürlichen Expansion begrenzte.

Die Emanzipation Preußendeutschlands aus dem europäischen Völkerbund war ein langer Prozess. Er begann zwar mit dem Siebenjährigen Krieg im 18. Jahrhundert und wurde mit den drei kleinen Kriegen von 1864, 1866, 1870/71 fortgesetzt, aber der entscheidende Tumult kam erst danach. Es war genau das politische System, das Bismarck als seinen genuinsten Beitrag zum Frieden aufbaute, in dessen Mittelpunkt die Einigung Deutschlands, der österreichisch-ungarische Ausgleich und der Dreibund standen, und das damit das Zentrum des mitteleuropäischen Blocks, des ehemaligen Heiligen Römischen Reiches, von Wien nach Berlin verlagerte. Auch wenn die Vertreter und Führer dieses Machtblocks in Wahrheit nichts anderes als Frieden wollten, konnten sie nicht umhin, allein durch die Existenz ihres politischen Systems im Herzen Europas Krieg zu säen. Die wirklichen Weltmachtbestrebungen des preußischen Dämons, der nur mit halbgeschlossenen Augen schläft, kamen mit dem Ersten Weltkrieg, an dessen Ende das Ende der Habsburger Monarchie stand, und mit dem Zweiten Weltkrieg, an dessen Ende das Ende des Bismarck-Deutschlands stand. Hitler und sein Erbe hätten sich vielleicht noch fünfzig Jahre lang an der Realität eines Großdeutschlands erfreuen können, wenn er nur so groß gewesen wäre wie Bismarck und Friedrich, oder wenn das Verschwinden der Habsburger Monarchie für ihn nicht die Versuchung gewesen wäre, die Funktionen der beiden mitteleuropäischen Reiche zu vereinen, die selbst Bismarck noch getrennt halten wollte. Weniger moderat als seine beiden Vorgänger, zerstörte Hitler seine eigene Schöpfung nach sieben Jahren. Diese Zeit der Vorherrschaft Hitlerdeutschlands in Europa ist durch zwei symbolträchtige Daten gekennzeichnet: die Eroberung Wiens durch Hitlerdeutschland im März 1938 und die Befreiung Wiens



durch Sowjetrußland im April 1945. Wien war wie keine andere Stadt das Symbol für Hitlers Aufstieg und Fall. Wien eröffnete den Deutschen die Chance auf ein "deutsches Zeitalter" in Europa, das sieben mal sieben Jahre hätte dauern können, wenn es maßvoll und organisch genutzt worden wäre. In seiner Machtgier zerstörte Hitler nicht nur sich selbst, sondern auch zwei Jahrhunderte einer viel geduldigeren Arbeit, mit der seine Vorgänger das "deutsche Zeitalter" vorbereiteteten, und riss durch diese Selbsterstörungstaten die letzten Reste des 19. Jahrhunderts mit in den Abgrund. Mit der Beseitigung Österreichs nach dem Ersten Weltkrieg und mit der Nachfolge Preußendeutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg sind fünfhundert Jahre moderne europäische Geschichte verschwunden. So schrecklich ist diese Aussicht für den geschichtsbewussten Menschen, dass er bereit gewesen wäre, einen hohen Preis zu zahlen und Anpassungen an Realitäten zu erdulden, die ihm nicht gefielen, wenn nur dieses Vakuum hätte verhindert werden können.

Der Missbrauch der deutschen Macht durch die Deutschen hat ihren Untergang beschleunigt. Dadurch hat das "russische Zeitalter" in Ost-, Mittel- und vielleicht sogar Westeuropa ganz automatisch begonnen. Nachdem der Erste Weltkrieg die fünfhundert Jahre der Habsburger Monarchie beseitigt hat und der Zweite Weltkrieg die zweihundert Jahre von Friedrich II. über Bismarck bis Hitler, bedeutet dies faktisch, dass das germanische Jahrtausend vorbei ist und die mitteleuropäische Macht, die von Karl dem Großen bis Hitler bestand, endgültig verschwunden ist. Die Jahrtausendphantasien Hitlers haben sich in der Tat in der rückwirkenden Beseitigung des tausendjährigen Kerns der Macht in Mitteleuropa niedergeschlagen, dessen

Nutznieser die deutsche Sprache und das deutschsprachige Volk waren. Das Vakuum, das die beiden modernen mitteleuropäischen Mächte der letzten zwei Jahrhunderte, Österreich und Preußen, hinterlassen haben, wird logischerweise von Russland ausgefüllt, das damit nicht nur zum Erben der Habsburger und Hohenzollern geworden ist, sondern auch eine Schlüsselposition einnimmt, nach der von Karl dem Großen bis Napoleon alle Herrscher Europas gestrebt haben. Nach dem offensichtlichen Scheitern der Habsburgermonarchie in ihrer letzten Phase unter deutscher Vormundschaft und nach dem noch offensichtlicherem Scheitern Preußendeutschlands in seiner letzten Phase unter der Führung eines frustrierten Österreichers, gibt es im Reich der Macht nur noch Russland, das die weltliche Chance hat, es besser zu machen.

\*\*

\*

Es gibt in der Geschichte kein Entrinnen vor den Tatsachen der Machtpolitik, die zwar gezähmt, aber niemals ausgerottet werden kann. Die Geschichte der Zivilisation ist identisch mit dem allmählichen Wachstum des internationalen Rechts, um die Machtpolitik zu regulieren und zu zähmen, aber nicht um sie auszurotten. Breton Woods, Dumbarton Oaks und San Francisco sind ein neuer Beweis für eine alte Weisheit. Der berechtigte Einwand gegen sie ist nicht, dass sie klugerweise mit der Tatsache der Machtpolitik rechnen, sondern dass sie sie durch einen juristischen Schirm zu verschleiern suchen, statt mutig zwischen den natürlichsten Bündnissen in der Sphäre der Machtpolitik und der immer nur asymptotischen Verwirklichung des Völkerrechts zu unterscheiden. Das

Machtkonzert, das es nach dem Wiener Kongress gab, organisiert von Metternich, Talleyrand und Castlereagh, gibt es jedenfalls wieder, nur mit dem Unterschied, dass an die Stelle der ehemaligen fünf europäischen Mächte fünf Weltmächte getreten sind. Standen einst den drei östlichen Monarchien zwei westliche Demokratien gegenüber, so stehen nun den drei westlichen Demokratien zwei östliche Imperien sui generis gegenüber. Obwohl die Westmächte "Demokratien" geblieben sind, stehen sie nun "rechts" von den Ostmächten, wo sie einst "links" standen. Nur der Ersatz für die Bank of England muss noch gefunden werden.

In beiderlei Hinsicht, der internationalen Organisation und ihrem wirtschaftlichen Hintergrund, ist die Weltfunktion der Vereinigten Staaten auffallend. Während Großbritannien und Frankreich noch auf ihren alten Plätzen stehen, hat die Neue Welt sie in der Repräsentation der westlichen Zivilisation überholt. Die römische Substanz der englischsprachigen Welt befindet sich heute in den ehemaligen Kolonien des Ostens, nicht in den Mutterländern. Die drei östlichen Monarchien von einst sind verschwunden, und Sowjetrußland hat das Vakuum gefüllt. Die russischsprachige Welt hat sich bis nach Berlin und Wien ausgedehnt. Die alte Szene zeigt also immer noch das alte Gleichgewicht der Kräfte, doch neue Kräfte stehen im Vordergrund und haben die Oberhand über die ganze Welt. Das Spiel von Metternich wird wieder gespielt, mit anderen Königen und Königinnen, aber mit denselben Spielfiguren. Die Spieler sitzen um denselben Tisch, wo immer sie sich treffen. Das Problem besteht darin, aus der Analogie der Geschichte zu lernen, anstatt die alten Fehler erneut zu begehen.

Es gibt immer noch das alte Element der Macht, nach dem Sowjetrussland jetzt die Chance hat, dort Erfolg zu haben, wo die Habsburgermonarchie und Hitlerdeutschland gescheitert sind: in der Organisation Mittel- und Osteuropas, von der logischerweise auch die Organisation Westeuropas beeinflusst wird. Im Erfolg oder Misserfolg Sowjetrusslands in dieser Hinsicht liegt die Antwort, ob das Zeitalter der Katastrophen beendet ist oder nur durch einen weiteren Hiatus unterbrochen wird. Nachdem der Erste Weltkrieg begonnen hat, weil in negativer Hinsicht Wien die nationalen Probleme der Habsburgermonarchie nicht gelöst hat und positiver Weise Berlin den Pangermanismus anstrebte, und nachdem der Zweite Weltkrieg begonnen hat, weil Österreich sein soziales Hauptproblem negativ nicht gelöst hat und positiv damit zur eigentlichen Beute und zum Sprungbrett Deutschlands wurde, - sollte die Welt lernen, zuerst auf Österreich und Wien zu schauen, wo immer über die Möglichkeit eines Dritten Weltkrieges gesprochen und spekuliert wird. Da Österreich weder den zweiten noch den ersten "begonnen" hat, wird es sich auch nicht positiv schuldig machen, einen dritten Krieg zu beginnen. Aber negativ, hier wird er entweder abgewendet oder wieder heraufbeschworen werden.

Der Mechanismus, wie so etwas wieder geschehen muss, nachdem es schon zweimal geschehen ist, ist nicht allzu schwer zu ergründen. Negativ gesehen wird das österreichische Problem immer im Mittelpunkt stehen, während positiv gesehen die Weltmächte, die für das österreichische Problem verantwortlich sind, erfolgreich sein oder scheitern werden, um den Dritten Weltkrieg abzuwenden oder herbeizuführen. Der Verweis auf den Plural der Weltmächte bedeutet sicherlich, dass, welche passive Rolle Österreich auch immer erlitten haben mag

und welche aktive Rolle Preußen-Deutschland auch immer beanspruchen kann, die anderen Mächte sicherlich Weltpartner einer gemeinsamen Schuld waren. Sie haben sich im Ersten Weltkrieg schuldig gemacht, nicht genau zwischen Österreich und Preußen-Deutschland unterschieden zu haben, nachdem sie zuvor das Wachstum des letzteren gefördert hatten. Sie haben sich in der Zwischenkriegszeit schuldig gemacht, die Neuordnung des Donauraums als natürlichste Kontrolle gegen die deutsche Aggression sabotiert zu haben und die Hitler-Pest aus vielen Gründen gefördert zu haben, statt den ursprünglichen Funken rechtzeitig auszutreten. Wenn Verbrecher und Wahnsinnige sich durch Herostratus-Taten berühmt machen, so sind die Polizeipräsidenten und das Gesundheitsministerium in Wahrheit vorgewarnt, sehr schuldig. So können die Weltmächte gemeinsam eine weitere Katastrophe abwenden oder sie können durch ihre gemeinsame Schuld in diese stolpern. Das Problem Österreichs wird auf diesem Weg der zukünftigen Entscheidungen eine ganz besondere Rolle spielen.

Zweifellos ist das Problem der nächsten Jahrzehnte nicht so einfach nur eine andere Art von preußisch-deutscher Aggression, wie Wilhelm II. und Hitler sie hervorgebracht haben. Wenn der Erste Weltkrieg wegen der unklugen Politik der beiden mitteleuropäischen Großmächte begann und der Zweite Weltkrieg wegen Hitler folgte, so ist Deutschland nun allein der Erbe beider, und die Vorhand bei der Vermeidung oder Auslösung des Dritten Weltkriegs wird das Erbe aller haben, das dreimal so viel Weisheit, Zurückhaltung und Mäßigung erfordern wird wie all diese

Vorgänger zusammen gehabt haben sollten. Das Thema liegt jetzt bei Russland, das im Besitz von Wien alle Chancen und alle Versuchungen hat, die es braucht, um

dies oder jenes zu tun, und es kann scheitern wie Hitler oder erfolgreich sein, wie es das alte Österreich in seiner älteren Geschichte immerhin getan hat, bevor es der deutschen Vormundschaft erlag. Wenn Russland von seinem Pragmatismus in die deutsche Art von Irrationalismus abgeleitet (zu dem Machiavellismus immer prädestiniert) und damit auf dem zentralen Boden Wiens die gleichen Fehler begeht wie Hitler, wird es nur der Auslöser zu neuen Katastrophen sein. Es gibt viele auf beiden Seiten, denen diese Vision zu gefallen scheint. Mir gefällt sie nicht, und ich spreche von ihr, um meinen Teil dazu beizutragen, dass sie nicht eintritt. Jene österreichischen Katholiken (zu denen auch ich gehöre), die sich immer sicher waren, dass es keinerlei Identität zwischen Deutschland und Russland gibt, die die Zusammenarbeit mit ersterem gemieden haben, aber dieselbe mit letzterem predigen, müssen nun beweisen, dass sie Recht hatten oder ihre These zurücknehmen. Sie müssen am eigenen Leibe zeigen, ob sie Recht hatten oder nicht.

In der Tat gibt es in Mitteleuropa noch einen elementaren Unterschied zwischen dem "deutschen Zeitalter" und dem "russischen Zeitalter". Während die Deutschen in ihrem Irrationalismus nicht zögerten, sich auf den selbstmörderischen Zweifrontenkrieg einzulassen, um ihre Träume von der europäischen Anarchie wenigstens auf Zeit zu verwirklichen, zeigen die Russen noch immer ihre Bereitschaft zur weltweiten Zusammenarbeit, bei der in der Tat die anderen Weltmächte für jeden Erfolg oder Misserfolg mitverantwortlich gemacht werden, der das Endergebnis dieses gemeinsam geführten Krieges gegen den gemeinsamen Feind sein wird. Wenn es nach diesem Krieg keinen Frieden geben würde, wären alle Weltmächte

gemeinsam schuldig. Die Schuld der Russen mag seit Beginn der Kooperation darin liegen, dass sie die Substanz ihrer Machtpolitik jeglichen Einflüssen des Völkerrechts entziehen wollen, während die Schuld der anderen darin liegen mag, dass sie diesen ex-lex Status in die Legalität haben wachsen lassen. So sicher es ist, dass der Zeitablauf die Chancen für Verständigung und Kooperation nicht erleichtert, sondern erschwert, so wenig besteht doch die ernsthafte Gefahr, dass sie nicht das Endergebnis sein werden. Nur wenn Russland dem deutschen Virus erliegen würde, den es in Ostdeutschland vorfindet, oder die Versuchung, die der Besitz von Wien bietet, nicht zurückweisen würde, könnte es den Weg beschreiten, von dem viele glauben, dass es ihn bereits betreten hat. Nur die Verschmelzung zwischen der russischen und der deutschen Idee, die letztere in einer weiteren Metamorphose wieder an die Oberfläche bringen würde, würde sich wirklich zum Damoklesschwert über dem Schicksal Europas entwickeln. Das wird das Problem der nächsten Monate oder Jahre oder Jahrzehnte sein, je nachdem, wie schnell die Weltgeschichte voranschreitet oder wie müde die Welt sein mag.

\*\*

\*

In dieser historischen Situation wird Österreich für die Außenämter vieler Nationen und für ihre öffentliche Meinung noch lange Zeit ein Problem bleiben. Es kann sein, dass Österreich nur schwach unterstützt wird, wie einst das Regime Dollfuß-Schuschnigg während der Schlacht um die Vorposten vor dem Zweiten Weltkrieg, oder es kann sogar in einem weiteren Anschluss kapituliert werden, oder es kann, wie jeder anständige Mensch hoffen

muss, zum eigentlichen Schauplatz der weltweiten Zusammenarbeit zwischen West und Ost, Rechts und Links werden, in jedem Fall wird sie ein Problem bleiben, ein Kopfzerbrechen, ein Thema in den Nachrichten, über das genaue Informationen immer willkommen sein werden.

In dieser Perspektive ist eine nüchterne Darstellung der österreichischen Geschichte, eine neue Interpretation, ein besserer Kommentar unerlässlich. Nichts hat diesen Beobachter mehr erstaunt als die Tatsache, wie wenig wirkliches Wissen über Österreich er in Frankreich, in Großbritannien, in den Vereinigten Staaten immer gefunden hat. In Russland gibt es jetzt ganz offensichtlich viel mehr. Als Exilant in diesem Lande habe ich mich fast sieben Jahre lang immer wieder über die Unkenntnis der Diplomaten und Politiker, der Publizisten und Kommentatoren über österreichische Angelegenheiten gewundert. Eine Weltzeitung wie die "New York Times" ist in allem, was Österreich betrifft, uninformiert und voreingenommen. Diese Unwissenheit ist bedauerlich und kann nur immer wieder eine neue Quelle von Fehleinschätzungen und Enttäuschungen sein.

Da diese Vereinigten Staaten innerhalb einer Generation zweimal in europäische Kriege eingetreten sind, Kriege, die in Österreich zumindest negativ aufgefallen sind, Krieg und ein dritter in Österreich wieder bevorsteht, solange es keine gut funktionierende, krisensichere internationale Organisation gibt, die West und Ost zusammenführt, ist es nicht überflüssig, eine Interpretation der österreichischen Geschichte für die amerikanische Öffentlichkeit zu versuchen, von der später auch die Österreicher selbst und andere europäische Nationen gut profitieren können. Das folgende Buch erhebt keinen anderen Anspruch, als eben diese Interpretation zu geben.



Die folgenden drei Kapitel sind bestrebt, eine politische Darstellung des österreichischen Problems zu sein. Das bedeutet, dass ihre Analysen der Geschichte, so objektiv sie auch sein wollen, unter dem Aspekt konkreter politischer Probleme erfolgen, die für die Zukunft von Bedeutung sein werden. Zu diesen Problemen gehören das Zusammenwirken von West und Ost, von Rechts und Links, von dem Österreich seit seiner frühesten Erinnerung etwas weiß, - die Synthese von Machtpolitik und Völkerrecht, die nur ein anderer Name für dasselbe, in der österreichischen Geschichte tief verwurzelte Phänomen ist, - das Zusammentreffen von Demokratie und Sozialismus in der in jedem österreichischen Zeitalter lebendigen Idee der Sozialreform, - und nicht zuletzt die slawische Idee, nicht nur in ihrer Antithese zum Germanentum, sondern auch in ihrer Verschmelzung mit der vom Mittelmeerraum zur europäischen Bühne führenden Zivilisation. Alle diese Ideen, mit denen unser Zeitalter imprägniert wird, damit die Zukunft sie hervorbringen kann, haben ihre alte österreichische Geschichte, die zu kennen sich lohnt. Die Chancen, dass diese Ideen zu einer neuen europäischen Zivilisation zusammenwachsen, in der auch das uralte Problem der ökumenischen Synthese zwischen West- und Ostkirche seine Lösung finden wird, sind groß, das germanische Jahrtausend wird sogar in die Theologie eingehen und das neue Zeitalter der Hagia Sophia das Christentum zu seinem Höhepunkt bringen. Auch in dieser Hinsicht mag Österreich der Boden sein, auf dem die wichtigsten Beiträge zu diesem Effekt geleistet werden.

Der Wert dieses Buches liegt nicht in einer vermeintlichen Überparteilichkeit, sondern im Gegenteil darin, dass sich ein konservativer katholischer Österreicher, ohne seine Heimat zu verlassen, der modernen Welt, Ost und West,

links und rechts, angepasst hat. Schon 1927 habe ich diese Synthese als "rechts stehen und links denken" charakterisiert. So paradox dieses Motto auch erscheint, es ist nur der Spiegel der Paradoxien unserer Zeit zwischen zwei Epochen. Diese Synthese zwischen Rechts und Links zeigt die Entwicklung, die Österreich durchlaufen hat und noch durchlaufen muss. Wenn sie gut geführt wird, bedeutet das weder den Verlust seiner Geschichte noch seiner Religion, sondern die Verwandlung von beidem in ein neues Wesen, durch das allein die österreichische Funktion in der europäischen Zukunft erfüllt werden kann.

Es hat überhaupt keinen Sinn, entweder die Geschichte oder die Religion einfach über Bord zu werfen, wie es die Linke in ihrer älteren Zeit und Schule gepredigt und getan hat. Nichts ist einfacher, als sowohl die Geschichte als auch die Religion von einem anderen Standpunkt aus zu kritisieren, zu dem der moderne Mensch leichten Zugang hat. Aber diese Art von naiver Revolution muss immer wieder zur Reaktion zurückführen, da keine Nation ihre Seele und ihr Gedächtnis auslöschen kann. Es scheint diesem Geschichtsbetrachter eine der größten Errungenschaften der "neuen Linken" zu sein, dass die Werte der Geschichte und der Religion in einem völlig neuen Licht gesehen, geschätzt und gewürdigt werden, zwar immer noch ganz anders als der Konservatismus, aber nicht mehr ignoriert. Auf dieser neuen Basis ist eine Geschichtsdeutung möglich, durch die Rechte und Linke gemeinsam das neue nationale Bewusstsein schaffen.

Nichts ist dringender notwendig als die konstruktive Synthese zwischen Ost und West, in deren Mitte Österreich steht, oder zwischen Rechts und Links, dem Gestern und dem Morgen, wofür die österreichische Geschichte die besten Beispiele liefert. Das ist das Problem aller Nationen

in der kommenden Zeit, aber vielleicht gibt es nirgendwo ein höheres Bewusstsein für diese Faktoren als in Österreich. Die Erfahrungen der beiden Weltkriege waren überall mehr oder weniger gleich. Aber innerhalb einer Generation nun fünf Regierungsformen erlebt zu haben, wie die Österreicher es taten, ist etwas Einmaliges. Diese Tatsache hat sie in der Tat weise gemacht. Von Natur aus mit der Fähigkeit begabt, Kompromisse zu arrangieren, haben die Österreicher die Weisheit des konstruktiven Kompromisses gelernt, durch den selbst die Sünde des bloßen Entgegenkommens gegenüber der bestehenden Macht einen Aspekt und schließlich eine gewisse Ähnlichkeit mit der Tugend gewinnen kann. Es gibt eine Menge politischer Weisheiten, die die österreichische Geschichte demjenigen lehrt, der zuhören will. Es gibt ein Bild des platonischen *homo politicus* in den führenden österreichischen Persönlichkeiten aller Jahrhunderte, deren Physiognomie zu studieren es sich lohnt. Obwohl der Österreicher nicht gerne und gut von sich selbst spricht, ist es ihm durchaus erlaubt, seine Selbstinterpretation darzustellen, wenn es zum Wohle aller ist.

Als Produkt von sieben Jahren Exil, in denen mir das österreichische Problem noch immer am meisten am Herzen und im Kopf lag, in denen ich aber lernte, Österreich von außen durch das Spektrum einer Sprache zu betrachten, die objektiver ist als die deutsche, schenke ich dieses Buch dankbar dem Land und dem Volk, in dessen Mitte ich frei bleiben, frei denken und auch im Exil an der Kontinuität des österreichischen Denkens festhalten durfte.

Tenafly, New Jersey Pfingsten 1945 Ernst Karl Winter

## Einleitung

An dem Tag, als die Nachricht aus Moskau kam, dass die alliierten Staatsmänner eine Proklamation über Österreich erlassen haben, habe ich mit diesem Buch begonnen, und ich habe es am dreißigsten Jahrestag des Kriegsbeginns fertiggestellt, als die Morgenröte der österreichischen Freiheit schon zu sehen ist. Es ist aus der Substanz eines Autors geschrieben, der die meiste Zeit dieser dreißig Jahre ein toter Kopf der Geschichte war wie all die anderen Millionen gewöhnlicher Menschen, der aber dennoch diese Periode mit der ganzen Intensität und dem zurückbehaltenen Atem eines hochinteressierten und tödlich involvierten Menschen durchlebt hat, des platonischen homo politicus, der in der Sphäre der Ideen das Leben manchmal intensiver erlebt, als es handelnde Figuren in der Realität vermögen.

Indem ich das Beste, was ich von Österreich weiß, für seine eigene Zukunft und für seine Freunde überall auf der Erde niederschreibe, denke ich trotz vieler praktischer Punkte in den folgenden Kapiteln nicht daran, dass dieses Buch einfach eine Anleitung ist, wie man bei der Entgermanisierung Europas und dem Wiederaufbau Österreichs vorgehen kann. Es ist auch nicht nur für das unausweichliche Interregnum geschrieben, in dem Europa in erster Linie von den Weltmächten verwaltet werden wird. Wenn es darum geht, eine neue Zivilisation von Grund auf aufzubauen, wird es nicht nur notwendig sein, zu den grundlegendsten Ideen zurückzukehren, die in der europäischen Substanz lebendig sind, sondern es könnte durchaus möglich sein, eine neue Welt zu errichten, in der die Ideen wirklich die Wirklichkeit beherrschen, der Mensch die Erde regiert und die menschliche Person der Souverän aller sozialen Zwecke ist.

Dieses Buch spiegelt die Erfahrung eines ganzen Lebens wider. Daher mag es gerechtfertigt sein, mit einem etwas persönlichen Credo zu beginnen, das jedoch als Hinweis auf viele ansonsten paradoxe Schlussfolgerungen dienen wird. Wenn die Katastrophe, die wir gerade erleben, einen tieferen Sinn hat, dann kann es sich nur um den Aufruf handeln, das nationale Gewissen zu erforschen, damit wir unser Haus auf solideren Fundamenten wieder aufbauen können. Die Suche nach dem Gewissen hat naturgemäß eine persönliche Note, da der Mensch dem Menschen gegenübersteht, ob er nun tot ist oder lebt. Durch dieses persönliche Prisma muss die gesamte Geschichte zwangsläufig betrachtet werden. So ist es naheliegend, dass der Autor, der sich nicht hinter Fakten verstecken will, sondern für jeden Satz seines Buches selbst einsteht, auch von den Architekten, den Ecksteinen und dem Mörtel des österreichischen Bauwerks in seiner eigenen Seele spricht, bevor er sich an deren Objektivitäten heranwagt.

In einem Leben der kontemplativen Politik begegnet man vielen politischen Architekten, vielen spirituellen, einigen empirischen, einer Menge Dilettanten, einer Handvoll zweifelsfreier Meister. Doch sie alle sind Fragmente, wenn sie nicht zum idealen Exemplar, dem "wahren Staatsmann", zusammenlaufen, von dem Platon sprach, der sich in Theorie und Praxis voll bewusst war, dass kein Architekt ohne quadratische Steine und Mörtel ein dauerhaftes Bauwerk errichten kann, dass der Staatsarchitekt mehr als jeder andere dieses Bauwerk zunächst in seiner eigenen individuellen Existenz errichten muss und dass es keinen wesentlichen Unterschied zwischen dem Menschen, der sein Leben organisiert, und dem Staatsmann, der den Staat organisiert, gibt.

Konstruktiv, rechtschaffen und anständig. Dies ist das politische Credo, platonisch und antimachiavellistisch, mit dem dieser Autor im Hintergrund lieber das, was man Realpolitik nennt, aus den Augen verlieren will, als den Faden der zivilisierten Geschichte zu verlieren.

In den Dimensionen der sichtbaren Welt sind die Familien die quadratischen Steine, die nur durch die Märtyrer, die sie geopfert haben, zu einer nationalen Struktur zusammengefügt werden können. In den Dimensionen der unsichtbaren Welt hingegen, an der zu zweifeln eine völlige Torheit wäre, muss es offensichtlich genau umgekehrt sein, denn die Märtyrer sind die wirklichen quadratischen Steine des geistigen Gebildes jenseits von Zeit und Raum, dem die unbekannte Familie des einfachen Mannes, deren tägliches Leben der eigentliche Weihrauch ist, aber demütig den Mörtel anbietet. Nur dort, wo diese beiden Welten zu einer koordinierten Aktion verschmolzen sind, deren Strategie jeder Sterbliche sein möchte, wird die nationale Geschichte durch alle Katastrophen hindurch geradlinig voranschreiten, und jedes unvorhergesehene Unglück, ob national oder persönlich, wird aufgefangen.

Wir Österreicher, die Experten für Katastrophen, sind die Esoteriker dieses Krieges. Später als anderswo schwelte in Österreich der Erste Weltkrieg, früher als anderswo flammte hier der Zweite Weltkrieg wieder auf. Mit den Ohren am Boden und am Himmel hörten wir das Grollen der Panzer und das Dröhnen der Flugzeuge, als sie noch Blaupausen waren... Die österreichischen politischen Parteien mögen wie überall geblendet gewesen sein, doch das österreichische Volk wusste sehr wohl, wer die Waffen des kommenden Krieges konstruieren und lenken würde. "Wir haben alle nur einen Feind", war die Parole einer österreichischen Division, der ich im letzten Krieg

angehörte, bestehend aus einem Dutzend Nationen, die sich schon damals, ihren militärischen und politischen Führern zum Trotz, einhellig der zerstörerischen Qualitäten ihres deutschen Verbündeten sicher waren.

Zähneknirschend wiederholen nun die Söhne die Parole ihrer Väter.

Obwohl Österreich-Ungarn im letzten Krieg infolge der historischen Fehler, die die österreichischen Führer begangen haben, der Mitgesellschafter Deutschlands war, und obwohl die Österreicher zusammen mit einem halben Dutzend ihrer ehemaligen Mitstreiter in diesem Krieg infolge ähnlicher Fehler wieder zum Kanonenfutter der deutschen Armee gehören, - ist dies aus der konsequenten österreichischen Geschichtsauffassung heraus, die im populären Österreich unter der Struktur eines Dreißigjährigen Krieges der modernen Zivilisation gegen die Barbarei instinktiv lebt. In diesem Punkt stimmen die österreichischen populären Instinkte nun mit den Überlegungen vieler Nationen überein. Die Österreicher stimmen vielleicht mit einigen unter ihnen, die nicht katholisch sind, nicht überein, wenn sie wahrscheinlich hinzufügen, dass dies in ihrer historischen Überzeugung bis in die Einzelheiten derselbe Krieg ist, den schon ihre Vorfahren kämpften - bei Sadowa im Siebenwöchigen Krieg, bei Kolin, Hochkirch und Kunersdorf im Siebenjährigen Krieg und noch früher bei Biela Hora, Magdeburg und Lützen im früheren Dreißigjährigen Krieg, die, wie wir es jetzt deutlicher als je zuvor sehen können, alle dieselben Kriege der mediterranen Zivilisation gegen die Barbarei waren. Dies sind die populären Instinkte eines katholischen Volkes, einer alten Rasse, die die Geschichte in Jahrhunderten betrachtet. Wenn die österreichischen Führer während eines halben Jahrhunderts und mehr diese

Instinkte vernachlässigt und dadurch eine Katastrophe nach der anderen herbeigeführt haben, von 1866 bis 1944, so müssen wir jetzt den umgekehrten Weg versuchen, diese österreichischen Instinkte wiederzubeleben, sie offen zu predigen und zu manifestieren, und auf dieser Grundlage die österreichische Führung neu zu formieren, die in der kommenden Zeit mit dem österreichischen Nationalismus übereinstimmen muss, sonst wird sie vom österreichischen Volk sicher nicht geduldet werden.

Wir Österreicher sind ein Volk, das vor der Wahrheit und der Realität nicht zurückschreckt. Wir wissen, dass wir nach goldenen Jahrhunderten, insbesondere nach einem in der Menschheitsgeschichte unerhörten Jahrhundert des Friedens und des Fortschritts, gerade in die Mitte eines eisernen Jahrhunderts kommen, von dem nur die Schwachmütigen erwarten dürfen, dass seine zweite Hälfte wie Honigschlecken sein wird. Diejenigen, die das Schicksal freudig annehmen oder sich bewusst dazu entschließen, in dieser zweiten Hälfte des eisernen Jahrhunderts Österreicher zu sein, wissen schon jetzt besser, dass alles, was an Opfern von ihnen verlangt wurde, wieder verlangt werden wird, wenn nicht im Krieg, so doch im Frieden, wenn nicht im Blut, so doch im Schweiß, wenn nicht in Tränen für Hekatomben von geopfertem Märtyrern, so doch in der härtesten Arbeit, die man sich vorstellen kann, in der Zeugung, Ernährung und Erziehung des Überschusses an Leben, den ein kräftiges Volk brauchen wird. Nur diejenigen, die die Katastrophen der Geschichte aufgesogen haben, aber nicht von ihnen aufgesogen wurden, werden wirklich überleben und ihre persönliche Widerstandsfähigkeit für noch größere kommende Prüfungen unter Beweis stellen.



In dieser Perspektive, *sub specie aeternitatis*, werden auch die politischen Probleme Österreichs von morgen zu sehen sein. Welche Farbe auch immer die Rechten und die Linken morgen in Österreich haben werden, sie werden österreichisch sein müssen. Mehr als je zuvor wird Österreich nur nationale Parteien brauchen und dulden. Österreichisch und national zu sein bedeutet für Parteien, sich übergeordneten Interessen zu unterwerfen, oder anders gesagt, eine "Partei" und keine "Totalität" zu sein. Wie auch immer die österreichischen Parteien gefärbt sein mögen, ein konstruktiver Kompromiss wird wieder unausweichlich sein, entweder zwischen Katholizismus und Sozialismus, wenn es die gleiche politische Konstellation in Österreich gibt wie bisher, oder zwischen welcher Art von politischer Philosophie auch immer, die Oberhand über das österreichische Volk haben mag. Ein konstruktiver Kompromiss bedeutet nicht, dass man seine eigenen Vorstellungen aufgeben muss. Um zur Idee eines konstruktiven Kompromisses zu gelangen, muss man manchmal die Konsequenzen beider Ideen durchgehen, muss sie jeweils verstehen und muss in sich selbst etwas von der inneren Einheit der Gegensätze finden, auch wenn die Menschen auf der Linken und auf der Rechten, Ich sage nicht, dass solche Kompromisse zwischen Feuer und Wasser möglich sind, aber ich glaube auch nicht, dass das Problem des Katholizismus und des Sozialismus zum Beispiel, oder das Problem der Monarchie oder der Republik in diesem Stadium der Geschichte eines der Marke Feuer oder Wasser ist. Die künstliche Wiederbelebung des letztgenannten Problems im österreichischen Volk nach diesem Krieg wird sicher nicht viel Sinn haben. Die Zeit wird vergangen sein, in der die Monarchie für Österreich politisch etwas bedeuten kann, und die andere Zeit noch weit entfernt, in der wieder eine

bloße Arabeske überhaupt von Interesse sein wird. Der gesunde politische Verstand des österreichischen Volkes mag diese Tatsachen bald begreifen, wenn nicht von außen eingegriffen wird.

Mehr als jedes andere Problem aber könnte die Regierungsform unter den kleineren Nationen zum Gegenstand der Machtpolitik unter den größeren Nationen werden, wenn sich kein konstruktiver Kompromiss nach innen und außen durchsetzt. Wenn die Vereinten Nationen den Begriff der Demokratie restriktiv auslegen, indem sie jede Art von Faschismus oder autoritärem Regime ausschließen, gleichzeitig aber so weit gefasst sind, dass sie jede Art von Monarchie einschließen, dann kann dieser automatisch zum Spielplatz für alles werden, was verboten ist.

Solange die Weltorganisation selbst notwendigerweise ein Parallelismus von drei oder mehr verschiedenen Arten von Demokratie, Republik, Monarchie und verschiedenen Regimen sui generis ist, kann die Situation in den einzelnen Staaten und den vielfältigen Einflüssen nichts Besseres sein als ein ähnlicher Parallelismus der politischen Kräfte innerhalb der Nation. Nur in Form eines konstruktiven Kompromisses können die Verfassungsordnungen in beiden Dimensionen, national und international, wirklich der Gefahr entgehen, dass irgendwo irgendein Giftkern wieder gerinnt.

So wird die österreichische Psychologie wie auch die Weltlage in die gleiche Richtung tendieren: Welche Kräfte auch immer in Österreich nach der ersten demokratischen Wahl existieren werden, sie werden einen konstruktiven Kompromiss finden müssen. Der "wahre Staatsmann" dieser österreichischen Situation wird entweder der

Sozialist sein, der katholisch denkt, oder der Katholik, der wie ein Sozialist denkt, was auch immer die Mehrheitspartei sein mag. Dieses Evangelium des Kompromisses mag in vielen Ohren schrill klingen. Menschlich gesehen ist der befürwortete Kompromiss der Ausdruck einer selbst auferlegten Beschränkung. Nachdem wir die Hauptenergie unseres Lebens darauf verwendet haben, zwei unterschiedliche Ansichten in einer intellektuellen Struktur zu verschmelzen, sind wir, die Generation der beiden Weltkriege, nicht in der Lage, etwas Besseres als einen konstruktiven Kompromiss anzubieten. Wir sind die Generation zwischen zwei Zeitaltern. Unsere Nachkommen werden auf einer solideren Grundlage stehen. Im Lichte der Geschichte dürfen wir uns aber nicht fürchten, aus unserer eigenen Position zwischen den Fronten und zwischen den Zeiten heraus nur etwas angeboten zu haben, das lediglich die Vermischung zweier Widersprüche ist, sondern die Vision einer Zukunft, in der es weder die politische Metaphysik der Rechten noch der Linken geben wird, sondern allein die Substanz und das Bild der nationalen Individualität.

\*

Die Österreicher haben in den ersten Schlachten des Zweiten Weltkriegs gekämpft und sind gefallen, bevor die Welt überhaupt wusste, dass es wieder Krieg gab. Es gab zwei Reihen von Kämpfern, aber ein Ziel, Österreich, das Hauptopfer des Ersten Weltkrieges, war vielleicht das einzige europäische Land, dessen intellektuelle Energien in beiden Lagern übereinstimmten und sich bewusst waren, dass es nur einen Waffenstillstand zwischen zwei Katastrophen gab. Cassandra lauerte in vielen Verkleidungen auch unter jenen Österreichern, die, während sie die Welt unweigerlich in einen weiteren

Abgrund stolpern sahen, stolz halfen, an dessen Rändern ein vorbildliches Heim zu errichten.

Als schließlich das Ungeheuer aus dem Abgrund auftauchte, in den die Welt hineingezogen werden sollte, fanden die Österreicher, die um sein Geheimnis wussten, ein schwaches Echo in der Welt, einige vereinzelte Schriftsteller oder Staatsmänner schlossen sich ihrem Schrei in der Wildnis an, aber die Massen der anderen Völker, die von den Routiniers der Politik geführt wurden, bemerkten nicht, dass ihr eigenes Verhängnis schnell herannahte. Es gab zwei große Parteien mit sehr unterschiedlichen Propheten, deren Alltag sich von dem in anderen Ländern nur dadurch unterschied, dass er mit ärmeren und knapperen Lebensbedingungen gesegnet war, als es sie irgendwo in Europa gab. Natürlich gab es, wie überall sonst auch, die Idealisten oder Realisten zwischen oder über den Parteien, wie man sie nennen und einordnen will, die meinten, dass weder die eine noch die andere Partei der Welt jetzt viel mitzuteilen hätte, sondern dass Österreich als solches dazu in der Lage sein könnte, wenn und sobald seine Idee wieder auftauchen würde wie der Geist über den Wassern.

So mancher Österreicher hat in diesem Kataklysmus sein Leben für Europa und die Zivilisation geopfert, bevor Europa als Ganzes auch nur die leiseste Ahnung von einer neuen Völkerwanderung hatte, die seine Zivilisation verschlingen sollte. Von den beiden österreichischen Parteien, die 1933/34 auf tragische Weise aufeinanderprallten, und von ihren Opfern und Helden wurde oft gesagt, dass "sie beide für Österreich gestorben sind". Die Wahrheit, die es wert ist, von der Geschichte verkündet und von jenen außerhalb der gegnerischen Lager formuliert zu werden, ist, dass sie beide für Europa

gestorben sind. Die Arbeiter von Wien, Steyr und Leoben, die die demokratische Verfassung verteidigten, und ihre vom autoritären Regime hingerichteten Führer wie Koloman Wallisch und Rudolf Weisl haben für die Arbeit gekämpft, sind aber für Europa gestorben. Als kaum ein halbes Jahr später Engelbert Dollfuß dem Nazi-Terror zum Opfer fiel, wie auch seiner eigenen tragischen Schuld, kämpfte er erneut für den Katholizismus, starb aber für Europa. Die Vertreter beider Gruppen starben auf verschiedenen Posten für ein analoges Ziel, um Europa die Augen zu öffnen. Die sozialistischen Kämpfer für die demokratische Verfassung starben, um Europa die Unausweichlichkeit eines Kampfes gegen den Faschismus in all seinen Schattierungen zu lehren, auch wenn er sich seiner selbst und seiner eigenen Konsequenzen nicht bewusst war, während der katholische Staatsmann, der in tragischer Verwirrung die Verfassung verletzte, um, wie er seine dunkleren Motive rationalisierte, Österreich besser gegen Deutschland zu verteidigen, starb, um durch seinen Tod zu lehren, wie die Unabhängigkeit Österreichs wirklich zum Eckstein des europäischen Friedens geworden ist. Beide kämpften und starben, ohne dass sie bis heute von der übrigen Welt voll verstanden werden. Und doch haben ihre Erben, indem sie sich gegenseitig voll verstehen, den Schlüssel, um von der Außenwelt besser verstanden zu werden.

Nachdem die kurze Schlacht der Vorposten in den Außenbezirken und im Herzen Wiens wieder abgeklungen war, beglückwünschte sich die Welt, ihr Gleichgewicht wiedergefunden zu haben. Sehr bald glaubten die wunscherfüllenden Beobachter, es sei nicht einmal berührt. In Wirklichkeit ging der Krieg unter der Oberfläche weiter, der Krieg zwischen den beiden österreichischen Parteien,

die eine nun auf dem autoritären Kutschbock, die andere unter den Rädern, sowie ihre beiden getrennten Kriege gegen die ausländischen Eindringlinge und ihre innere Vasallität. Fünf Jahre lang dauerten diese drei Kriege in Österreich mit fast allen Paraphernalien des Krieges nicht einmal immer hinter den Kulissen, doch ohne große Beachtung durch die Außenwelt. Nicht die geringste Ahnung, dass zwei dieser drei Kriege ihr eigener Fall sein könnten, erkämpft und verloren, beunruhigte die anderen europäischen Nationen.

Die Medizinmänner des Vogelstraußclans setzten ihren Kurs noch fort, als eine weitere Eruption folgte und Österreich, von allen Großmächten verlassen, zusammenbrach. Wie viele europäische Staatsmänner sahen damals klar, dass Deutschland den archimedischen Punkt im Herzen Europas erreicht hatte, um den Kontinent aus den Angeln zu heben? Wie ein Schiff, dessen Kapitän hofft, sein Heck auf Kosten seines Bugs zu retten, schlossen jene auf der Lotsenbrücke Westeuropas das Blatt, das Österreich war, und schrieben es aus ihrem Gedächtnis und ihrem Konto ab. Die Welt hat die Augen geschlossen und die Ohren verstopft, um nicht die Schreie der Hekatombe zu hören, die jetzt wieder in Österreich für Europa fällt, die Männer des autoritären Regimes und der sozialistischen Opposition, Katholiken und Juden zusammen, nach langem internen Kampf nun gemeinsam dem Rächer ihrer gegenseitigen und selbstmörderischen Irrtümer gegenüberstehen.

Eine Vielzahl von katholischen Führern, jüdischen Intellektuellen der Arbeiterbewegung und Vertretern des Legitimus wurden verhaftet oder getötet, und viele von ihnen nahmen sich in ihrer Verzweiflung das Leben. Es war wie die Entwurzelung der gesamten Intelligenz des

österreichischen Volkes. Es gab Zeiten, in denen die prominentesten Katholiken, Sozialisten und Legitimisten gleichermaßen unter den Opfern waren: Kurt Schuschnigg und sein gesamtes Kabinett, Richard Schmitz, der katholische Bürgermeister von Wien, Robert Danneberg, die Seele und der Geist des "Roten Wien", Führer des Legitimus wie Friedrich Wiesner, der Sohn des jüdischen Gelehrten, dem einst H. St. Chamberlain sein Standardwerk über den Rassenwahn gewidmet hatte, in dem der Nationalsozialismus seine Ursprünge hat und auf das Hitler noch heute neidisch ist, und nicht zuletzt die Söhne des Erzherzogs Franz Ferdinand, Max und Ernst Hohenberg, die Bluterben der Habsburger. In der Nazi-Theorie sollten sie nun für eine weitere Enttäuschung Hitlers büßen, die sich in dem Tagtraum andeutete, den er einst offenbarte, wie ein deutscher Student, sein eigenes Ego-Ideal, nicht ein serbisches Schwein, dazu bestimmt war, den Thronfolger der Habsburger zu töten. Diese und viele tausend andere repräsentative Persönlichkeiten aller Anti-Nazi-Konfessionen wurden Opfer von Schuschniggs Zusammenbruch und Hitlers brutalem Hass und Psychopathie. Nicht alle von ihnen starben. Viele wurden schließlich freigelassen. Doch zu viele starben und wurden für ihr Leben verstümmelt.

Um eines dieser Opfer trauere ich am meisten. Als ich die ersten Wochen im Exil war und meine Familie noch in Österreich lebte und ich in der tiefen Unruhe meines Herzens die gigantischen moralischen und materiellen Probleme betrachtete, die sich aus der eisernen Notwendigkeit ergeben würden, Deutschland zu besiegen und Österreich wieder zu befreien, verließ ich mich in meinem zum sterilen Alter geneigten Geist vor allem auf seinen geistigen Rat, seine Güte, seine Offenheit, seine

Sanftmut. Dieser mein Freund, an den ich mich gerne um Trost gewandt hätte, war **Hans K. Zessner-Spitzenberg** (gest. 1. August 1938), eine *anima candida*, ein vorbildlicher Vater, ein treuer Freund, Professor der Rechtswissenschaften an der ersten landwirtschaftlichen Hochschule, ein Führer des Legitimismus in der Vaterländischen Front, wo Schuschnigg sein kleines Portefeuille als Gegengewicht zu jenem des österreichischen Quislings Seyss-Inquart einsetzte. Sturm in der Wasserflasche auf Schuschniggs Schreibtisch! Missbrauch einer edlen Seele durch die Legitimisten innerhalb und außerhalb der Regierung - Zessner hat seine doppelte Loyalität teuer genug bezahlt. Der katholische Seyss-Inquart würde für den katholischen Zessner nichts zu tun wagen oder wollen. Nur wenige Tage, nachdem mein Freund ins Konzentrationslager nach Deutschland gebracht worden war, starb er im "Exil", wie seine mutige Witwe im Nachruf sagte. Zessner war ein großer Verehrer des verstorbenen Kaisers Karl, aber er selbst starb unter noch größeren Qualen. Er war ein Aristokrat, nicht nur von der Rasse her, sondern von ganzer Seele, eine jener reifen Früchte eines alten Baumes, die unter der Sonne leiden, sie aber zu ertragen wissen. Manchmal sagte er zu mir: "Meinst du nicht, wir sind zu alt, um etwas anderes zu tun, als uns ehrenvoll zurückzuziehen?" Sein heimlichster Schmerz war, dass er in all seiner tiefsitzenden Loyalität nicht umhinkonnte, in dieses Urteil allmählich auch sein eigenes politisches Ideal, den Legitimismus, mit einzubeziehen. Paradoxerweise hätten sie ihr Land vor der Zerstörung und ihre Ideale vor dem Vergessen bewahren können, wenn nur alle seine Mitstreiter von demselben Eifer beseelt gewesen wären.



Eine weitere Welle von Opfern fiel, als in Folge des Anschlusses die Judenverfolgung in ganz Großdeutschland neuen Auftrieb bekam. Tausende wurden umgebracht und brachten sich selbst um, viele überlebten, nur um später Wotan geopfert zu werden, als die Massendeportation in versiegelten Waggons nach Polen begann. Eines dieser letzten Opfer war **Robert Danneberg** (gest. 12. Dezember 1942). Wenn ich Österreich verlassen hatte und mit jemandem über die dortigen Verhältnisse sprach, pflegte ich zu sagen: "Wenn es Menschen gibt, die die äußerste Brutalität überleben, dann sind das Schmitz und Danneberg". Die beiden hatten wirklich ein starkes Genick, das nicht so leicht zu brechen war. Im Falle von Schmitz verbanden sich eine harte Natur und eine tiefe Religiosität zu einem sturen Charakter, der in seinen großen Tagen die leidenschaftliche Feindschaft vieler, in seinen Leiden aber auch ihre Bewunderung hervorrief. Schmitz überlebte das Konzentrationslager, obwohl ihm beide Beine amputiert wurden, nachdem er absichtlich dem Frost ausgesetzt worden war. Bei Danneberg hatte genau dieselbe harte Natur ihr Pendant in einer anderen Art von weltimmanenter Religiosität gefunden, das Judentum in seinem Blut verschmolz mit dem Sozialismus in seinem Geist zu einer Art Messianismus, dessen grundlegendes Merkmal der Glaube an die Unfehlbarkeit und Unbesiegbarkeit des Proletariats war.

Während Danneberg nach 57 Monaten KZ-Haft brutal umgebracht wurde, weil er Jude war, wurde Schmitz als Katholik immerhin entlassen, sobald er verkrüppelt war. So zeigt die Scheinprovinz des Nationalsozialismus, wie man die einen bestraft und die anderen vegetieren lässt. Doch kann sich jemand der Versuchung entziehen, zu fragen, wie Österreich heute aussehen würde, wenn diese beiden

Männer, die Symbole des "roten" und des "schwarzen" Wien, zur rechten Zeit zusammengefunden hätten? Zweifellos tragen beide gemeinsam die Verantwortung, zumindest als Exponenten ihrer Parteien, die nicht in der Lage waren, einen konstruktiven Kompromiss zu finden.

Danneberg war in all den Jahren, in denen ich ihn kennen gelernt habe, die lebendige Verkörperung des Optimismus. Nie konnte ich seine unerschöpfliche Überzeugung verstehen, dass sich alles zum Guten wenden werde, als ich ihn vor der Katastrophe von 1934 im Rathaus besuchte, als er noch einen der Stühle innehatte, auf denen ich einige Monate später sitzen sollte, oder als ich ihn danach im Gefängnis wiedersah, von wo aus er mir Briefe schrieb, die von intensivem Interesse und anhaltender Aktivität in allen kommunalen Angelegenheiten, auch wenn sie nun in den Händen seiner Gegner lagen, glühten, oder als wir uns wenige Tage vor dem Ende, das er nicht kommen sah und dem er folglich auch nicht entkommen würde, zum letzten Mal trafen. Vergeblich versuchte ich ihm die Dringlichkeit einzureden, das Land sofort zu verlassen. Er konnte nicht glauben, dass Westeuropa dem Anschluss zustimmen würde, und er sah sich gezwungen, bei der Untergrundorganisation zu bleiben, bis es zu spät war. Als er versuchte, in die Tschechoslowakei einzureisen, hatten die Grenzorgane von ihrer Regierung in Prag den Befehl, allen österreichischen Flüchtlingen die Einreise zu verweigern, und so musste der gesamte Zug nach Wien zurückfahren, wo die Gestapo bereits auf ihre Passagiere wartete.

Viele andere Opfer sind gefallen, rechts und links. Ich erinnere an **Joseph August Lux**, leidenschaftlicher österreichischer Patriot und mutiger katholischer Schriftsteller, der in Anif bei Salzburg lebte, direkt vor der

Nase der bayerischen Berge, wo er der Rache nicht entgehen konnte. Ein weiteres Opfer war **Eugen M. Kogon**, ein junger katholischer Intellektueller, in Russland geboren, in Bayern ausgebildet, aber Österreicher durch seine Wahl. Zusammen mit zwei Freunden versuchte er, in der Nacht, als Schuschnigg kapitulierte, über die March in die Tschechoslowakei zu fliehen. Einer schwamm durch den Fluss. Der andere war zu erschöpft. Deshalb beschloss der dritte, ebenfalls zu bleiben. So wurde er am nächsten Tag gefasst und nicht mehr lebend freigelassen.

Es gab viele andere Fälle von sozialistischen jüdischen Intellektuellen, die in den deutschen Konzentrationslagern starben. **Oswald Richter** war der Anwalt der Arbeiterpartei. Er war bereits unter dem autoritären Regime im Exil, kehrte aber freiwillig zurück, da er nicht einmal in Prag, wo er einst hergekommen war, seinen Platz im Leben finden konnte. Ein weiterer Sozialistenführer, der in Brünn im Exil gewesen war, aber ebenfalls zurückkehrte, weil er von Heimweh getrieben wurde, war **Otto Kanita**. Wenige Tage vor seinem Ende fragte er mich nach meiner Meinung, ob er gehen solle oder nicht. Er hatte das Vertrauen seiner ehemaligen Parteigenossen verloren, weil Schuschnigg, der ihn aus parlamentarischen Zeiten kannte und schätzte, sein Interesse an ihm bekundet hatte, ohne jedoch viel für seine wirkliche Rehabilitation zu tun. In dieser moralischen Isolation zwischen den beiden Parteien erinnerte sich Kanitz daran, dass er, der jüdische Intellektuelle, einst als Katholik aufgewachsen war. Er hätte Österreich leicht verlassen können, ohne um die Zukunft zu zittern. Er war ein idealer Rhetoriker und ein perfekter *ex tempore*-Dichter politischer Satiren in deutscher und englischer Sprache. Aber er konnte nicht anders, als trotz meines dringenden

Rates zu bleiben, und so wurde er tatsächlich von der Liebe zu seinem Land gefangen.

All diese Opfer fielen in den ersten Jahren. In der Zwischenzeit hatten die Aktivitäten des Untergrunds begonnen, die sehr bald mit einer Welle von Hinrichtungen durch die deutsche Axt beantwortet wurden. Einer der ersten, der sein Leben opferte, war ein einfacher proletarischer Chauffeur von Beruf, **Hans Schneider**, der zusammen mit seiner Frau Hedwig am 12. Dezember 1942 in Wien durch das Fallbeil hingerichtet wurde. Er war ein Mitarbeiter von mir in den letzten Jahren in Österreich. Ich reiste mit ihm in den letzten Tagen vor dem Ende durch die österreichischen Länder. Als ich Österreich verließ, schlug ich ihm vor, mit mir zu kommen. "Ich kann mein Mädchen nicht zurücklassen, und außerdem müssen wir morgen mit der Arbeit gegen die Nazis beginnen", sagte er. Das tat er, und sein Mädchen kam mit. Wenn er Österreich verlassen hätte, was hätte er dann gewonnen? Ein Weg des Elends hätte ihn, wenn er großes Glück gehabt hätte, vom französischen Konzentrationslager ins spanische gebracht. Kaum hätte er jemals die britische oder amerikanische Küste erreicht. Er war kein Intellektueller, sondern ein Proletarier, der instinktiv, mit dem gleichen gesunden Instinkt wie die österreichischen Bauern, wusste, welches Abenteuer er niemals wagen sollte. Die Entscheidung, zu bleiben, war umso mutiger, je mehr er durch seine Physiognomie Gefahr lief, entweder tatsächlich von den Nazis irgendwie als Jude angesehen zu werden, entweder tatsächlich irgendwie von einigen Großeltern, ohne es genau zu wissen, oder eben einer dieser österreichischen Typen zu sein, die manchmal wie Juden aussehen. Was auch immer er war, er war ein österreichischer Proletarier,

der sich seiner Funktion in hohem Maße bewusst war, der kämpfen wollte und kämpfen ging.

Von dieser Sorte gab es viele. Unter den Sozialdemokraten, denen sie selbstverständlich angehörten, nicht den Kommunisten, nahmen sie sich die Freiheit, die "Bonzen" zu kritisieren, die sich auf Kosten der Proletarier im Parteiapparat emporgearbeitet hatten. Unter dem autoritären Regime, in dessen Rahmen sie bereit waren, für die Freiheit ohne Vorurteile zu arbeiten, sprachen sie lieber mutig ihre Missstände aus, als in den Untergrund zu gehen. Als sie von den Ergebnissen ihrer Kooperationsbereitschaft enttäuscht waren, zögerten sie nicht einmal, zu versuchen, was der Legitimus für das Recht der Arbeit tun konnte. Für viele Beobachter, die den Stolz dieser Menschen, das Rückgrat einer unabhängigen Arbeiterbewegung zu sein, nicht verstanden, waren sie seltsamerweise nie Kommunisten. Unter den Nazis verweigerten sie jeglichen Kompromiss. Ich werde diese Elite immer für die politisch am besten ausgebildete Schicht halten, die die europäische Arbeiterbewegung aufzuweisen hat.

Aber nicht nur die Österreicher im eigenen Land haben den Preis dafür bezahlt. Niemand erträgt ein Exil mit so wenig Anpassungsfähigkeit wie der Österreicher, der zu Hause der Meister der Anpassung ist... Als ich einige Monate in der Schweiz im Exil war und gerade nach Paris aufbrechen wollte, dachte ich über einen Brief nach, den ich an **Otto Bauer** (gest. 4. Juli 1938) schreiben würde, um ihn dort nach den schicksalhaftesten vier Jahren unseres Lebens wieder zu treffen. Wir waren schon vor den Ereignissen von 1934 in engem Kontakt gewesen, nach denen er gegen das autoritäre Regime das Land verlassen hatte, um den Krieg gegen das autoritäre Regime im Exil fortzusetzen,

während ich die Chance ergriff, meinen Teil zum Aufbau der österreichischen Front gegen den Nationalsozialismus im Inland beizutragen. Trotz dieser grundverschiedenen gegenseitigen Entscheidungen gab es ein Band starker Sympathie, das uns verband. Wir hatten uns sogar über gemeinsame Freunde ausgetauscht, als er in Brünn die Untergrundzeitung der Revolutionären Sozialisten schrieb, während ich ein Amt des autoritären Regimes bekleidete. Ich habe auch in dieser Funktion und nach seinem Scheitern nie einen Hehl daraus gemacht, dass ich Bauer für den konstruktivsten Kopf hielt, den die demokratische Republik besaß. In Zürich traf ich einen **anderen Otto Bauer**, den Führer der Religiösen Sozialisten in Österreich, für dessen heikle Lage niemand ein tieferes Verständnis hatte als sein Namensvetter, und als ich die Tür zum Haus eines gemeinsamen Schweizer Freundes öffnete, wo ich Bauer und seine Familie im Exil begrüßen sollte, erzählte er mir, dass gerade die Nachricht aus Paris gekommen sei, Otto Bauer sei gestorben. Zu keiner Zeit in meinem Leben war ich so tief betroffen, dass ich niemals auf dieser Erde die Weisheit eines Mannes hören würde, in dem sich Vision und Erfahrung so perfekt vermischt hatten. Das Erlöschen dieses Lichtes war für mich, als ob die beste Hoffnung, die Österreich im Exil jemals haben würde, vergangen wäre.

Viele Exilanten sind seitdem gestorben. Zu den herausragenden Persönlichkeiten des autoritären Regimes, die Österreich verließen, gehörte **Guido Zernatto**, der einzige Minister des Kabinetts Schuschnigg, der das Exil der von allen anderen ersehnten Alterspension vorzog, die sie alle eine Zeit lang in den Konzentrationslagern verbrauchen mussten, aber schließlich in Freiheit prompt wieder erhielten, ausgenommen nur jene, die von den Nazis als Juden angesehen und deshalb getötet wurden.

Zernatto war der verantwortliche Organisator der Vaterländischen Front. Als Sohn jenes österreichischen Landes, Kärnten, in dem Menschen mit italienischen oder furlanischen Namen slowenisches Blut und eine deutsche Ideologie haben, war er ein österreichischer Dichter, bevor er Minister wurde, mit Instinkten von Blut und Boden, weit entfernt von jeder politischen Theorie. Schuschnigg versetzte ihn prompt auf den politischsten Posten, den es im autoritären Regime gab, weil er ihn für einen unpolitischen Geist hielt. Ideologisch gesehen hätte Zernatto leicht den Weg einschlagen können, den die anderen Minister von Schuschnigg schließlich einschlugen, doch charakterlich gesehen war er von einem anderen Kaliber. Obwohl Schuschnigg ihn nicht zu seinem Nachfolger im Exil machte, wie er es hätte tun können, zeigt allein die Tatsache, dass Zernatto Österreich verließ, dass nicht alles im autoritären Regime historisch zwangsläufig in den Anschluss münden musste. Nach einem kurzen Exil, in dem er leider die in seine Einzigartigkeit als einziger Vertreter des letzten österreichischen Regimes im Ausland gesetzten Erwartungen politisch nicht erfüllen konnte, beendete der vorzeitige Tod Zernattos in New York diesen letzten Ableger des Experiments Dollfuß-Schuschnigg im Ausland.

Wenn man Bauer und Zernatto politisch vergleicht, bleibt den Österreichern nicht viel anderes übrig, von dem sie in Zukunft lernen sollten. Bauer wird im österreichischen Gedächtnis als einer der großen konstruktiven Geister der "Zwischenkriegsgeneration" weiterleben, dessen intellektuelle Leistungen noch nicht ausgeschöpft sind. Bauer war aber bei aller Sentimentalität, die er nicht nur für die Arbeiter, sondern auch, wenn nicht noch mehr, für die Bauern, seine heimliche Liebe, pflegte, weniger ein

Österreicher als vielmehr ein Kosmopolit. Das war seine Größe und seine Grenze.

Das war der Hauptgrund, warum Männer wie Zernatto und all die österreichischen "Halbfaschisten", die in Wirklichkeit keine Faschisten, sondern unpolitische österreichische Patrioten waren, plötzlich in die Bresche springen mussten und das Monopol der politischen Führung anstrebten. Zweideutig, unklar, unlogisch, irrational, superclever in ihrem Selbstwertgefühl, aber in der Realität zumindest für die Politik unterprivilegiert, verließen sie die Falten ihrer früheren Berufe, wo Politik sehr oft nur Geschäftsbereitschaft bedeutete, und mischten sich in die reale Politik, von der sie überhaupt keine Ahnung hatten. Sie kannten weder die Ideen noch die Spielregeln noch irgendetwas anderes, was nötig war, um den Staat zu retten oder gar richtig zu handhaben. Aber sie wussten sehr wohl das *unum necessarium*, das die Sozialisten dagegen nie kannten: dass ein Staat durch seine Idee bestimmt wird, dass es ein Verdienst vor der Geschichte wäre, selbst mit verblendeten Augen für den Namen Österreichs zu kämpfen, und dass, wenn die Enthusiasten Österreichs an ihrem Mangel an technischem Wissen zugrunde gehen sollten, die Experten der Demokratie und des Sozialismus in ihrer Blindheit für metaphysische Werte ihren schweren Anteil an diesem traurigen Ende beigetragen hätten. In all ihren tragischen Irrtümern von Dollfuß bis Schuschnigg ist etwas vom echten Idealismus des Don Quijote, der ihre Taten verklärt, lebendig in dem Heroismus, mit dem die Männer des autoritären Regimes fünf Jahre lang allein in der Welt für Österreich gekämpft haben - gegen den überwältigenden Ansturm des riesigen Nachbarn, gegen die Apathie der Welt ringsum und gegen die ideologischen Unzulänglichkeiten ihrer konstruktiven



Möchtegern-Partner im Innern, die nicht wissen wollten, dass ein Land im Krieg nur mit Patriotismus und Nationalismus zu verteidigen ist, nicht mit der perfektsten Parteidisziplin und Programmatik.

Viele der Österreicher, die ihr Leben für Europa und die Zivilisation geopfert haben, schienen mir einst unentbehrlich für jeden Wiederaufbau meines Landes, wenn ich ratlos bin, die schwierigen Probleme des moralischen Wiederaufbaus in meinem Kopf kreisen lasse, kann ich nicht mehr sagen, wie ich mir zu sagen pflegte: Zessner wird den richtigen Weg wissen. Wenn ich überlege, von wem ich politisch am meisten lernen könnte, kann ich mich nicht mehr freuen, dass auch Otto Bauer im Exil ist, und dass ich, so sehr wir in wesentlichen Dingen auch uneins sein mögen, von keinem anderen mehr lernen würde.

Lange Zeit, nachdem ich mich in diesem Lande niedergelassen hatte, als ich Unterstützung in all jenen wirtschaftlichen und politischen Fragen brauchte, in denen zwei gleichgesinnte Seelen immer klarer sehen als eine allein, war ich dankbar, in **Hans Simon** (gest. 9. Oktober 1943) den besten Berater zu haben, den ich für einen der wenigen hervorragenden Köpfe hielt, die unter den Trümmern Österreichs übriggeblieben waren. Als Experte auf dem Gebiet der modernen Finanzwissenschaft hat er nie die Tatsache verleugnet, dass die Schwester seiner Mutter die dritte Frau von Johann Strauss jun. gewesen war, dessen Wiener Charme in der Familie meines Freundes große Sympathie fand. Viele lebenswichtige Diskussionen, die wir einst an den Ufern des Grundl-Sees in der Steiermark begonnen hatten, haben wir an den Küsten von Cape Cod, Massachusetts, fortgesetzt. Er war der Mann, der mir von allen, die mit mir ins Exil von

Österreich nach Amerika gingen, am nächsten am Herzen lag. Auch er wird mir nie auf Erden beistehen.

Dennoch fühle ich ihn und all die anderen Anwesenden, die Seelen und die Geister, Katholiken und Juden, Intellektuelle und Proletarier, romantische Seelen und politische Geister, die mir nahe sind, wenn ich von Österreich spreche und denke. Sie sind mein "Untergrund", und zwar ein wirksamer. Ich stütze mich auf sie im Vertrauen darauf, dass sie mich jetzt noch genauer beraten können, als sie es je zuvor konnten. Sie sind ein Querschnitt der Opfer, die Österreich im letzten Jahrzehnt für die Sache Europas und der Zivilisation gebracht hat. Ohne sie wird es keinen Wiederaufbau geben. Ihre Parteien werden sicher wieder versuchen, das Land zu zerreißen. Aber vielleicht wird es genügen, wenn es ein paar unabhängige Köpfe gibt, in denen die österreichischen Taten eine große geistige Einheit bleiben werden.

Glücklich die Männer, die für ihre Überzeugungen fallen, wenn man sie mit der Bedeutungslosigkeit der an allen Fronten geopfertem Hekatomben vergleicht, wo das deutsche Heer die österreichischen Soldaten ins Feuer gezogen hat, wir können nicht einmal ahnen, wie groß die Zahl dieser Männer ist. Ich denke an die Söhne meines verstorbenen Freundes, die von den Nazis umgebracht wurden, an die Söhne meiner Arbeitskollegen und insbesondere an einen jungen Freund, der Theologie studiert hatte, bevor er zu den Fahnen gerufen wurde, und der seinem "Onkel" in Amerika zuliebe die Situation zu Hause buchstäblich bis zur letzten Mail kommentierte. Die einzelnen Beispiele, so erschreckend sie auch sein mögen, gehen jedoch in einem gemeinsamen Schicksal auf, das ehemalige Nazis und Anti-Nazis gleichermaßen trifft, ein Schicksal, das so grausam und bitter ist wie alles, was

heute in Europa geschieht. Die ehemaligen Nazis unter den österreichischen Soldaten mögen ihr Schicksal verdient haben, aber auch sie, meist aus Altersklassen, die selbst nichts zu verantworten haben, werden überstrapaziert, wo immer sie in Enttäuschung und Abscheu ihre österreichische Substanz unter dem Hemd wiederentdeckt haben, aber von Deutschen und Antideutschen gleichermaßen als Deutsche behandelt werden.

Es ist nicht gewagt zu behaupten, dass die ehemalige Nazi-Minderheit in Österreich längst zu den Überzeugungen der österreichischen Mehrheit zurückgekehrt ist, die schon Anti-Nazi war, bevor es überhaupt Anti-Nazis gab. Doch sowohl Mehrheit als auch Minderheit sind sich nicht sicher, wie die Welt geworden ist, seit es kein Österreich mehr gibt. Sie sind Buben ohne Väter, die sie politisch erziehen. Diese Väter, in vielen Fällen von den Nazis buchstäblich umgebracht, in anderen moralisch tief verletzt, jedenfalls politisch unfähig, sich zu äußern, haben ihren Söhnen eine Art Vermächtnis hinterlassen. Im Allgemeinen haben sie, wie es für ein im Grunde noch gesundes Volk ganz natürlich ist, den weltlichen Mut hinterlassen, in der Regel treu und unbeirrt ihre Pflicht zu erfüllen. Es gibt nichts, was für das österreichische Volk als Ganzes und seine Zukunft wünschenswerter wäre, als dass dies der Tenor seiner Jugend ist. In einigen hervorragenden Beispielen haben die österreichischen Väter ihren Söhnen auch den geistigen Mut hinterlassen, sich als Märtyrer für ihre immerwährende Überzeugung zu opfern. Es gab solche unter den österreichischen Knaben, die sich geweigert haben, der Bestie zu dienen und dafür erschossen wurden. Von diesen Fällen werden wir später, wenn sich der Nebel des Kampfes gelichtet hat, genaueres erfahren. Die

überwiegende Mehrheit der jungen Österreicher hat aber diesen Weg des Märtyrertums nicht gewählt. Ich wage zu behaupten, dass dies nur vernünftig ist für ein Volk, das keinen nationalen Selbstmord begehen will. Niemand hat daher das Recht, einen Stein auf sie zu werfen. Sie als Nazis zu betrachten, weil sie sich nicht selbst ausgelöscht haben, wäre in der Tat Pharisäertum. Sie sind die Jugend, die von Europa an Hitler ausgeliefert wurde, das sich weigerte, die Opfer zu akzeptieren, die die Österreicher bereits für die Zivilisation gebracht hatten. So wurde Hitler-Deutschland zu ihrer gesetzlichen Autorität, der alle, die nicht freiwillig das Martyrium auf sich nehmen wollten, in moralischer Loyalität zu folgen hatten. Das haben sie im Frieden und im Krieg getan.

Die österreichischen Soldaten im deutschen Heer haben in diesem Krieg überall so treu und mutig gekämpft wie ihre Väter unter der kaiserlichen Fahne. Niemand kann ihnen das zum Vorwurf machen. Bei hundert Gelegenheiten, von denen viele Beobachter berichtet haben, haben sie ihre Menschlichkeit im Umgang mit der Zivilbevölkerung und den Gefangenen bewiesen und sich dadurch vom übrigen deutschen Heer unterschieden. Das war nicht Verdienst, sondern Natur. Schon im letzten Krieg habe ich bei gemeinsamen Offensiven österreichischer und deutscher Truppen unsere Bosniaken als Gentlemen, menschlich und zivilisiert erlebt, im Gegensatz zu den Boches, die sich in Ungeheuerlichkeiten ergingen. Die Österreicher haben in diesem Krieg tapfer gekämpft, aber nie den Fanatismus gezeigt, der notwendig ist, um den letzten Graben zu halten, denn es fehlte ihnen sowohl die nationale Überzeugung, für eine gute Sache zu kämpfen, als auch die eiserne Disziplin, für eine schlechte Sache gut zu kämpfen. Einige haben sich ergeben, ohne die Kapitulation

zu suchen. Andere sind noch nicht davon überzeugt, dass ihr großes Dilemma durch eine Kapitulation wirklich gelöst werden würde. Sie mögen die Nazis hassen, aber sie trauen den Anti-Nazis, gegen die zu kämpfen sie ausgebildet sind, nicht ganz. Wir würden sicherlich mehr von ihnen hören, wenn der Name Österreichs im Munde der Vereinten Nationen wirklich auf ein konsequentes Programm hinauslaufen würde, dessen Symbole die österreichischen Jungen in den alliierten Gefangenenlagern und ihre politisch angemessene Behandlung wären. Dies ist nicht der Fall, und jeder Monat, der nicht der Fall ist, kann der politischen Aufgabe in den kommenden Jahren ernsthaft schaden.

Diese unverzichtbare Aufgabe, die schon jetzt beginnen sollte und könnte, hätte sehr wohl der kämpfenden Generation der Österreicher, die das Schicksal des deutschen Heeres geteilt hat, eine Bedeutung ihrer Opfer und Leiden zu geben, die jeder vorherrschenden Interpretation durch den Gedanken der Solidarität und Kameradschaft mit dem deutschen Heer überlegen ist. Wenn diese bessere Deutung in einem neuen Österreich auf Dauer nicht erreicht werden kann, besteht ein drittes Mal die Chance, dass alpine Elitetruppen an einem für die Zivilisation zerstörerischen Unternehmen teilnehmen. Wie ihre Väter, die in Polen, in Russland, in Serbien, in Rumänien und in Italien begraben wurden, selten jedoch Seite an Seite mit ihren deutschen Kameraden, sind die Söhne überall in Europa gestorben, nun aber immer zusammen mit den Deutschen. Können die Toten desselben Krieges im Gedächtnis der Überlebenden jemals getrennt werden? Der Großteil der österreichischen Soldaten im Ersten Weltkrieg hat diese Erinnerung überwunden und wäre noch gründlicher vom deutschen

Bann getrennt worden, sowohl psychologisch als auch politisch, wenn die entsprechende Politik der Sieger positiv genug gewesen wäre. Warum nicht das Gleiche unter besseren Voraussetzungen wieder für möglich halten?

Das Schicksal der Väter und Söhne scheint weitgehend identisch. Beide haben auf der falschen Seite gekämpft. Beide haben in den Plänen und Armeen der Barbaren statt der Zivilisation eine Rolle gespielt, obwohl ihre gemeinsamen Vorfahren ihren Platz in der Geschichte immer gut kannten. Es gibt jedoch einen großen Unterschied zwischen den beiden Generationen. Die Väter wussten noch, dass sie für ein Reich kämpften, das, so sehr es in den letzten dreißig Jahren im Schlepptau Deutschlands gewesen war, wenn es sich durchsetzte, noch irgendeine Hilfsmacht bewahren konnte, um die Flut des Germanentums wieder zu bändigen. Obwohl sie wussten, dass sie Kräfte in den Händen des deutschen Machtspiels waren, waren sie doch immer noch in der Lage, auf eigene Rechnung zumindest am Rande des Spiels zu stehen. Ihre Taten bei der Verteidigung von Lwow und Czernowitz im Osten gegen die Armeen des Zaren oder auch von Triest und Trient im Süden im Namen eines Jahrtausends supranationaler Symbiose gegen die bloße Gier des **sacro egoismo** waren nicht bedeutungslos für die Zukunft und lassen sich vielleicht dreißig Jahre danach besser verstehen. Die österreichischen Armeen im Ersten Weltkrieg haben nicht nur dafür gekämpft, dass die deutsche Macht erhalten bleibt, sondern auch dafür, dass danach, wenn schon kein Frieden ohne Sieger und Besiegte möglich ist, wenigstens die Nachfolgestaaten in einem geschichtlichen Zwischenspiel inmitten von drei Imperialismen, dem deutschen, dem italienischen und dem russischen, möglich sind.

Die Söhne haben nichts von dieser Hoffnung vor Augen. Sie hätten also vor Augen haben müssen, was ihnen Frieden und Wiederaufbau bringen würden. Heute wird ihnen von ihren deutschen Vorgesetzten gesagt, dass sie für die europäische Zivilisation kämpfen. Das glauben sie nicht. Aber sie glauben auch nicht an die gegenteilige Theorie. Sie sind verwirrt und wissen nicht, wohin sie sich wenden sollen. Nur im Hinblick auf den künftigen Wiederaufbau des europäischen Kontinents in friedlicher und zivilisierter Zusammenarbeit im Rahmen der Vereinten Nationen, die das Aufflackern der Barbarei und den Rückgriff auf mehr Machtpolitik überall auslöscht, werden sie im Rückblick begreifen, dass ihre Leiden und Opfer wirklich dazu beigetragen haben, auch wenn sie einst auf der falschen Seite ihre Pflicht erfüllt haben. Denn das ist das Geheimnis ethischen Verhaltens, dass es auf Dauer nicht in erster Linie der loyalitätsmissbrauchenden Autorität dient, an die es gerichtet ist, sondern nur denen selbst, die ihre Pflicht tun. Möge die Geschichte sie nie enttäuschen. Möge es dem befreiten Europa nach diesem Krieg erspart bleiben, ein Stadium zu erreichen, in dem ein einzelnes Volk, so klein es auch sein mag, im Nachhinein zu dem Gedanken verführt wird, dass die Hunnen doch für Zivilisation standen. Möge die künftige Generation des österreichischen Volkes auf den Gräbern und Denkmälern seiner Gefallenen des Dreißigjährigen Krieges den Satz eingravieren können:

MORITURI PRO A USTRIA MORIUNT PRO HUMANITA  
TE.

Die Toten müssen begraben werden, aber die Menschen müssen weiterleben. Es gibt nur eine ureigene Kraft der zivilisierten Gesellschaft, mit deren Hilfe die Katastrophen der Geschichte wieder überwunden werden können, und

nur dadurch können die Opfer der Märtyrer ihren vollen Sinn in der Geschichte erhalten. Diese Kraft ist weder Kirche noch Staat, die in dieser Hinsicht nur Hilfsinstitutionen sind, sondern die Familie, die Großfamilie, nicht die zum Aussterben bestimmte Zwergfamilie, die wachsende Familie in einem wachsenden Volk. Die Familie ist ein eigener Kosmos, religiös und sozial, geistig und weltlich, durch den die tiefsten Wunden des Volkskörpers geheilt werden können. Familie bedeutet das am stärksten individualisierte Individuum und das am stärksten kollektivierte Kollektiv, bedeutet die menschliche Person unter der Autorität und in der Verantwortung der Autorität, die eine im Dienst der anderen, beide im Dienst Gottes und des Landes. Die nationalen Probleme aus dem Blickwinkel der Familie zu betrachten, bedeutet in der Tat eine langfristige Sichtweise im Vergleich zum rein politischen Aspekt. Nichts ist wichtiger im Exil, wo eine Reihe von Ideen für das neue Österreich vorbereitet wird, wie auch wieder zu Hause, wo neues Leben aus den alten Ressourcen allein der vor uns liegenden gigantischen Aufgabe gewachsen sein wird, als wirklich die Sicht der Familie in nationalen Angelegenheiten zu bekommen: Das nationale Leben als das Zusammenwirken von Mann und Frau, beide in erster Linie in ihren natürlichen Sphären, zu sehen, voll und ganz zu begreifen, wie jeder einzelne Punkt der nationalen Aktivitäten entweder zum Vorteil oder zum Nachteil der Familie und damit der nationalen Zukunft ist, und in jedem Detail konsequent so zu handeln, dass die Werte der Familie in der nationalen Gemeinschaft aufblühen und alles eise diesem mit dem nationalen Sein oder Nichtsein identischen Ziel untergeordnet wird.

Das politische Exil hat historisch dort überhaupt einen Sinn, wo nationale Ideen bewahrt und für die Zukunft eingebracht



werden, die das Volk in der Heimat unter fremdem Joch nicht ebenso sicher lebendig und unbefleckt halten kann. Wenn ein Exil kurz ist, ist es vielleicht gar nicht notwendig. Wenn ein Exil lang ist, wird es nicht von Männern ertragen, deren Namen in den fließenden Flüssen der Zeit geschrieben stehen, sondern nur von Menschen, die tief in ihrem nationalen Boden verwurzelt sind, wie es einst die polnischen Aristokraten und Intellektuellen sicherlich waren...

Dieses Buch ist von einem einzelnen Autor geschrieben, aber aus der Substanz seiner Familie, d.h. derer, die ihn in dieser Zeit umgeben, und derer, die ihm in vielen Zeiten vorausgegangen sind, erdacht. Allein diese Gesellschaft der Geister durch die Zeiten hindurch ist es wert, dass man sie sein Vaterland nennt. Dies allein war die Grundlage dafür, dass wir aus Österreich auswandern konnten, als es ein Teil Großdeutschlands wurde, und dies allein ist noch immer die Grundlage dafür, dass ich in Erwägung ziehen kann, wieder nach Österreich zurückzukehren, nachdem es befreit ist, ob es nun ein paar Monate länger dauert oder 123 Jahre, wie im Falle Polens.

Aus der Substanz der Familie, deren Schlachtruf Österreich ist, deren Grundsatz *primum philosophari deinde vivere* und deren Wappen die Lilien auf dem Felde sind, wird der nationale Wiederaufbau nach diesen gigantischen moralischen und materiellen Zerstörungen allein möglich sein. Die österreichischen Kinder der kommenden Generation werden auf einer geistigen, nicht auf einer ökonomischen Grundlage, die für jedermann einleuchtend ist, zur Freiheit und zu einem toderntesten Leben erzogen werden müssen, das, wie sie sicher entdecken werden, in Wirklichkeit das einzige freudige Leben ist, das es überhaupt zu leben lohnt. Dies mag ein anderes

österreichisches Evangelium sein als das die Welt von den Österreichern zu hören gewohnt ist, aber es wird zweifellos das einzige sein, das das Überleben eines Österreichs in der zweiten Hälfte des eisernen Jahrhunderts garantiert. Nur ein Leben, das von Askese, Aufopferung und erstklassigen Leistungen geprägt ist, wird in Zukunft als österreichisches Leben zählbar sein und nicht nur eine Belastung für die Volksgemeinschaft darstellen. Da es mir selbst mit genau diesem Rezept trotz allem Zynismus, der mir auf meinem Weg begegnet ist, zeitlebens sehr gut ergangen ist, vertraue ich darauf, dass es in meiner Familie noch genug Missionen geben wird, um als Österreicher gezählt zu werden.

Dieses Buch ist ebenso sehr das Produkt einer österreichischen Familie im Exil, wie es das Produkt des Verstandes und der Feder des Autors ist. Wenn ich sage, im Exil, da ich auf dem heimatlichen Boden des guten alten Tenafly, New Jersey stehe und von meinem Fenster aus auf die Palisaden blicke, wie ich einst auf den Wienerwald blickte, schäme ich mich fast, im Exil zu sagen, wo ich zu Hause bin. Wo immer wir einmal wieder zusammen sein werden, am Stadtrand von Wien, in den niederösterreichischen Bergen um Maria Zell, in den oberösterreichischen Ebenen und Hügeln, in Tirol, nördlich oder südlich des Brenners, in Salzburg, in der Steiermark, in Kärnten - wir werden nie vergessen, in Tenafly zu Hause gewesen zu sein, anderthalb Stunden vom Empire State Building in New York entfernt.

Vieles würde dafürsprechen, für den Rest unseres Lebens in Tenafly zu bleiben, - wenn Österreich uns nicht zur Arbeit rufen würde. Wenn ich als Vater spreche, der die Fackel des Lebens an seine Nachkommen weitergibt, in dem vollen Bewusstsein, dass sie den Weg dort fortsetzen

werden, wo ich ihn verlasse, gibt es etwas in mir, von dem ich fühle, dass es mich niemals in die Lage versetzen wird, das fülligste Leben, dessen ich noch fähig bin, einem anderen Land als Österreich zu geben, für das ich mit meiner ganzen Seele gearbeitet habe, solange ich mich erinnern kann, was fast ein halbes Jahrhundert ist, und die Väter und Mütter in meiner Seele haben ein halbes Jahrtausend gearbeitet und mehr, als wir uns erinnern können. Wir werden es wieder tun. Irgendein Splitter wird wieder in der alten Form wachsen. Keine Chance der Welt kann diese Aussicht ersetzen.

In diesem Buch haben wir nach bestem gemeinsamen Können für unser Land gearbeitet. Wir haben es getan, indem wir gemeinsam Kapitel für Kapitel ermöglicht und durchgeführt haben. Sie mussten nicht nur erdacht und geschrieben werden, was meine Hauptaufgabe ist, nicht nur unermüdlich korrigiert und sprachlich betreut werden, wozu mein ältester Junge und mein ältestes Mädchen ihren Teil beitrugen, sondern gleichzeitig musste die vorhandene wirtschaftliche Basis durch die genaue Zusammenarbeit aller Beteiligten angepasst werden, wobei jeder eine Funktion innehatte. Ohne meine Familie hätte ich dieses Buch nie geschrieben. Es ist sowohl geistig als auch technisch eine Familienangelegenheit, zu der alle zehn von uns beigetragen haben, und den anderen neun möchte der Autor seinen väterlichen Dank für alles, was sie ihm geboten haben, aussprechen.

1. August 1944, Tenafly, New Jersey Ernst Karl Winter

Die Schatten von gestern

(§1) Nichts ist leichter, als die Geschichte eines Volkes nur unter dem Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Kräfte zu sehen, die das nationale Schicksal bestimmen, und

besonders die Geschichte eines kleinen Volkes nur unter dem Gesichtspunkt der internationalen Verhältnisse, die zum Objekt machen, was sich danach sehnt, Subjekt der Politik zu sein. Nichts leichter als die österreichische Geschichte auch unter diesen beiden Aspekten zu schreiben! Moderner politischer Journalismus ist manchmal nichts anderes als die Analyse dieser äußeren Faktoren. Doch niemand, der die Existenz nationaler Individualitäten in der Geschichte anerkennt, wird leugnen, dass es auch innere Faktoren gibt. Neben den wirtschaftlichen Kräften und den internationalen Bedingungen, denen auch die mächtigsten Nationen unterworfen sind, gibt es den Faktor der nationalen Metaphysik, deren Schmied selbst die letzte mächtige Nation der Erde ist. Den eigenen Weg durch die Geschichte, die Vergangenheit und die Zukunft zu kennen, ist das unauslöschliche Privileg jeder Nation, unabhängig von äußeren Faktoren. Im neuen Zeitalter, das eine nationale Selbstanalyse erfordern wird, ist es unabdingbar, dass die Nationen lernen, in den Spiegel ihrer Geschichte zu blicken, als ob weder wirtschaftlicher noch internationaler Determinismus, sondern allein ihre eigene freie Entscheidung ihren Lauf bestimmt hätte. Nur wo der Charakter einer Nation wirklich geklärt ist, kann der Einfluss der Umwelt auf den Charakter überhaupt definiert werden. Es ist also nicht sinnlos, sich, ohne die äußeren Faktoren völlig zu vernachlässigen, vor allem auf die inneren Faktoren der nationalen Geschichte zu konzentrieren und ihren Verlauf in dem Licht zu analysieren, das der logische Vorrang der Ideen vor der Ökonomie erlaubt. Das wird in der Tat unser Weg sein. Es gibt immer noch viele Menschen, Bürgerliche wie Staatsmänner, die Nationen lediglich als sprachliche Einheiten betrachten. Dies ist in der Tat mehr als alles andere die soziale Krankheit, die das Grundgefüge der europäischen Völkerfamilie zerstört hat.

Sowohl der Faschismus als auch der Nationalsozialismus sind nur die letzten Folgen des "Nationalitätsprinzips", wie es seit einem Jahrhundert sprachlich interpretiert wird. "Von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität", hat der österreichische Dichter Grillparzer einmal epigrammatisch und prophetisch gesagt. Eine Nation ist keine sprachliche Einheit, sondern ist Mensch, Natur und Geschichte in einer einzigartigen Verschmelzung. Es gibt keine andere europäische Nation, die, um in ihrem nationalen Charakter richtig verstanden zu werden, so sehr wie Österreich die endgültige Emanzipation der Menschheit von den Fesseln des sprachlichen Nationalismus braucht, der nur die Karikatur des historischen Nationalbewusstseins ist.

Der Österreicher ist ein Menschentypus, der zwar deutsch spricht, und wenn er auch überzeugt ist, es viel besser, menschlicher und weniger verunstaltet zu sprechen als die Deutschen selbst, so ist er doch kein Deutscher. Er ist genauso wenig ein Deutscher, wie der Amerikaner ein Engländer ist, trotz der gemeinsamen Sprache, die sie manchmal verbindet, manchmal trennt. Die Österreicher sind nicht bloß ein deutscher Stamm, der einst durch einen Irrtum der Geschichte vom mütterlichen Schoß Deutschlands getrennt wurde und in unserer Zeit wieder in die Schale zurückgeschlüpft ist, zu der er immer gehört hat. Sie sind eine eigene Nation. Ihr Nationalbewusstsein hat sich anders und antagonistisch als das deutsche herausgebildet. Die österreichische Nation ist also eine unbestreitbare Realität der Geschichte. Die Österreicher sind politisch Nicht-Deutsche, obwohl sie, zumindest für oberflächliche Beobachter, sprachlich Quasi-Deutsche zu sein scheinen.

Sie sind jedoch nicht unbedingt antideutsch. Ihr nationales Ideal lässt sich vielleicht am besten umschreiben als die politische Verwendung der deutschen Sprache außerhalb Deutschlands im Sinne einer europäischen Symbiose zwischen Deutschen und Nichtdeutschen. Nur dort, wo sich Deutschland selbst in einer zu lauten und rasselnden Äußerung seiner Interessen durch die bloße Existenz einer anderen deutschsprachigen politischen Gemeinschaft zu Unrecht bedroht und irrational erzürnt fühlt, entpuppt sich dieses österreichische Ideal, das seinem Wesen nach prodeutsch ist, als antideutscher Faktor. Österreich steht im Grunde für einen kosmopolitischen und zivilisierten Gebrauch der deutschen Sprache und eine ähnliche Interpretation der deutschen Ideen gegenüber den nicht-deutschen Völkern der Welt, sowie für eine Assimilation nicht-deutscher Ideen in den sprachlichen Rahmen des deutschen Denkens. Deutschland mag von dieser österreichischen Chance Gebrauch machen oder nicht. Wenn nicht, wird Österreich, das bewusst den Blutstrom vieler Rassen in seinen Adern trägt, mit seiner Welt, die immer offen ist für die der anderen Nationen, sein eigenes Leben fortsetzen. Nichts ist weniger wahr als der Glaube, Österreich sei nur eine deutsche Provinz - geistig oder wirtschaftlich. Die Österreicher haben im Laufe der Jahrhunderte ein sorgfältig in die Landschaft eingepasstes Bauwerk errichtet, das sie als ihren Beitrag zur europäischen Zivilisation betrachten und die Völker der Welt gerne zum Staunen einladen. Indem sie sich an ihren heimatlichen Boden klammern, sind sie in der Lage, innerhalb ihrer eigenen Grenzen in Selbstgenügsamkeit ihr fülligstes Leben zu leben, zumindest ohne dass die Brüste Deutschlands nur Hexenmilch ausgeben. Es gibt für Österreich keine andere Art von Erlösung als in den eigenen heiligen Bezirken, der Seele des Volkes und der

Erde des Landes, wo die Wonnen der Augen von Jahrtausenden der Meditation und Kultivierung teilhaben. In ihrer innersten Seele sind die Österreicher weder pro- noch antideutsch, sondern einfach nicht-deutsch, gleichgültig gegenüber der Tatsache, dass es überhaupt Deutsche auf der Erde gibt, zumindest andere Deutsche als Österreicher.

Die Einzigartigkeit der österreichischen nationalen Individualität umfasst in der Tat eine doppelte österreichische Mission, wo immer die Österreicher ihre Reviere verlassen und sich mit anderen Nationen vermischen. Indem sie viele deutsche Dialekte sprechen, bayerische, alemannische, fränkische, sächsische, abgesehen von dem klassischen Deutsch, das österreichisch ist, sind die Österreicher in der Lage, intimer und genauer als jeder andere auf der Erde mit den Deutschen zu sprechen. Sie sind imstande, sie in allen ihren vernünftigen und unvernünftigen Regungen und Äußerungen zu verstehen, ob die deutsche Sprache sie nun enthüllt oder verdeckt, ihre Worte am treffendsten in die Sprachen der Welt zu übersetzen und ihnen die Anschauungen der anderen Nationen ohne Umschweife zu vermitteln. Österreich ist die einzige wirkliche Brücke, die den gekrümmten Kometen des deutschen Schicksals mit dem Planetensystem der Welt verbindet. Indem es sich in ein Territorium einfügte, das ein wesentlicher Teil eines geographischen Systems außerhalb der deutschen Umlaufbahn ist, überwand Österreich jedoch immer seine eigenen Sprachschranken und gehörte von Natur aus zu einer Familie nicht-deutscher Völker, die, auch wenn sie nie notwendigerweise antideutsch waren, unter dem Einfluss des Germanismus immer wieder zum Kern antideutscher Gefühle und Handlungen werden mussten. Das österreichische Volk ist von Natur aus der

deutschsprachige Partner einer nicht-deutschen Völkergemeinschaft gewesen, die zwar in der Geschichte häufig mit Deutschland verbündet war, aber dennoch immer ihr einziger wirksamer Herrscher und Zäher war. Das ist das doppelte Schicksal Österreichs, das, wenn es weder von den Österreichern selbst noch von den beiden Arten von Nachbarn vollständig begriffen wird, für sie alle zur Tragödie werden muss.

Die doppelte österreichische Mission in der Geschichte hat manchmal zu Zweideutigkeiten über den österreichischen Namen geführt, die dem österreichischen Charakter nicht immer schmeichelhaft sind. Nicht nur die Welt, die auf Österreich blickte, war zuweilen verwirrt, sondern auch die Österreicher selbst wussten oft nicht, was sie eigentlich waren. Wenn wir heute von Österreich sprechen, müssen wir an die Ostalpenländer denken, die bis 1938 als eigenständiger Staat in Form einer Föderation aus neun Bundesländern bestanden: Wien, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Vorarlberg, Kärnten, Steiermark und Burgenland. In diesen Dimensionen entspricht Österreich entweder Maine oder den anderen fünf Neuenglandstaaten zusammen. Grob gesagt ist Niederösterreich fast wie Massachusetts, Oberösterreich fast wie Connecticut, die Steiermark etwa zwei Drittel von New Hampshire, Salzburg nicht ganz ein Drittel von New Hampshire, Tirol wie die Hälfte von Vermont, Vorarlberg wie weniger als ein Achtel von Vermont (oder weniger als Rhode Island), Kärnten fast wie die anderen drei Achtel von Vermont, das Burgenland etwas größer als Rhode Island, während die Hauptstadt Wien (in ihrer geringeren Größe vor dem Anschluss) anderthalb Districts of Columbia entspricht. Die 6,7 Millionen Einwohner Österreichs (1933)



entsprachen dann entweder fast den fünf Stadtbezirken New Yorks oder Neuengland ohne Connecticut.

Auch wenn es sich dabei zweifellos um Österreich in den zwanzig Jahren zwischen den beiden Kriegen handelte, so scheint es doch viel problematischer zu sein, wer in dieser Zeit tatsächlich Österreicher war. Es gab immer viel mehr Österreicher außerhalb Österreichs als nur jene, die innerhalb des großösterreichischen Orbits innerhalb des großösterreichischen Orbits als nur jene, die österreichische Staatsbürgerschaftspapiere besaßen. Es gab einzelne Menschen, die sich als Österreicher betrachteten, und es gab österreichische Minderheiten im Ausland, die auch dort, wo sie zum Vergessen gezwungen wurden, nicht gezwungen werden konnten, ihre Geschichte zu vergessen. Diese Tatsachen anzuerkennen, hat nichts mit einer Nachahmung der gesamtdeutschen Tendenz zu tun, die die deutschsprachigen Nachkommen deutscher Einwanderer überall auf der Welt unter deutschem politischen Einfluss hält. Die Auslandsösterreicher sind ein viel komplexeres Phänomen und ihre Existenz lässt sich nicht so einfach aus irgendeinem Schema des Imperialismus ableiten. Es hat immer mehrere Kategorien von Auslandsösterreichern gegeben. Bis 1918 war Österreich ein Kaiserreich, das ein Dutzend Nationen umfasste. Diese Nationen, von denen einige erst seit dem 18. Jahrhundert mit Österreich verbunden waren, die aber mehr als vierhundert Jahre lang das österreichische Reich bildeten und von denen ein Kern das österreichische Volk noch länger prägte, waren die deutschsprachigen Österreicher im eigentlichen Sinne (unterteilt in die alpinen, Sudetendeutsche und Karpatendeutsche), die Ostjuden, die Tschechen, die Slowaken, die Polen, die Ruthenen (oder Westukrainer), die Slowenen, die Kroaten, die

Serben, die Magyaren, die Rumänen, die Italiener, die Furlaner und die Ladinier (die beiden letztgenannten sind Nachkommen der voritalienischen Romanen aus den Ostalpen).

Unter all diesen Völkern gibt es noch Menschen, die sich als Österreicher fühlen und noch viel mehr, die sich als solche verhalten. Ich habe unter allen diesen Völkern Personen gekannt, die sich auch nach dem Ende des alten Österreich als Österreicher verstanden haben. Je nach Temperament, Interesse und Überzeugung waren einige dieser Altösterreicher immer in strikter Opposition zu ihren jeweiligen Staaten. Die meisten aber dachten gar nicht daran, in ihrer jeweiligen Loyalität zu schwanken. Die meiste Zeit über war dieses österreichische Bewusstsein, das bei den nicht-deutschen Nationen Altösterreichs vorhanden war, weniger eine Frage der Politik als die Folge einer psychologischen Gewohnheit und einer Lebensatmosphäre. Es gibt mehr Österreicher dieser letzteren Kategorie, als man gemeinhin annimmt, wenn man nur an die österreichische Kultur denkt, und nicht wenige Repräsentanten, Staatsmänner, Künstler und Gelehrte auch der emanzipierten nicht-österreichischen Nationen der Nachkriegszeit gehörten ihr an. Ich zögere nicht, die beiden **Masaryks**, Vater und Sohn, dazu zu zählen, die politisch für die Entösterreichisierung des tschechoslowakischen Volkes eingetreten sind, kulturell aber selbst lebendige Symbole dessen sind, was man einmal die österreichisch-slawische Denkschule genannt hat.

Wenn dies alles auf viele Nichtdeutsche zutrifft, so trifft es noch mehr auf die deutschsprachigen Auslandsösterreicher zu, die verstreut unter den nichtdeutschen Nationen des europäischen Südostens leben. Der gesamte Bestand an

nicht-deutschen Pseudo-Österreichern, wie sie von vielen genannt werden, könnte in sehr naher Zukunft vom Aussterben bedroht sein (obwohl ich mir nicht einmal dessen sicher bin). Doch die deutschsprachigen Minderheiten unter den nicht-deutschen Nationen Altösterreichs werden, solange sie die Auslöschung durch künstliche Mittel überleben, immer nur die Alternative haben, entweder Österreicher oder Deutsche zu sein. Unter dem Einfluss des Nationalitätenprinzips, das von ihren nichtdeutschen Nachbarn verwirklicht wurde, wurden sie entösterreichisiert und damit faktisch germanisiert, bis ihr Deutschtum zu einer Bedrohung für ihre Gastvölker wurde. Wenn sie sich nicht als Deutsche betrachten sollen und damit eine Bedrohung für die Nichtdeutschen um sie herum bleiben, sollten sie als die Österreicher anerkannt werden, die sie sind, nicht so sehr politisch, sondern kulturell, das heißt als bezeichnendes Zeichen einer Epoche, in der sie ein hochzivilisiertes Band der Einheit zwischen den Bruchstücken eines künstlerischen Mosaiks waren. Daher könnten die Tschechoslowaken, die bei der Entösterreichisierung ihrer selbst und ihrer Minderheiten führend waren, in Zukunft gezwungen sein, entweder die vollständige Entwurzelung und Verpflanzung der sogenannten Sudetendeutschen zu versuchen oder, wenn dies eine zu zweischneidige Lösung sein sollte, bei ihrer Re-Österreichisierung zu helfen. Es gibt keinen Ausweg aus dieser Alternative. Wenn die kompakteste Gruppe unter diesen deutschsprachigen Minderheiten oft fälschlicherweise als Sudetendeutsche bezeichnet wird, so muss ihr nicht-deutsches Gastvolk nun vor allem daran interessiert sein, dass sie als sudetendeutsche Österreicher anerkannt und als sprachliche und kulturelle Minderheit der österreichischen, nicht der deutschen, politischen Nation behandelt werden.

Österreich war bis 1918 geographisch das "Reich an der Donau", das die Ostalpenländer Österreichs, die Sudetenländer Böhmen, Mähren und Schlesien, die Karpatenländer Ungarns einschließlich der Slowakei, Karpatenruthenien und Siebenbürgen, die Unterkarpatenländer Galizien-Lodomerien und Bukowina sowie die Karstländer zwischen den adriatischen Küstengebieten und der Balkan-Halbinsel, einschließlich Krain, Gorizia-Gradiska, Triest, Istrien, Kroatien-Slawonien-Dalmatien, Bosnien-Herzegowina - und integrierte sie alle in eine europäische Großmacht mit mehr als 50 Millionen Einwohnern. Österreich aber war bis 1938 das Ostalpenland etwa zwischen Inn und Leitha, den Nebenflüssen der Donau, ein Land, das sich vom Bodensee an der Schweizer Grenze bis zum Neusiedlersee an der ungarischen Grenze erstreckte und südlich des Alpenhauptkammes von Drau und Mur durchflossen und entwässert wurde.

Das Österreich von 1918/38 war in gewisser Weise identisch mit dem Kernland Österreichs vor der Vereinigung mit Böhmen und Ungarn im Jahr 1526. Dennoch wurde das Nachkriegsösterreich von verschiedenen Gebieten abgetrennt, die historisch gesehen viele Jahrhunderte lang zum selben Organismus gehörten. Einige dieser Gebiete wurden Österreich entrissen, weil die mehrheitlich nichtdeutschen Bewohner den Anschluss an ihre Nationalstaaten wünschten. Zu diesen freiwillig abtrünnigen Gebieten gehörten Krain, Görz-Gradiska, Triest und Istrien, die Österreich aus eigenem Antrieb verließen, so wie sich einige von ihnen, z.B. Triest, mehr als hundert Jahre zuvor spontan als freie Gemeinschaft Österreich angeschlossen hatten. Andere Gebiete wurden nicht nach ihren Wünschen befragt, sondern aufgrund der nationalen Interessen der

siegreichen Nachbarn von Österreich getrennt. Während ein Plebiszit zugunsten Österreichs den größten Teil Südkärntens rettete, wurden andere Teile ohne Plebiszit sowohl an Italien als auch an Jugoslawien abgetreten. Vielleicht hätte ein Plebiszit auch im Fall der ebenfalls von Jugoslawien annektierten Südsteiermark die Staatsgrenze verändert. Ein in der Geschichte einmaliges Unrecht geschah im Falle Südtirols, wo eine Viertelmillion deutschsprachiger Tiroler zusammen mit den ladinischen Enklaven, die mehr nach Norden als nach Süden tendieren, im Zeitalter der nationalen Selbstbestimmung rücksichtslos den Interessen eines Kleinimperialismus geopfert wurden.

Doch die größte Tragödie nicht nur für Österreich, sondern für die Zukunft war die Abtrennung von mehr als drei Millionen Sudetenösterreichern in Böhmen, Mähren und Schlesien von ihrem österreichischen Kern. Sie waren das Symbol für die deutschsprachigen österreichischen Minderheiten überall in der Tschechoslowakei, in Rumänien, Ungarn und Jugoslawien, die sich einfach den neuen Bedingungen unterwerfen mussten. Da sie mehreren Millionen deutschsprachigen Österreichern in ganz Südosteuropa auferlegt wurden, ohne sowohl dem österreichischen Mutterland als auch den österreichischen Minderheiten einen Ausgleich in einem neuen Rahmen der Einheit zu bieten, konnte das Ergebnis nicht zweifelhaft sein. In erster Linie wurden die Minderheiten anfällig für den Einfluss des deutschen Irredentismus und die Brücke der deutschen Expansion nach Südosteuropa. Trotz dieser durchsichtigen Rolle, die viele Gemüter unter ihnen beunruhigt haben mag, stellten sie in Wirklichkeit immer den hoffnungslosesten Vorposten des deutschen Imperialismus dar, unter dessen rein militärischem Aspekt

sie rücksichtslos verheizt wurden. Einst hatte das alte Österreich ihnen eine Heimat inmitten der anderen Nationen geboten, zu deren geistigem Wachstum sie viel beigetragen haben. Jetzt hat das neue Deutschland ein Militärlager daraus gemacht, das schließlich alle ihre kolonisatorischen Leistungen in Frage stellen wird. Doch wenn sie für immer verloren sind, Österreich und nicht Deutschland wird der wahre Verlierer sein. Ohne diese Auslandsösterreicher von den Sudeten bis zu den Karpaten wird Österreich selbst nur noch die Hälfte sein, und seine Fähigkeit, die Sprache des kosmopolitischen Deutschtums zu sprechen, könnte sogar so weit verschwinden, dass es für immer zum Schweigen gebracht wird. Obwohl Österreich, seine Seele und seine Erde, mit dieser Mission nicht sterben würde, würde es für zu viele nur als unglückliche Erbin immer brennender Probleme existieren, hilflos, um direkt zu intervenieren, unfähig, seine Mitopfer durch die Predigt des Realismus zu überzeugen, und durch seine bloße Existenz ein Stachel in der Erinnerung aller, dass das Leben einmal anders war und deshalb wieder anders werden muss. Damit würden sich die Frustrationen von gestern in größtmöglichem Ausmaß wiederholen.

(§2) Die Identität Österreichs in der Erfahrung der lebenden Generation wurde durch die Tatsache verwirrt, dass in der Erinnerung einer Generation, die in der konstitutionellen Monarchie (bis 1918), in der demokratischen Republik (bis 1933) und unter dem sogenannten autoritären Regime (bis 1938) gelebt hatte, bereits vor dem Anschluss drei Regierungsformen existierten. Nach Meinung vieler Österreicherinnen und Österreicher, die diese drei Perioden ihrer nationalen Existenz historisch noch immer unterschiedlich bewerten, hatten alle drei Herrschaftsformen Vor- und Nachteile. Es gab keine

gemeinsame Meinung unter den Österreichern, und es gibt auch heute keine, die mit überwältigender Mehrheit der Meinung wäre, dass zwei dieser Regierungsformen stumpfe Fehler waren, während nur eine die wirklich adäquate Lösung des österreichischen Problems war. Historisch gesehen haben alle drei die Steine zum Sockel des Nationalsozialismus getragen, und wenn der Nationalsozialismus fällt, sollte etwas völlig anderes als alles, was dem Nationalsozialismus zuarbeitete, von den überlebenden Anhängern aller "drei Österreichs" der Vergangenheit gerne errichtet werden.

Österreich war jahrhundertlang ein Reich, sogar ein Weltreich, unter der Ägide der Habsburger-Dynastie, und das Symbol der Vergangenheit, der Doppeladler auf der schwarz-gelben Standarte, hat bei den Österreichern noch immer einen sentimentalwert. Dieses Reich war aber merkwürdigerweise nie ein österreichisches Reich im eigentlichen Sinn, sondern bestand nur als Habsburgerreich, an dem die Österreicher zwar ihren Anteil hatten, mit dem sie aber nie ganz identisch waren. Da war zunächst das Jahrtausend des Heiligen Römischen Reiches, dessen gewählte Kaiser die Habsburger mit Unterbrechungen fünf Jahrhunderte lang waren und zu dem Österreich und Böhmen, nicht aber die anderen habsburgischen Herrschaftsgebiete Ungarn, Kroatien-Slowenien-Dalmatien, Galizien-Lodomeren und Lombardei-Venetien gehörten. Das Weltreich der Habsburger im 16. Jahrhundert mit Burgund und Spanien ging bereits weit über die Grenzen des Heiligen Römischen Reiches hinaus und war mit seinem spanischen und österreichischen Zweig, der sowohl Europa von der Donau bis zum Tajo als auch die Neue Welt mit Peru und Mexiko umfasste, in der Tat das Reich, in dem die Sonne nie

unterging. Die Symbolik des Doppeladlers, die ihren Ursprung im Römischen Reich hatte, fand hier ihre größte Ausdehnung, und als sich die Donauhälfte dieses Reiches zur Habsburgermonarchie in ihrer endgültigen Form herauskristallisierte (1526), war sie im Grunde das Nebeneinander dreier politischer Systeme, die an der Donau zusammenliefen: Österreich selbst, Böhmen und Ungarn. Mit diesem Kern verbanden sich nach und nach drei weitere politische Systeme: Kroatien-Slawonien-Dalmatien, Galizien-Lodomerien und Lombardei-Venetien. Dieses Habsburgerreich "die Monarchie des Hauses Österreich", das schließlich die Form des Heiligen Römischen Reiches (1806) aufgab, nachdem es seine Symbole in die eigene dynastische Kaiserwürde (1804) übernommen hatte, wurde formell, als es gezwungen war, seine Position in Deutschland und Italien aufzugeben und seine Struktur zu ändern, zur österreichisch-ungarischen Monarchie (1867). Dies war die Form des Reiches und der Monarchie, die sich österreichisch nannte und die der Habsburger war, bis zu ihrem Ende. Nur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts näherte sie sich einer Art österreichischem Kaiserreich an, obwohl sie auch dann noch einfach "die Monarchie des Hauses Österreich" war, während sie in der zweiten Hälfte aufhörte, auch nur diese dynastische Einheit zu sein, und stattdessen ein sehr komplexes Kräfteparallelogramm bildete. Dennoch ist es ganz natürlich, dass die Österreicher an ihre kaiserliche Tradition im Sinne eines Beitrags zur Weltzivilisation denken, auch wenn diese Tradition, die in erster Linie die der Habsburger und erst in zweiter Linie die Österreichs ist, nun endgültig vorbei ist. Die wenigen unter ihnen, die ihr politisches Denken mit dem Jahr des Zusammenbruchs des Kaiserreichs beginnen, werden nie, außer in Katastrophenzeiten, wirklich die Oberhand über die Seele



des österreichischen Volkes haben. Diese Haltung hat nichts mit dynastischen oder kaiserlichen Restaurationsbestrebungen zu tun, auch nicht mit dem Versuch, die Sünden der Vergangenheit zu beschönigen, sondern ist Ausdruck des Konservatismus eines Volkes, das entweder an der Aufgabe festhält, die transzendentalen Werte seiner Traditionen in einen modernen Patriotismus und Nationalismus zu integrieren, oder von den Wirbelstürmen der Geschichte hinweggefegt wird.

Es war zweifellos ein tiefer Schock, als die Österreicher, die sich selbst als die Erbauer des Reiches betrachteten, plötzlich feststellten, dass sie die Bürger des kleinsten, ärmsten und schwächsten der sechs Nachfolgestaaten des balkanisierten altösterreichischen Territoriums waren. Die österreichische Republik stand in dieser Stunde der Schande und Selbstvorwürfe unter keinem guten Stern. Aus leicht nachvollziehbaren pathologischen Gründen ging die großösterreichische Ideologie einer glücklicheren Vergangenheit, die nun am Ende ihres historischen Weges angelangt war, in die großdeutsche Ideologie über, die in der österreichischen Psychopathie dieser Jahre des Aufruhrs die wundersame Kraft zu haben schien, das österreichische Volk in ein imaginäres goldenes Zeitalter zurückzubringen, in das Zeitalter, in dem Österreich bereits ein Teil Deutschlands war und es keine österreichische Monarchie gab, die verfassungsmäßig verpflichtet war, für gleichberechtigte nichtdeutsche Nationen zu sorgen. Natürlich war diese Interpretation der Vergangenheit eher fiktiv. Ein solches Deutschland, das Österreich umfasst hätte, hat es nie gegeben, während sowohl das Heilige Römische Reich als auch der Deutsche Bund unter genau der gleichen österreichischen Führung standen, die nun

aufgegeben wurde. Es war ein Fiebertraum, aus dem die gesündere Mehrheit des österreichischen Volkes bald wieder erwachte, aber nicht ohne gewisse Spuren des schweren Traums. Zwei Jahrzehnte lang war das Nachkriegsösterreich sowohl Erbe des Namens, der Schuld und der Verantwortung der österreichisch-ungarischen Monarchie als auch gleichzeitig jener Nachfolgestaat, den die Auflösung der Monarchie am härtesten getroffen hatte. Die gigantischen Anpassungsprobleme, die diese kleinere Form Österreichs zu bewältigen hatte, machten sie jenen sympathisch, die all diese Schwierigkeiten in den besten Jahren ihres Lebens mit ihr durchgestanden haben. Es gibt keinen Grund, sich für die Ergebnisse dieser historischen Prüfung zu schämen. Die Österreicher, die als widerspenstiges Volk bekannt sind, haben es nicht an der Kraft gefehlt, das Schicksal zu meistern, das ihnen aufgebürdet worden war. In ihren realistischsten sozialen Schichten entdeckten sie allmählich, dass, so groß das Reich ihrer Dynastie in seinen besten Zeiten auch gewesen war, ihre wahre historische Funktion nun nicht mehr in einem Reich lag, weder in einem großösterreichischen noch in einem großdeutschen, sondern in ihrem eigenen ostalpinen Staat, heimisch und lokal. So mussten die Österreicher, ein sehr altes, aber noch nicht voll erwachtes Volk, solange sie von ihrer Dynastie regiert wurden, so beginnen, als wären sie das jüngste Mitglied der europäischen Völkerfamilie. Alt wie sie sind, haben sie das getan, indem sie zu ihren Ursprüngen zurückkehrten. Bei den Staatssymbolen blieben die Österreicher nicht bei Schwarz-Gelb, der kaiserlichen Flagge, und akzeptierten auch nicht wirklich Schwarz-Rot-Gold, die Flagge der Großdeutschen in Österreich und der Weimarer Republik in Deutschland, sondern wählten Rot-Weiß-Rot, die alte Flagge Österreichs, bevor es dem Reichsbund mit Böhmen

und Ungarn beitrug. Diese Symbolik umfasst wiederum sowohl Aufgaben als auch Chancen: eine Brücke Europas nach Deutschland zu sein und ein Partner in einer Föderation außerhalb Deutschlands zu sein. So bekam Österreich tatsächlich die Chance, noch einmal von vorne zu beginnen, nachdem die Taten der ersten Jahrtausende von der Geschichte ungeschehen gemacht worden waren.

Doch während das österreichische Volk mehr und mehr in die neue Aufgabe hineinwuchs, tat dies das österreichische politische Leben, das von großösterreichischen Reminiszenzen, großdeutschen Träumen, Marxismus, Scholastik und was weiß ich noch alles bestimmt war, nicht. Die Nachkriegsfraktionen in Österreich unterschieden sich mehr als anderswo in der Interpretation des Staates selbst, den sie gemeinsam gestaltet hatten und immer wieder neu hätten gestalten sollen. Zeitweise gab es fast zwei Völker innerhalb des einen Staates, und sie sprachen sehr unterschiedliche Sprachen. Paradoxerweise schätzten diejenigen, die am leidenschaftlichsten an der demokratischen Republik festhielten, weder die Existenz eines unabhängigen Österreichs noch seine Wurzeln in der Geschichte besonders. Auf der anderen Seite schätzten diejenigen, die für die österreichische Unabhängigkeit eintraten und die Werte ihrer Tradition anerkannten, die demokratische Republik nicht so sehr. Das Endergebnis dieses Paradoxons in der geographischen Lage des Landes, das sich zwischen den beiden international anerkannten Reichen Mussolinis und Hitlers erstreckte, war das von Dollfuß inszenierte und von Schuschnigg fortgesetzte politische Experiment, das so genannte autoritäre Regime, dem, so groß seine historische Schuld auch gewesen sein mag, ein großes historisches Verdienst nicht abgesprochen werden kann, ein Verdienst, das die

ehemalige demokratische Republik nicht hatte: Das Verdienst, in der Innenpolitik den vergessenen Namen Österreichs wieder entdeckt zu haben, in der Außenpolitik die Idee der österreichischen Unabhängigkeit mutig neu formuliert zu haben, und nicht zuletzt, sogar gegen überwältigende Widerstände einen Krieg riskiert und geführt zu haben, um die Fahnen des Landes in ihrem alten Glanz zu erhalten. Kein Österreicher wird vergessen, dass sein Land 1933/38 als erstes die deutsche Aggression zu spüren bekam und als verlorene Avantgarde Europas einen Krieg führte, den alle anderen zukünftigen Vereinten Nationen noch zu vermeiden hofften. Tragischerweise diente das autoritäre Regime, das die Symbolik Österreichs wiederbelebte, ihm mit Mitteln, die seinen gerade wiederentdeckten Namen schließlich und unweigerlich auslöschten, während seine sozialistischen Gegner, die sich nie sehr um den Ruhm Österreichs scherten und die Unabhängigkeit Österreichs nie besonders liebten, wirklich Opfer brachten, ihr eigenes Leben für die konstitutionelle Identität des österreichischen Staates opferten, ohne die es in der Tat nie eine dauerhafte Idee von Österreich geben konnte.

Dies ist der Hintergrund des österreichischen Problems, schematisch skizziert, um seine politischen Merkmale deutlich zu machen. Es gibt viele Menschen, die an Österreich nie anders gedacht haben als vielleicht an Musik, Medizin oder Skifahren. In der Tat sind diese drei Punkte eine so gute Propaganda für Österreich, dass die Österreicher, die dazu neigen, ein schweigendes Volk zu sein, "das seinen Teil denkt und die anderen reden lässt" (Grillparzer), gut schweigen und diese Propaganda für sich wirken lassen könnten. Aber nicht nur den Österreichern zuliebe hat es das hervorragende politische

Experimentierfeld, das das moderne Österreich war, verdient, nach außen präsentiert zu werden. So wie Österreich selbst einmal das Privileg hatte, neu zu beginnen, so hatten es auch jene Österreicher, die es vorzogen, ihr Land zu verlassen, nachdem es dem Feind übergeben worden war. Viele von ihnen rätseln seither, wie sich in der großen Welt wiederholen soll, was in der kleinen Welt Österreichs längst geschehen ist. Zu viele Menschen haben in vielen anderen Ländern die gleichen Experimente gemacht, als ob sie in Österreich noch nie vergeblich versucht worden wären. Niemand kann sagen, ob die Reihe dieser Experimente wirklich zu Ende ist. Aber selbst wenn die autoritären Spielarten des Totalitarismus wirklich überall mitsamt ihrer Wurzel liquidiert werden sollten, bleibt immer noch, vielleicht als Hauptproblem der Nachkriegszeit, die unverzichtbare Synthese zwischen Rechten und Linken, Konservatismus und Liberalismus, Kapitalismus und Sozialismus, Bauerntum und Arbeiterschaft, oder welchen besonderen Aspekt dieses Grundproblem auch immer haben wird. In der österreichischen Republik wurde dieses Problem freilich nicht gelöst. Im Gegenteil, ihre Unfähigkeit, es zu lösen, hat das autoritäre Regime ermöglicht. Aber die österreichische Situation zwischen den beiden Kriegen hat mehr elementares Material zu seiner Lösung beigetragen, als irgendein anderer Staat zu produzieren vermochte. Genauso verhält es sich mit der jahrhundertealten Symbiose Österreichs mit seinen nicht-deutschen Nachbarn. Auch dieses Problem ist in der Geschichte von Menschen nicht gelöst worden. Die historische Form Österreichs ist zusammengebrochen und hat jene Art von linkem Versagen hervorgebracht, die die rechte Entartung in ihrem Schoß trug, weil das Problem der interrassischen Symbiose damals nicht gelöst wurde, wie es hätte gelöst

werden können. Doch die österreichisch-böhmisch-ungarische Symbiose, die vier Jahrhunderte lang wirksam war, war bisher das einzige Modell einer dauerhaften internationalen Organisation, in der das Prinzip des Imperialismus zumindest durch das Prinzip des Föderalismus ausgeglichen wurde. Von den Erfahrungen dieses beispielhaften und in der Geschichte einmaligen Experiments kann die unverzichtbare Aufgabe der Schaffung einer neuen Familie der Nationen durchaus profitieren. Die dreifache historische Erfahrung Österreichs sollte daher vom homo politicus in aller Welt, von Parteiführern und Staatsmännern gleichermaßen, akzeptiert werden. Wie viele Menschen, die österreichische Musik hören, sind sich dessen bewusst, dass die Österreicher ihrer Zeit mit außerordentlich schwerwiegenden politischen Problemen konfrontiert waren, über die jedes andere Volk wahrscheinlich auch gestolpert wäre?

Es sind die "drei Österreichs", die noch immer ihre Schatten in die Zukunft werfen und denen ein "Viertes Österreich" voll Rechnung tragen muss. Wie auch immer die eine oder andere österreichische Fraktion selbst die Welt teilen mag, - dies sind die drei Arten von Österreich, die in eine Interpretation nationaler Geschichte assimiliert werden müssen, wenn es endlich eine österreichische Nation geben soll, die stolz auf Freiheit und Unabhängigkeit ist, und nicht zwei Rassen auf österreichischem Boden, die bis in die zehnte Generation einen Vernichtungskrieg gegeneinander führen. Dieses "Vierte Österreich" wird, da bin ich mir sicher, die Tugenden aller drei anderen Experimente der Geschichte betonen müssen, ohne vor den Konsequenzen zurückzuschrecken, ganz unabhängig von der Entscheidung, welchem Typus sie sich selbst am

nächsten fühlen wird. Ebenso mutig muss das "Vierte Österreich" aber auch sein, die Schuld aller drei Vorgänger zu tilgen, notfalls sogar zu sühnen, auch diejenige, als deren echte Nachfolgerin es sich fühlen mag. Eine bloße Rückkehr zur Vergangenheit kann es bei keiner der drei Erscheinungsformen des österreichischen Staates geben, so sehr die "Legitimisten" in beiden Lagern, Monarchisten und Republikanern, auch danach rufen mögen. Es wird eine Neuschöpfung notwendig sein, die dem gesamten österreichischen Volk konsequent und dauerhaft gerecht wird und die legitime Autorität darstellt, die allen Zweifeln und aller Kritik standhält. Im Grunde muss diese Schöpfung die stolze Fortführung des in allen drei Metamorphosen lebendigen Österreich-Gedankens sein, und damit die radikale Unterdrückung ihrer gemeinsamen Irrtümer, die vor allem in großösterreichischem und großdeutschem Irrationalismus und Tagträumerei lagen, bis am Ende die Karikatur beider, der alle altösterreichischen Nationen verschlingende Nazi-Imperialismus, wie das Urtier aus dem Wasser der Geschichte auftauchte.

Nur in dieser grundsätzlichen Haltung der historischen Neutralität, durch die allein sowohl die Kausalität als auch die Kontinuität der Geschichte objektiv dargestellt wird, wird es möglich sein, auch den Wert der verfassungsmäßigen Legalität voll zu berücksichtigen. Denn so sehr alle drei Arten von Österreich ihre historischen Ursachen gehabt haben mögen, so sehr sie auch berechtigt sind, sich ihrer historischen Verdienste zu rühmen, und verurteilt sind, ihre historischen Fehler zu sühnen, so besteht doch verfassungsmäßig ein entscheidender Unterschied zwischen ihnen. Wenn man die Haupttendenzen berücksichtigt und von allen Einzelheiten abstrahiert, ist die konstitutionelle Monarchie beendet und die demokratische

Republik rechtlich aufgebaut worden, was zu einem guten Teil der nachgebenden Monarchie selbst zu verdanken ist. Auf der anderen Seite wurde die demokratische Republik gestürzt und das autoritäre Regime auf illegale Weise eingeführt. In diesem Faktor liegt der moralische Unterschied zwischen den beiden Arten von "Legitimus", dem monarchischen und dem republikanischen. Die Monarchie war nicht in der Lage, diese Art von Legitimität zu bewahren, und die Republik war nicht in der Lage, diese Art von Legitimität zu schaffen, die von der überwältigenden Mehrheit des Volkes in Krisenzeiten unbestritten ist. Sowohl die Monarchie als auch die Republik sind nicht durch das schiere Gewicht der gegen sie gerichteten Macht zusammengebrochen, sondern durch einen Wechsel der Loyalität in den grundlegenden Schichten der Bevölkerung. Doch während die Monarchie, zumindest formal, der Republik den Weg ebnete, konnte die Republik nur durch eine Kombination von List, Gewalt, Schamlosigkeit und perversen Gewissen beseitigt werden, die nicht nur für die Opfer unvergessen bleibt, sondern auch historisch das Schicksal Österreichs besiegelte. Ihr Leichnam lag noch eine Weile an seinem Platz. Einige ihrer Staatsmänner, selbst jene, die sich in ihrer Perversität schuldig gemacht hatten, sprachen weiterhin glorreich von ihrem Namen, aber ihre eigentliche Seele, die die Verfassung eines Volkes ist, war verschwunden und konnte nicht durch künstliche Beatmungen zurückgerufen werden. Während die historische Kontinuität Österreichs als Mitglied in der Völkergemeinschaft sicherlich am 11. März 1938, dem Tag der Kapitulation Schuschniggs vor Hitler, endete, war die rechtliche Kontinuität als Volk eigenen Rechts bereits am 15. März 1933 unterbrochen, als die demokratische Republik durch den ersten entscheidenden Akt - die



Verhinderung der Einberufung des Parlaments durch die Regierung mit Polizeigewalt - mit dem Dollfuß das autoritäre Regime errichtete, gestürzt wurde.

Dies sind die Schatten von gestern, die unvermeidlichen Folgen einer Geschichte voller Probleme, Chancen, Misserfolge und Erfolge. Sie lassen sich nicht einfach abschütteln, und sie sollten auch nicht aus der Erinnerung getilgt werden. Es gibt keinen politischen Körper auf der Erde ohne irdische Schatten, und es wird auch nie einen geben. Die Aufgabe besteht nicht darin, die Schatten auszulöschen, sie durch Gaukeleien zum Verschwinden zu bringen oder sie in ideale Muster zu zwingen, sondern sie als Schatten zu durchschauen. Sie sollten niemals das Leben stören. Paradoxe Weise wird dies für viele nur derjenige tun, der die Allgegenwart der Väter spürt, und zwar nicht als schattenhafte Erinnerung dahinter, sondern als lebendige Substanz in Blut und Hirn und Kraft. Wenn wir uns auch nie von den Vätern in uns emanzipieren können, so sollten wir doch skeptisch genug sein, wo Geistererscheinungen unseren Weg kreuzen, die Geschichte dahinter nicht zu tragisch zu nehmen, sondern die Substanz der Geschichte in der Existenz der lebenden Generation selbst ernst genug zu nehmen, könnte ein österreichisches Rezept für die anstehende Arbeit sein. Entweder sind die Väter tot, oder sie leben in uns. Die Väter besser zu verstehen als sie sich selbst verstanden haben, ist nur eine weitere Formel einer identischen Weisheit, die einst für eine analoge Situation in der Geschichte der Philosophie geprägt wurde. Denn Söhne werden geboren, um ihre Väter zu übertreffen. Aber sie werden dies nur in Ehrfurcht vor den Taten ihrer Väter tun, die tief in ihrer Seele eingegraben sind.

## Erstes Kapitel

### Die Monarchie

(§3) *Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube.* "Mögen andere Kriege führen, du glückliches Österreich, heirate". Dies ist das berühmte Distichon, das die letzte Etappe in der einzigartigen Genese des österreichischen Kaiserreichs symbolisiert, dessen vollständige historische Bewertung, die Bewertung sowohl seiner Existenz als auch seiner Nichtexistenz für Europa als Ganzes, noch eine Aufgabe der politischen Analyse ist, die es zu erfüllen gilt. Ein Reich, das nicht durch Kriege, Invasionen und Abenteuer erobert, sondern "verheiratet" wurde, das in den "dunklen Zeiten" Europas durch das Werk des Friedens Stück für Stück zusammengeklebt wurde, war das nicht etwas Wunderbares? Die Instinkte wohlhabender Bauern bei der Vergrößerung ihrer Ländereien, übersetzt in die Weltpolitik, waren sie nicht ein außerordentliches Instrument, um die nationale Isolation aufzubrechen und organisch divergierende Interessen in identischer Souveränität zu zementieren? Es ist in der Tat noch keine genialere Methode entwickelt worden, die mit gleichem Erfolg nationale Gegensätze zu einem dauerhaften übernationalen Miteinander formen würde. Diese "Matrimonialpolitik" war der Ruhm, der jahrhundertlang auf die Agglomeration von Ländern und Völkern, die sich Monarchie des Hauses Österreich nannte, angewandt wurde, wie es auch das Stigma war, mit dem sie in den modernen Jahrzehnten besudelt wurde. Einem solchen organischen Wachstum, das fast ein Jahrtausend europäischer Geschichte ausfüllte, war offensichtlich eine gewisse Dringlichkeit immanent. Daher wurde der einst von Voltaire geäußerte Gedanke, dass Gott erfunden werden müsste, wenn es ihn nicht gäbe, häufig auf ein so

seltames und starkes Mosaik übertragen, das, die Geschichte überragend, notwendigerweise geschaffen werden müsste, wenn es sie nicht gäbe. Gladstone und Bismarck werden manchmal zitiert, dass sie dies gesagt hätten. In Wirklichkeit war es der tschechische Historiker **Frantisek Palacký**, der diesen Satz einst prägte, als er 1848 in einem symbolischen Brief die Einladung des deutschen Nationalparlaments ablehnte, in Frankfurt am Main unter den Vertretern Deutschlands Platz zu nehmen. Es hat in der Geschichte nur wenige Österreicher deutscher Zunge gegeben, die den österreichischen Gedanken so perfekt verstanden haben wie dieser österreichisch-tschechische Palacký. So unglaublich es für moderne Ohren klingen mag, die Ehen der Dynastien in der Vergangenheit waren in der Tat nicht immer ohne eine tiefere historische Bedeutung. Sie müssen oft als die eigentlichen Symbole der ethnischen Beziehungen zwischen den Völkern betrachtet werden, die eine offensichtliche Assimilierung der Dynastien durch die Völker und ihre nationalen Interessen darstellen, und nicht das Gegenteil. Innerhalb der jahrtausendelangen Bewegungen der nordischen Eroberer und Abenteurer vom Anbeginn der Geschichte nach Süden auf dem Weg zu den Wiegen der Zivilisation und zu den Reichen ihrer Träume hatten die Ehen eine enorme Funktion. Indem sie schließlich die Töchter des Südens heirateten, lernten die Söhne des Nordens, ihre angeborenen Gewohnheiten zu ändern und den Stimulus ihrer Seele zu zügeln, der sie auf den Weg des Abenteuers und der Eroberung getrieben hatte. Diese Ehen wurden zu den ersten organischen Verbindungen zwischen der barbarischen Welt, der die Invasoren entstammten, und der Zivilisation, in die sie eingedrungen waren, und waren ein deutlicher Beweis dafür, dass die Zerstörungswut der Barbaren gescheitert

war. Gegen diese Ehen predigten die Verfechter der Rassenreinheit unter den Eroberern ihre Rassenpredigten, bis auch sie im Laufe der Geschichte kapitulieren mussten. In jeder großen Zivilisation war das so. Die Griechen, die Römer, die Germanen, die die Grundlagen der europäischen Zivilisation skizzierten, wiederholten nur die Geschichte, bis das Christentum eingriff und aus dem, was vorher nur das Werk des Eros war, eine sakramentale Vereinigung machte.

Als die Rasse der europäischen Dynastien die feudale Ordnung des Mittelalters errichtete und schließlich zum christlichen Symbol der rassistischen Verschmelzung mit den von ihnen beherrschten Völkern wurde, wurde die bedeutendste Abkehr von ihren früheren Lebensweisen, ihr endgültiger Verzicht auf Krieg und Eroberung, von denen ihre Vorfahren beseelt gewesen waren, durch ihre Hinwendung zur konsequentesten Friedenstat, zur Planung von Ehen, deutlich symbolisiert. Indem sie diese Tendenz, zu der sie sich bekehrten, mit ihrer immer noch vorherrschenden heidnischen Ideologie der rassistischen Überlegenheit kombinierten, gelangten sie zu einem Schema, in dem "Heiratspolitik" an die Stelle von Krieg und Eroberung trat. Damit passten sich die Dynastien im Wesentlichen an die Lebensweise an, an der ihr Volk seit jeher festhielt und durch deren Vorteile es so manchen Eroberer überlebt hatte. Die christlichen Dynastien des Mittelalters klammerten sich zwar noch an den Rand des Rassenwahns, indem sie die Doktrin der "gleichen Geburt" vergötterten, akzeptierten jedoch weitgehend die Technik ihrer Untertanen. Die Völker und nicht die Dynastien waren die eigentlichen Erfinder der Idee der "Heiratspolitik". Die Völker hatten auf ihrem eigenen zivilisierten Boden, auf dem ihre Herrscher seit geraumer Zeit nur zu Gast waren,

überlebt, indem sie heirateten und Kinder zeugten, gemäß dem angeborenen Drang und der Planung der Zivilisation durch unendlich viele Generationen. Die Dynastien lernten sie zu imitieren, aber sie mischten in die alte Technik die Zutat des Rassenwahns und erreichten nie die gleiche Ausdauer. Die dynastische Intrige der Ehe erstreckt sich im besten Fall über Jahrhunderte, das populäre Vorbild aber, die geduldige Arbeit der Ehe, die das Gesicht der Zivilisation formt, erstreckt sich über Jahrtausende. "*Die fremden Eindringlinge kommen und gehen. Wir gehorchen, aber wir wachsen*" (Schillers Die Braut von Messina).

Wenn die Habsburger auf diese Technik des populären und dynastischen Überlebens systematischer als viele andere Dynastien setzten und damit ihre Taten sprichwörtlich wurden, so war dies der paradoxe Ausdruck der Tatsache, dass ihre Länder und Völker schon Jahrhunderte vor ihrer eigenen Ankunft in höchstem Maße hellenisiert, romanisiert, christianisiert, europäisiert und zivilisiert waren. In vielen europäischen Ländern stellten andere Dynastien, denen der gleiche kulturelle Hintergrund und das gleiche Substrat fehlte, ihre Eroberungstitel schamloser zur Schau und vertrauten großspuriger auf ihre nordischen Genealogien. Auch die Habsburger wussten um ihre nordische Abstammung, wie eine Äußerung Karls V. beweist, waren aber, wie viele mediterrane Adelsfamilien, in Rassenstruktur und Ideologie "entnordisiert", noch bevor sie nach Österreich kamen. In diesem Zusammenhang ist auch die Rassentheorie zu sehen, die besagt, dass alle Dynastien des Mittelalters stolz darauf waren, von den Goten, Vandalen, Franken und anderen Stämmen der Völkerwanderung abzustammen. Selbst dort, wo dieser Stolz mehr als nur eine genealogische Mythologie widerspiegelt, haben sich die Dynastien im Laufe der

christlichen Jahrhunderte überall weitgehend mit der Rasse ihrer Umgebung verschmolzen. Die Habsburger haben dies früher getan als viele andere Dynastien. Das war ihr Vorteil bei der Gestaltung eines Reiches. Indem sie die Mittel und Wege ihrer Völker zur "Vermählung" dieses Reiches akzeptierten, zwangen sie ihren Untertanen kein ihnen fremdes dynastisches Gesetz, das Gesetz des Krieges und der Eroberung, auf, sondern vollzogen als Volkstribunen, was Natur und Geschichte gleichermaßen von ihnen verlangten. Indem wir die Geschichte des österreichischen Kaisertums positiv bewerten, erkennen wir die populären Tendenzen in den feudalen Verkleidungen, und wir wollen den Weizen, der uns morgen ernähren wird, nicht zusammen mit dem Unkraut ausreißen, das in seinem natürlichen Lauf verdorren wird.

\*\*

\*

(§4) Die Geschichte Österreichs ist viel älter als es sich die meisten Zeitgenossen außerhalb Österreichs vorstellen. Sie hat von Anfang an etwas ganz Einzigartiges an sich. Doch wenn wir ihre Entwicklung, ihre immanente Gesetzmäßigkeit und Logik verstehen wollen, müssen wir das Echo unserer eigenen Zeit in unseren Ohren weitestgehend zum Schweigen bringen und versuchen, ein von der Geschichte gewebtes Stück Stickerei aus ihrem eigenen Kontext heraus zu verstehen. So unvermeidlich das Prisma, durch das wir die Geschichte betrachten, eines unseres Jahrhunderts ist, und so unmöglich es daher für den Menschen ist, irgendein Jahrhundert der Vergangenheit wirklich im himmlischen Licht des Sterns zu sehen, in dem gerade jetzt seine Botschaften ankommen, so unabdingbar ist es doch eine Aufgabe, so viel wie

möglich den Autotochthonismus der Geschichte zu rekonstruieren.

Schon der Name Ostarrichi, der erstmals vor fast einem Jahrtausend (996) erwähnt wird, zeigt, wie die von Karl dem Großen (791) gegründete und von Otto II. (976) wiederhergestellte *marca orientalis* oder Ostmark sich nicht mit ihrer bloßen Nebenrolle an der Ostgrenze des westlichen Reiches begnügte, sondern selbst die Keimzelle eines Reiches sein wollte. Der Name, der sich auf das Oster-Reich und nicht auf das Ost-Reich bezieht, spiegelt offensichtlich eine gewisse Frühromantik wider, in der vielleicht die christliche Idee der österlichen Auferstehung mit dem Namen der heidnischen Gottheit Ostara zusammenfiel, zwei mystische Bezüge, die durch die Existenz der Ostmark sprachlich noch möglich waren. Mehr zu sein als nur eine Ost-Mark, mehr noch als ein Ost-Reich, sondern ein eigenes Reich inmitten von West und Ost, in dessen Wesen ein Kern von Mystik steckt, das ist das Schicksal Österreichs durch seine tausendjährige Geschichte hindurch, das schon durch seinen Namen bestimmt ist.

Die Keimzelle des späteren Österreichs, das Land an der Donau von der Enns ostwärts bis nach Wien, wurde von der Dynastie der Babenberger (benannt nach der Burg, die heute die Stadt Bamberg in Franken ist) als Abgabe des Heiligen Römischen Reiches gehalten. Die außergewöhnliche Lage des Landes in der Mitte der Donau trug bereits in diesen frühen Jahrhunderten ihre Früchte. Das Zentrum Österreichs, sein Nabel, wie die Alten es genannt hätten, lag und liegt noch immer genau an jenem Punkt des gesamten Donausystems, wo die Alpenkette, die im Wienerwald ihr Ende findet, in zwei letzten Gipfeln, dem Kahlenberg und dem Leopoldsberg (wie sie heute heißen),

zur Donau hinabsteigt. Von der Erhabenheit dieser Gipfel aus ist ein ähnlicher Abstieg der Karpaten zur Donau, der Thebener Kogel bei Bratislava in der Slowakei, auch an durchschnittlichen Tagen gut zu sehen, und bei klarer Luft kann man auch einen Blick auf die letzten Ausläufer des Riesengebirges, die Pollauer Berge bei Nikolsburg in Mähren, erhaschen. Die Wiener, ob sie nun aus diesen Nachbarregionen oder aus den Alpenländern kommen, sind gewohnt, nach Osten und Norden zu blicken, um die blauen Silhouetten dieser Länder zu sehen, die in der Dämmerung verschwinden und in der Morgendämmerung als unverrückbare Nebenschauplätze der österreichischen Bühne wieder auftauchen, immerwährend wie der Finger Gottes. "Hast du das Land vom Kahlenberg gesehen, wirst du, was ich bin, verstehen." (Grillparzer).

So hat der charakteristischste Herrscher aus dem Geschlecht der Babenberger, der heilige Leopold (gest. 1136), den die dankbaren Österreicher noch heute als ihren Schutzpatron verehren, und der auf der Burg auf der Höhe des heutigen Leopoldsbergs (damals Kahlenberg genannt) lebte, bereits die wesentlichsten Punkte einer aufbauenden Politik in diesem Land der Mitte konzipiert, die seinen Nachfolgern ein grundlegendes Erbe bleiben sollten. Markgraf Leopold war ein Fürst des christlichen Abendlandes, der über dem tödlichen Kampf zwischen Kaiser und Papst, den beiden Großmächten seiner Zeit, stand, zwischen denen er der Schiedsrichter werden sollte. Das mag an seiner außergewöhnlichen Persönlichkeit gelegen haben, war aber sicher auch die Folge der Tatsache, dass Österreich, obwohl zum Heiligen Römischen Reich gehörend, eng mit der jenseitigen Welt verbunden war und, obwohl zum Abendland gehörend, auch eine Art Brücke in den Orient bildete. Leopold kann



mit Fug und Recht als der Erfinder von *tu, felix Austria, nube* bezeichnet werden. Er war der erste österreichische Herrscher, der die Vision einer Heiratspolitik hatte, die in erster Linie die drei Dynastien Österreichs, Böhmens und Ungarns, deren Ländereien er täglich vor Augen hatte, miteinander verbinden sollte: Babenberg, Premysl und Arpad. Eine seiner Töchter ging sogar nach Polen, wodurch die Dynastie der dortigen Piasten in die gleiche Kombination einbezogen wurde. Obwohl diese Heiraten mit nicht-deutschen Dynastien die Idee der rassistischen Ausgrenzung nicht wirklich aufgaben, da alle diese Dynastien im Grunde aus dem gleichen rassistischen Stamm stammten, stellten sie definitiv ein neues Merkmal dar, das die außergewöhnliche Position der österreichischen Mark anzeigte.

Diese Stellung Österreichs unter Babenberg mündete in der kaiserlichen Verleihung des sogenannten *Privilegium minus* (1156), mit dem Kaiser **Friedrich I. Barbarossa** anerkannte, dass das Schicksal des Landes nicht ein durchschnittlicher Teil innerhalb des Reiches war, sondern zumindest teilweise außerhalb seiner Grenzen lag. Während dieses Privileg das Grundgesetz von Dynastie und Land war, wurden bald auch - in strengster historischer Parallelität zur englischen Magna Carta - die ersten Verfassungsgesetze zugunsten des Feudaladels verkündet. Die österreichische Magna Carta, genannt Österreichisches Landrecht (1237), wurde anlässlich des Aufenthaltes von Kaiser **Friedrich II.** in Wien formuliert, nachdem der letzte Babenberger, ein anderer **Friedrich II.**, im Krieg gegen Ungarn gefallen war. Der Inhalt dieses Landrechts war natürlich die Praxis des letzten Jahrhunderts. Kurz zuvor hatte **Andreas II.** dem ungarischen Adel die Goldene Bulle verliehen (1222). Das

älteste Dokument dieser Art, das der englischen Magna Carta vorausgeht, ist jedoch die so genannte Georgenberger Handfeste (1186), die **Ottokar von Steiermark**, der letzte seiner Familie, seinen Ministerialen gewährte, um ihre Rechtsstellung im Falle der erwarteten Vereinigung zwischen Österreich und der Steiermark zu klären. Ähnliche Verfassungsgesetze für Kärnten und Tirol, die zwar erst im 14. Jahrhundert niedergeschrieben wurden, gehen mindestens auf die Regierungszeit **Meinhard II.** (gest. 1295) zurück und enthalten die ersten eindeutigen Hinweise auf die Volksrechte auch der Bauern. Alle diese mittelalterlichen Verfassungsgesetze der verschiedenen österreichischen Länder können sich ihrer Kontinuität mit dem modernen Konstitutionalismus wie der englischen Magna Carta rühmen. Aus ihnen entwickelten sich später die Stände, in mehreren Ländern auch die Vertretung der Städte und in Tirol, Vorarlberg und Oberösterreich sogar die Vertretung der Bauern seit jeher mit den Ideen der Modernisierung der Stände, die schließlich in den neuzeitlichen Jahrhunderten zum positivsten und autochthonen Bestandteil des österreichischen Konstitutionalismus überhaupt wurden.

Als nach dem gleichzeitigen Aussterben der Babenberger und der Staufer und dem so genannten Interregnum in Österreich und Deutschland **Rudolf von Habsburg** (gest. 1291) zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches gewählt wurde, erwarb er Österreich für seine Söhne und deren Kinder (1278), aber zunächst besiegte er **Přemysl Ottokar II.** von Böhmen in der Schlacht auf dem Marchfeld, der Ebene zwischen dem Wienerwald und den Karpaten, und vereitelte damit den Plan eines böhmischen Reiches auf dem gesamten Kontinent von der Ostsee bis zur Adria. Er besann sich aber sofort wieder auf die Mittel, den

Rivalen friedlich zu verschlingen, und setzte bewusst die Heiratspolitik des heiligen Leopold fort. Sein eigener Plan reifte in seinen Urenkeln, als nach den beiden Generationen seines Sohnes **Albert I.** (gest. 1308) und seines Enkels **Albert II.** (gest. 1358) drei seiner Urenkel auf den Thronen Österreichs, Böhmens und Ungarns untereinander Erbverträge schlossen, durch die schließlich einer der drei dynastischen Stämme zum gemeinsamen Erben aller werden sollte.

Dies waren die glanzvollen Regierungszeiten von **Rudolf IV.** (gest. 1365) in Österreich und seiner beiden Vettern, **Karl IV.** in Böhmen und **Ludwig I.** in Ungarn. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts hatte die Dynastie von Luxemburg die böhmische Krone (die sogenannte Wenzelskrone) und die Dynastie von Anjou die ungarische Krone (die sogenannte Stephanskrone) erworben, nachdem die früheren Dynastien von Přemysl und Arpad in beiden Ländern etwa zur gleichen Zeit ausgestorben waren, war **Karl I.**, böhmischer König und römischer Kaiser, der Sohn des letzten weiblichen Mitglieds der Dynastie von Přemysl, und sein eigener Name war ursprünglich auch Wenzel, wie später der seines Sohnes und Nachfolgers in beiden Würden. Die luxemburgische Dynastie brachte den französischen Einfluss nach Böhmen, die Dynastie der Anjou den italienischen Einfluss nach Ungarn, zwei bleibende Merkmale des kulturellen Hintergrunds und der Beziehungen in diesen beiden Ländern bis in unsere Zeit. Der Kreuzungspunkt beider Tendenzen war Österreich, das sich in ihrer Mitte befand. Rudolf IV., der selbst eine französische Mutter hatte, war der erste Habsburger, der sich einer konstruktiven Italienpolitik hingab.

In diesem Zeitalter entwickelte sich eine Atmosphäre, von der man als der ersten historischen Phase einer autochthonen österreichischen Zivilisation sprechen kann, die in ihren spezifischen Zügen typisch österreichisch ist. Wir können es am ehesten als das gotische Zeitalter der österreichischen Zivilisation bezeichnen, entsprechend seiner herausragenden architektonischen Symbolik. Die gotische Architektur und die scholastische Philosophie fanden in Österreich, Böhmen, Ungarn und Polen (letzteres dynastisch mit Ungarn verbunden) ihre spezifischen Ausdrucksformen in einer Weise, die sich von anderen Teilen Europas unterschied, und beide drangen in diese transalpinen Länder früher ein als in alle anderen außerhalb Italiens und Frankreichs. Viele weitere Elemente der vier Reiche weisen auf dieselbe Verwandtschaft hin und lassen moderne Ideen deutlich erahnen. Insbesondere die Technik der territorialen Souveränität als Instrument zur Eindämmung der Anarchie des Feudalismus war zu dieser Zeit bahnbrechend. In politischer Hinsicht wurden die Ideen der Unabhängigkeit Österreichs vom Heiligen Römischen Reich und der österreichisch-böhmisch-ungarischen Union, die an dessen Stelle treten sollte, nun erstmals deutlich artikuliert. Sie waren so eng miteinander verwoben, dass es schwierig ist zu sagen, was den Vorrang hatte. In beiden Richtungen sahen sich die Habsburger als die Sieger. Sie konnten dies ohne weiteres tun, da die Würde des Heiligen Römischen Reiches auf die Luxemburger übergegangen war. Aber sie taten es, ohne auf Dauer wirklich auf ihre eigenen Ansprüche auf diese Würde zu verzichten.

Dem mystischen Glanz seines Hauses leidenschaftlich zugetan, identifizierte sich Rudolf IV., kaum zwanzig Jahre alt, mit dem sogenannten *Privilegium maius*, in dem Caesar und Nero als Kronzeugen für die Interessen Habsburgs

angerufen werden, und legte es Karl IV. zur kaiserlichen Bestätigung vor. Klassen-eltsame Dokument, teils in machiavellistischer Fälschung, teils in poetischer Phantasie, wollte dem österreichischen Herzog, für den der Titel Erzherzog erfunden wurde, besondere Privilegien garantieren. Abgesehen von diesen dynastischen Postulaten betonte es die Unabhängigkeit Österreichs von Deutschland bis hin zur Souveränität. **Petrarca**, den der Kaiser um Rat fragte, wusste jedoch nur zu gut, dass die römischen Cäsaren den Herzögen von Österreich nichts überliefert haben konnten. So scheiterte der kühne Schachzug eines vormachiavellischen Genies, entweder skrupellos in Person oder der Spiegel eines skrupellosen Zeitalters, zumindest vorerst, bis die auf dem Spiel stehende, an sich wertvolle Idee die richtigen Mittel für ihre Zwecke finden sollte.

Die Ansprüche des *Privilegium maius* richteten sich zum Zeitpunkt seiner Erteilung gegen Karl IV., der nicht nur der Urheber der zugunsten der deutschen Kurfürsten erteilten, aber den Interessen der Habsburger abträglichen Goldenen Bulle war, sondern auch der damals noch kinderlose Schwiegervater Rudolfs IV. Die Rivalität zwischen Habsburg und Luxemburg war jedoch keine zwischen Österreich und Böhmen, sondern betraf die Kaiserwürde. Die Idee der österreichischen Unabhängigkeit, die mit den Waffen des *Privilegium maius* ausgefochten wurde, bedeutete vor dem Hintergrund der komplementären Idee der österreichisch-böhmisch-ungarischen Union, die in Erbverträgen und Bündnissen festgeschrieben war, auf lange Sicht nichts anderes als die allmähliche Verschmelzung der drei Partner zu einem weiteren Reich, das kommen sollte. Politische Eifersüchteleien zwischen dem österreichischen Erzherzog

und dem luxemburgischen Kaiser mochten für ein Intermezzo in der Geschichte bestehen, konnten aber die Interessenidentität zwischen den drei Herrschern Österreichs, Böhmens und Ungarns nicht nachhaltig stören. Obwohl die Habsburger bald wieder zu quasi-erblichen Kaisern des Heiligen Römischen Reiches werden sollten, deren Symbolik im Rheinland verwurzelt blieb, wo sie bis zum Ende des Reiches gewählt und gekrönt wurden, emanzipierten sich die drei Länder Österreich, Böhmen und Ungarn in ihrer wachsenden gegenseitigen Abhängigkeit allmählich von allen Implikationen dieser urdeutschen Tradition. Österreich selbst gehörte sicherlich stärker zum Gefüge des Heiligen Römischen Reiches als Böhmen, wo es nur eine feudale Bindung zwischen dem böhmischen Herzog oder König und dem Kaiser gab, oder Ungarn, wo selbst eine solche lose Bindung nie Bestand hatte. Aber auch in Österreich selbst ging der historische Trend hin zu einer allmählichen Emanzipation von der deutschen Substanz des Heiligen Römischen Reiches, das im Mittelalter ein deutsches Reich gewesen war und schließlich dazu tendierte, es wieder zu werden. Der Zusammenschluss von Österreich, Böhmen und Ungarn unterstrich die parallelen Emanzipationsinteressen. Und obwohl die Symbolik des Heiligen Römischen Reiches jahrhundertlang das vornehmste Ornament ihres gemeinsamen Souveräns war, war seine Realität, bestehend aus den deutschen Fürsten und Territorien, immer etwas, dem sie sich gleichberechtigt anschlossen, aber nie unterordneten.

Das vom nordischen Adel verwaltete System des Feudalismus war im Mittelalter auch in den östlichen Alpenländern das Hauptbollwerk der deutschen Interessen. Doch der Feudalismus bedeutete nicht wirklich ein System

der koordinierten Macht, sondern ein Feld der realen Anarchie. Es war ein Bündel von unterschiedlichen und divergierenden Energien, deren gemeinsames Interesse in ihrem identischen Instinkt der Herrschaft über die nichtdeutschen Eingeborenen lag. Gegen diese Anarchie des Feudalismus, durch die die ostalpinen Länder ursprünglich in einige Dutzend Feudalherrschaften unterteilt waren, trat die Idee der territorialen Souveränität auf. Politischer Ausdruck dieser Idee war das Bestreben der an der Donau residierenden Dynastie der Babenberger oder Habsburger, die Ostalpenländer zu einer territorialen Einheit zusammenzufassen. Tatsächlich erwarben sie nach der Abrundung von Nieder- und Oberösterreich (östlich und westlich der Enns) nach und nach die Steiermark (1192), Kärnten und Krain (1336), Tirol (1363), das Kernland oder Vorarlberg (1375), Triest (1382) und schließlich Görz-Gradiska (1500). Neben diesen österreichischen Alpenländern besaßen die Habsburger vor dem Erwerb Österreichs ihre vorösterreichischen Herrschaftsgebiete in der Schweiz (Aargau und Thurgau) und im Elsass (Sundgau), dem späteren Vorderösterreich, die sie als Lehen besaßen und denen sie Burgau (1301) und Freiburg im Breisgau (1368) hinzufügten. So wie sich die Habsburger Österreich aneignen konnten, weil sie in Schwaben bereits eine Art Territorialherrschaft innehatten, so konnten sie auch die ostalpine Einheit nur deshalb gestalten, weil sich auch ihre Bindungen zu Böhmen und Ungarn verdichteten. Das geographisch exzentrische Gebiet an der Donau um Wien konnte nur deshalb zum Gravitationszentrum für die Ostalpenländer werden, weil es bereits das Feld dreifacher Einflüsse und latent bereits das Gravitationszentrum für eine höhere Einheit war. Es ist wie ein historisches Gesetz in allen Phasen der österreichischen Kristallisation, dass die Realität der

kleineren Einheit immer durch die Vision und die Vorbereitung einer größeren möglich wurde.

Als der ostalpine Integrationsprozess im ausgehenden Mittelalter seinen Abschluss fand, war es von größter Bedeutung, dass der Staat der Vorrenaissance nun erstmals die Idee der territorialen Souveränität voll etabliert hatte und dass der souveräne Staat über und gegen den Feudalismus, ja über und gegen die feudalisierten Interessen und Tendenzen innerhalb der römischen Kirche geschaffen wurde. Im Falle Österreichs war diese neue Idee der Souveränität politisch mit der anderen Idee der territorialen Unabhängigkeit von und der gegenseitigen Abhängigkeit zwischen drei parallelen Organismen gekoppelt, und sie war gesellschaftlich in der wachsenden Macht der Städte verankert, die dadurch zu organisierten Inseln der Freiheit wurden, die dem Feudalismus entgegengesetzt und allen sozialen Schichten, die dem Feudalismus unterworfen waren, günstig waren. Dies war der Prozess der Entfeudalisierung, durch den die Grundlagen der modernen städtischen und ländlichen Freiheit gelegt wurden. Es war der Höhepunkt der dynastischen Interessen, die sich gegen ihre eigenen materalischen Wurzeln im Feudalismus wandten.

Nur für ein kurzes Intermezzo vereinigte **Albert V.** (gest. 1439) (als römischer Kaiser der Zweite genannt) erstmals Österreich, Böhmen und Ungarn. Diese Errungenschaft wurde von seinem Sohn **Ladislau Posthumus** zugunsten einer völlig anderen Kombination wieder aufgegeben, als sich Polen, Böhmen und Ungarn unter der polnisch-litauischen Dynastie Jagiello zu einem noch größeren Ganzen zusammenschließen schienen, allerdings unter Ausschluss von Österreich. Die Vorherrschaft der Jagiello-Dynastie hätte, wenn sie in ähnlicher Weise in ein "Haus"



wie die Habsburger integriert gewesen wäre und nicht nur eine "Familie" mit verschiedenen Zweigen gewesen wäre, den Verlauf der europäischen Geschichte radikal verändern können.

Die Habsburger selbst stürmten zunächst nach Westen, um später nach Osten zu expandieren. Unter **Friedrich V.** (gest. 1493) als römischem Kaiser, genannt der Dritte, dem Janusgesicht eines apathischen Träumers und eines ekstatischen Sehers, schien die österreichische Idee, die nur noch einen Rest ihrer einstigen Größe besaß, dem Untergang nahe zu sein. Dies war jedoch Grund genug, dass die mystische Formel **AEIOU**, interpretiert als **Austria Est Imperare Orbi Universa** oder später weniger imperialistisch als **Austria Erit In Orbe Ultima**, von diesem geheimnisvollsten aller Habsburger (1437) geprägt wurde, dessen eigenes Leben eine Reihe von Misserfolgen war, der aber dennoch den Schlüssel zu einem Weltreich in der Hand hielt. **Friedrich V.** war der Sohn einer polnischen Prinzessin, die mit allen osteuropäischen dynastischen Familien verwandt war, und er war der Enkel einer italienischen Prinzessin (Visconti), von der man dasselbe über die italienischen Dynastien sagen kann. Er selbst heiratete eine portugiesische Prinzessin, die vor allem englischen Blutes war. Obwohl alle diese adeligen Frauen ursprünglich aus demselben rassistischen Stamm stammten, repräsentieren sie doch sehr typisch den Zusammenfluss aller pulsierenden Säfte Europas, Ost und West, in den wachsenden Baum Habsburgs.

Die Heiratspolitik des Hauses Österreich erreichte ihren Höhepunkt, als der Sohn dieser portugiesischen Prinzessin, **Maximilian I.** (gest. 1519), vielleicht der prächtigste aller Habsburger, die Erbin von Burgund heiratete, ihr Sohn **Philipp** die Erbin von Aragon und

Kastilien, und ihr **Sohn Karl V.** (gest. 1556) als Herrscher einer Universalmonarchie in zwei Hemisphären hervortrat, in der die Sonne nie unterging. Es waren die Geschwister Karls, die im Wiener Stephansdom unter der Schirmherrschaft ihres Großvaters die Erbin und den Erben jenes Zweiges der Dynastie der Jagiellonen heirateten, der das böhmisch-ungarische Reich regierte, und es war diese Hochzeit, für die einst das Distichon **Tu, felix Austria, nube** (1515) geschrieben wurde. Der österreichisch-tschechische Maler **Václav Brožík** hat in der Technik der farbigen Historienmalerei in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit seinem Pinsel am besten illustriert, was sein Landsmann **Palacky** mit seiner epigrammatischen Feder geschrieben hat.

Es ist eines der erstaunlichsten Phänomene der Weltgeschichte in jenen vergangenen Jahrhunderten, in denen die nordischen Dynastien eine so große Rolle spielten, dass eine Familie, die sich über Generationen hinweg nur auf wenige Augen stützte, die Weltmacht nicht bloß ergaunerte oder erstolperte, sondern sie mit den legitimsten Mitteln erwarb, die man damals für einen solchen Zweck finden konnte, legitimer sogar als jene, die seither erfolgreich waren. Zweifellos überschätzten die wenigen Habsburger, die dieses Ziel in dem steilen Aufstieg zu einem so einzigartigen Gipfel innerhalb von drei Generationen erreichten, sowohl ihre biologische als auch ihre metaphysische Kraft erheblich. Sie strebten eine Universalmonarchie an, für die weder die Zeit reif war noch die Mittel wirklich geeignet waren. Die Legitimität einer Dynastie war auch zu einer Zeit, als das Heilige Römische Reich theoretisch noch eine ökumenische Würde darstellte, kein hinreichend vergeistigtes Mittel, um eine Weltorganisation in Parallelität zum Christentum zu

erreichen. Wie Ekstatiker verfolgten die Habsburger den Kurs ihrer Heiratspolitik, ohne nüchtern zu kalkulieren, welche rationalen Chancen dieses neue Überspringen von Hochzeiten zu Abenteuern und dieser sublimste Atavismus der extravagantesten Welteroberungspläne tatsächlich haben könnten. Das historische Ergebnis dieser Ekstase war der Kampf auf Leben und Tod zwischen den beiden führenden katholischen Dynastien Österreichs und Frankreichs, von denen die letztere, von drei Seiten tödlich umzingelt, um ihre Existenz kämpfend, das Bündnis mit dem Protestantismus und dem Islam, den Schweden und den Türken, in die Mittel des Machiavellismus einführen sollte, drapiert vom Purpur der katholischen Kardinäle. Wie hätte sich die Welt wohl entwickelt, wenn sich Habsburg wirklich auf Österreich, Böhmen und Ungarn konzentriert hätte statt sich nach Burgund, Spanien, Peru und Mexiko auszubreiten? Doch hier zeigt sich wieder das paradoxe Gesicht der habsburgischen Geschichte: Indem sie weltweite Pläne schmiedeten, die sie nach Burgund und Spanien brachten und Frankreich notwendigerweise zum Widerstand um jeden Preis anregten, zementierten die Habsburger tatsächlich den österreichisch-böhmisch-ungarischen Bund nach demselben Gesetz, das einst Österreich selbst geschaffen hatte. Sie hätten das Reich an der Donau wahrscheinlich nicht integrieren können, ohne ein Universalreich anzustreben. Indem sie sich jedoch in weltumspannende Unternehmungen verstrickten und von ihnen geblendet wurden, verloren sie notwendigerweise ihr Gleichgewicht und wurden unfähig, den Problemen der einen oder anderen Schicksalsbahn - West- oder Osteuropa - voll zu entsprechen.

Man könnte dies als die unerbittliche Ironie oder Tragödie der Geschichte bezeichnen, wenn es nicht gerechter wäre,

es einfach als die unausweichliche Folge einer Geschichte zu bezeichnen, die von Herrschern oder Kasten statt von organischen Völkern gemacht wird, und somit einer Geschichte, die immer auf große Reiche abzielt, statt mit den lokalen Staaten untrennbar verbunden zu sein. Jedes Imperium der Geschichte hat zur Zivilisation beigetragen, aber offensichtlich hat es sie noch mehr behindert, da jedes logischerweise in einer Katastrophe endete. Das österreichische Kaiserreich, so sehr es auch zur europäischen Zivilisation beigetragen hat, ist keine Ausnahme von dieser Regel. Nicht die intellektuelle Intrige von Einzelnen oder Gruppen, sondern die Hingabe an das beständige Werk des Friedens, das in Heiraten und Kinderkriegen und allen Bemühungen darum liegt, das ist die einzige Kraft, die Staaten schafft, die dazu bestimmt sind zu bleiben. Alles Ränkespiel ist vergänglich, alle Großagglomerationen, die nicht aus lokalen Verhältnissen erwachsen sind, werden immer wieder zusammenbrechen, und selbst solche, die auf lokaler Substanz beruhen, sind nicht so krisenfest wie kleinere Gebilde. Das ist das Gerüst der Theorie, die **Montesquieu** einst nicht ganz konsequent in seiner Geschichtsphilosophie formulierte und die später **Karl Ludwig Haller** entsprechend seiner Schweizer Tradition und Umgebung übernahm. Während die Universalmonarchie Karls V. noch vor ihrer Geburt tot war, lebte das Reich an der Donau, mit genügend lokaler Substanz dahinter, vierhundert Jahre lang.

\*\*

\*

(§5) Das Dreikaiserreich Österreich-Böhmen-Ungarn wurde schließlich 1526 verwirklicht, als nach der ungarischen Niederlage bei Mohacs gegen die Türken und dem Tod

Ludwigs II. sowohl Böhmen als auch Ungarn Ferdinand I. (gest. 1564), den Bruder Karls V., als ihren erblichen König anerkannten. Dies war das Ergebnis einer jahrhundertelangen organischen Entwicklung, die allerdings durch das Wachstum Habsburgs zu einem Weltreich zweifellos beschleunigt wurde. Es war keine Sternschnuppe, keine künstliche Schöpfung aus rein dynastischen Interessen, sondern das organische Produkt von mindestens einem halben Jahrtausend, das die Interessen der Natur vertrat, für die die vorangegangenen acht Dynastien, zwei aus jedem Land, Österreich, Böhmen, Ungarn und Polen, nur die gehorsamen Agenturen waren. Das Haus Österreich erreichte schließlich das Ziel der Geschichte aufgrund seiner westeuropäischen Spekulationen und Errungenschaften, aber im Grunde als Sieger der osteuropäischen populären Kräfte. Tatsächlich hatten die Habsburger mit der Durchsetzung der Idee einen Tribun ihrer Völker, den sie konstruktiv gegen die Kräfte des Feudalismus und Separatismus einsetzten. Solange sie dem inneren Gesetz dieses Tribuns gehorchten, konnten sie sich auch des Gehorsams ihrer Völker sicher sein.

Das österreichische Reich der drei Kronen war im Lichte der modernen Staatstheorien ein seltsamer Organismus. Es war mehr als eine bloße Personalunion, die durch den gemeinsamen Herrscher repräsentiert wurde, aber es war weder eine echte Union noch etwas, was in den Büchern als Konföderation oder Föderation bezeichnet wird. Es war einfach "die Monarchie des Hauses Österreich". Klassen dieses lockere Stadium der Agglomeration nie ganz überwunden werden konnte, lag an den vielen Energien, die in weltweiten Abenteuern verschwendet wurden. Es gab im Grunde drei Reiche und Kronen; die Königskrone

des heiligen Stephan, die der Papst einst dem Herrscher von Ungarn (1001) gesandt und ihm den Titel eines Apostolischen Königs verliehen hatte, dann die Königskrone des heiligen Wenzel, die ursprünglich von irgendeinem deutschen Kaiser einem böhmischen Herzog verliehen worden war, bis Karl IV. sie mit einer ähnlichen politischen Mystik versah, wie sie schon um das ungarische Diadem bestand, und schließlich eine dritte Krone, die vor allem das dritte Reich symbolisierte, das Österreich selbst war. Welcher Art diese dritte Krone tatsächlich war, konnte in Theorie und Praxis nie mit gleicher Sicherheit festgestellt werden. Ursprünglich handelte es sich um die Kaiserkrone des Heiligen Römischen Reiches, auf die das Oberhaupt des Hauses Österreich einen quasi-erblichen Anspruch hatte, der am besten in seinen "Erbländen", den eigentlichen österreichischen Ländern, begründet war. Als aber die Kaiserwürde, die nie formell erblich war, verblasste und allmählich durch ein österreichisch-böhmisch-ungarisches Reich ersetzt wurde, entstand die Idee, parallel zu den Königskronen von Ungarn und Böhmen das inzwischen heiliggesprochene Erzherzogdiadem des heiligen Leopold als Symbol der Kaiserwürde des Hauses Österreich in seinen "Erbländen" zu akzeptieren. Dies waren die drei Zweige des einen Baumes, die als koordinierte Reiche betrachtet wurden und in jenen Jahrhunderten der politischen Mystik am treffendsten durch gleiche Diademe symbolisiert wurden.

Über diesen drei Zweigen gab es jedoch die höhere Ebene eines Reiches, "die Monarchie des Hauses Österreich". Ihr Symbol war die Kaiserkrone, die im Wesentlichen mit dem Heiligen Römischen Reich verbunden war, aber bald durch ein dynastisches Diadem repräsentiert werden sollte, das für Rudolf II. angefertigt wurde (1602). Erschwerend kam

hinzu, dass das erbliche Oberhaupt des Hauses Österreich, das durch diese dynastische Kaiserkrone symbolisiert wurde, weiterhin der quasi erbliche Kaiser des Heiligen Römischen Reiches war, das immer noch durch die Kaiserkrone Karls des Großen symbolisiert wurde, aus dessen deutschem Rumpf sich das österreichische Reich, was noch komplizierter war, herauszuwinden suchte. Zweifellos war es für einen gläubigen Geist leicht vorstellbar, dass dieses kaiserliche Gebilde von etwas Mystischem beherrscht wurde, und es ist kein Wunder, dass die Theologen und Künstler des Barock es mit der Heiligen Dreifaltigkeit verglichen. Diese Parallelität wird in der Wiener Dreifaltigkeitssäule (1682) tatsächlich vollzogen. Einerseits war die historische Tendenz des Heiligen Römischen Reiches in seiner traditionellen Form unweigerlich dem Zerfall geweiht, mit Ausnahme seiner von Habsburg bewahrten Symbolik. Andererseits entwickelte das neue Reich Habsburgs, an dessen Spitze immer noch der alte Kaiser des Heiligen Römischen Reiches stand, gemeinsame Interessen und Agenturen, die einen realeren Hintergrund für die alten Symbole bildeten. Diese im Laufe der Jahrhunderte organisch vollzogene Verschiebung von einem Reich zum anderen hat ihr historisches Vorbild in dem, was das Mittelalter die Verschiebung des Reiches von den Römern zu den Germanen nannte. Nur vollzog sich nun der Übergang von den Germanen zu den Österreichern durch ein anderes Medium, nicht durch die Kaiserkrönung durch den Papst, sondern durch das Zusammentreffen von dynastischen und populären Kräften. Während die dynastischen

Kräfte das Netz der Heiratspolitik auswarfen, zielten die populären Kräfte auf die Agglomeration der kleineren Völker um die Donau, deren Interesse an einem eigenen Reich, das notfalls auch ein Gegenreich sein konnte, gleichbedeutend mit ihrer Überlebenschance war und ist. Während die dynastischen Kräfte ihre Zeit hatten, haben die populären Kräfte nicht einmal ansatzweise alle ihre Möglichkeiten entfaltet.

Für das österreichisch-böhmisch-ungarische Reich bestand immer eine große Chance, sich entweder organisch mit verschiedenen angrenzenden Systemen zu verbinden oder sogar in diese hineinzuwachsen und so zu einer der Hauptmächte zu werden, die den Frieden in Europa sichern. Es war das Hauptmanko des Reiches an der Donau durch die Jahrhunderte, all diesen Chancen nicht voll entsprochen zu haben. Der Imperialismus der Habsburger konzentrierte sich auf westeuropäische Pläne oder war durch die Einsätze in Deutschland und Italien fixiert, anstatt sich ganz dem Reich selbst zu widmen, das die Grundlage der Größe der Dynastie war. In all den mannigfaltigen Plänen der Habsburger war das österreichisch-böhmisch-ungarische Reich der Kern der Stabilität und des Erfolgs.

Das alpine Österreich war jahrhundertlang mit der Schweiz und dem Elsass, aus dem die Habsburger stammten, verbunden und übte großen Einfluss auf ganz Südwestdeutschland aus, wo die Dynastie auch nach der Enttäuschung über ihre Ambitionen als Territorialherrschaft noch eine Brücke in den Westen hielt. Karniolen, Kärnten, Steiermark, die Länder der Alpen slowenen, verbanden Österreich immer mit dem jugoslawischen Südosten, vor allem mit Kroatien, dessen Volk durch Jahrhunderte die Haupts substanz der großösterreichischen Position war.



Triest, das sich Österreich einst freiwillig anschloss, Istrien, Gorizia-Gradiska bildeten zusammen mit dem Trentino (dem italienischen Teil Südtirols) die Brücke nach Norditalien, das seit Urzeiten Österreichs natürlichste kulturelle Basis war und wo auf dem Höhepunkt des österreichischen wechselseitigen politischen Einflusses auf der Apenninhalbinsel das Königreich Lombardei-Venetien das europäische Mandat darstellte, das der österreichische Imperialismus angestrebt hatte. Österreich, das mit seinen nördlichen und östlichen Partnern, Böhmen und Ungarn, zu einem Reich verschmolzen war, unterhielt jahrhundertlang engste territoriale Beziehungen zu Südwestdeutschland, der Balkanhalbinsel und Norditalien, die alle eine wesentliche Funktion für die Stabilität Mitteleuropas hatten. Während einige dieser Verbindungen in erster Linie auf dynastischen und nicht auf österreichischen Interessen beruhten und ihre mitteleuropäische Funktion sicherlich durch jemand anderen ersetzt werden kann (wenn auch offensichtlich nicht so einfach, wie man es sich einst vorstellte), waren einige der westlichen, südlichen und südöstlichen Verbindungen im Laufe der Geschichte wesentlich für die Existenz Österreichs und werden es auch in Zukunft sein. Seine historische Definition als Symbiose germanischer, romanischer und slawischer Sprecher in den östlichen Alpenländern mit einem Ausgang zur Adria mag unter der Herrschaft des "Nationalitätsprinzips" gestört werden, doch entweder wird dieses Prinzip hier und da ausgesetzt werden müssen, oder es wird ein Ersatz gefunden werden müssen, wo immer es wirklich herrscht.

Das ausgefeilteste System, das in der politischen Mystik wurzelt, wurde im Mittelalter von Ungarn entwickelt. Zum kaiserlichen Kern der Stephanskronen gehörte zeitweise das Dreikönigreich Kroatien-Slawonien-Dalmatien, Bosnien,

Serbien, Walachei, Moldau, Galizien-Lodomerien als sogenannte partes adnexae, eine politische Philosophie, die kurioserweise auch das Schicksal des österreichischen Reiches

38

buchstäblich bis in seine letzten Stunden beeinflusste. Welcher Teil eines Nachbarlandes auch immer einmal in den body politic der heiligen Krone eingegliedert worden war, war damit geheiligt, so dass theoretisch keine Trennung mehr möglich war. Die politischen Ideen eines tatarischen Adels, die im Amalgam der westwärts ziehenden magyarischen Abenteurer und Söldner lebendig waren, fielen hier mit den religiösen Ideen der durch die päpstliche Krone symbolisierten christlichen Umlaufbahn zusammen, und dieses Zusammentreffen war die Hauptursache für das seltsame Überleben der magyarischen Sprache in der ungarischen Tiefebene. Solange die religiöse Ideologie des heiligen Stephans, der ein Reich mit nur einer Sprache für geistig und körperlich schwach hielt, noch existierte, war die föderative Idee der heiligen Krone nicht ohne ein konstruktives Element, das der europäische Südosten dringend benötigte, während später, als nur noch die Permittivität der magyarischen Hegemonie übrig war, dieselbe Ideologie zu eben jenem Dynamit wurde, das in seinen letzten Folgen sogar Mitteleuropa balkanisierte.

Ungarn war weitgehend das politische Vorbild für Böhmen, das zusammen mit Mähren und Schlesien einen dreifachen Kern unter der St. Wenzelskrone bildete. Das letztgenannte Land war in seiner historischen Gesamtheit, bevor sein größerer Teil von Preußen annektiert wurde, die Brücke von Böhmen nach Polen, die viele Jahrhunderte lang gut

funktionierte, teils dem einen, teils dem anderen nord-slawischen Reich angehörte, von beiden durchdrungen war und beide vereinte. Böhmen vereinigte in seiner expansivsten Zeit sogar die Wenden (oder Sorben) der beiden Lausitzen, die sich bis ins Herz von Brandenburg erstreckten, mit seinem Reich. Zweimal in der Geschichte der böhmischen Krone, unter Přemysl Ottokar II. und unter Karl IV., tauchte am Horizont der böhmischen Politik vage die Idee eines Reiches "von Meer zu Meer" auf, das die adriatische und die baltische Küste zu verbinden suchte. So wie die politische Mystik der böhmischen Krone von Karl IV. der Tradition der ungarischen Krone nachempfunden wurde, so entstammte diese Reichsidee der polnischen Geschichte. Im Gegensatz zu dieser Idee eines böhmischen Imperialismus war das wesentlichste Problem der böhmischen Geschichte seit der Errichtung des christlichen Herzogtums durch den heiligen Wenzel immer die Symbiose zwischen Germanentum und Slawentum als politische Konzeptionen und zwischen germanischen und slawischen Sprechern innerhalb des Reiches, dessen Kern, Böhmen, immer eine Festung, aber eine zweisprachige war.

Von allen politischen Kombinationen, die den Kern der österreichisch-böhmisch-ungarischen Koexistenz überschritten, war die ungarisch-kroatische Union die dauerhafteste. Die älteren kroatischen Könige, die ihr Land im frühen Mittelalter noch in engem Kontakt mit dem byzantinischen Reich regierten, wurden später von den ungarischen Königen abgelöst, die achthundert Jahre lang gleichzeitig die Könige des Dreikönigreiches Kroatien-Slawonien-Dalmatien waren. Der erste ungarische Herrscher, der diese Vereinigung vollzog, war der heilige Ladislaus (1091). Die Adelsgeschlechter, die beide Länder

im Mittelalter beherrschten, waren gemeinsam an einem westlichen Schutz interessiert. Als die österreichisch-böhmisch-ungarische Union zustande kam, strebte Kroatien aus ähnlichen Gründen stets eine engere Verbindung mit Österreich als mit Ungarn an. Die natürliche Tendenz war sicherlich, dass sich Kroatien-Slawonien-Dalmatien als westlicher Kern der jugoslawischen Idee zu einem eigenständigen vierten Partner des Dreikaiserreiches entwickeln würde, eine Idee, die in ihrer letzten Phase im 19. Jahrhundert irrtümlich Trialismus genannt wurde. Der wirkliche dritte Partner Böhmen wurde dann von Österreich absorbiert.

39

Während die ungarisch-kroatische Union immer ein Rückgrat der Reichsstruktur war, wurde die historisch komplementäre böhmisch-polnische Union, die oft versucht wurde, nie verwirklicht. Der habsburgischen Heiratspolitik gelang es trotz vieler Versuche in dieser Richtung, an denen alle polnischen Dynastien, Piast, Jagiello, Wasa, beteiligt waren, nie, Polen in den gemeinsamen Rahmen zu bringen. Man könnte sich dazu verleiten lassen, dies als den entscheidenden Mangel der gesamten Donauagglomeration anzusehen. So fehlte dem Reich an der Donau der volle Schutz seiner nordöstlichen Flanke. Es gab mehr österreichische Prinzessinnen, die in Polen einheirateten als in irgendeinem anderen Land während vieler Jahrhunderte. Aber Polen war ein Land, das aufgrund seiner durch und durch feudalisierten Struktur nicht mit den Mitteln der Heiratspolitik assimiliert werden konnte. Die polnischen Dynastien besaßen nie unangefochten das Recht, die polnische Krone an irgendjemanden zu vererben, ohne dass die polnische Res

Publica, bestehend aus dem polnischen Adel, eingriff. Die Freiheit dieses Adels, über seine eigenen Untertanen zu verfügen und sich dem Staat zu widersetzen, war der auffälligste Faktor des republikanischen Aufbaus, der das polnische Reich, ähnlich wie das ungarische, fähig machte, mit Partnern zu föderieren, die in ihm aufgehen sollten, aber ganz im Gegensatz zu den besten Zeiten seines Vorbilds, unfähig, mit gleichberechtigten Partnern zu föderieren.

Nicht, dass die führenden Adelsfamilien Polens gänzlich ohne Interesse und Verständnis für das Postulat der polnisch-österreichischen Kooperation gewesen wären. Als Wien von den Türken belagert wurde, stand König Jan Sobieski, einer jener polnischen Adligen, die vom Landtag zum König gewählt worden waren, an der Spitze der Befreiungsarmee (1683). Aber es gab grundlegende Unterschiede zwischen der inneren Struktur der beiden Reiche, dem österreichisch-böhmisch-ungarischen, dessen Oberhaupt nicht nur der Heilige Römische Kaiser, sondern auch das Oberhaupt des bestorganisierten dynastischen Hauses in ganz Europa war, und dem polnisch-litauisch-ruthenischen Reich, "von Meer zu Meer", von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer, dessen König immer mit den republikanischen Tendenzen seines Adels rechnen musste und dessen Dynastie sich allzu leicht in Zweige mit divergierenden Interessen aufspaltete. Obwohl die historische Entwicklung der polnisch-litauisch-ruthenischen Symbiose, die von der Jagiellondynastie vor ihrem eigenen Aussterben in der Union von Lublin (1569) herbeigeführt wurde, eng mit der österreichisch-böhmisch-ungarischen Union verbunden ist, waren die Strukturen beider Reiche sehr unterschiedlich. Diese Unterschiede waren zu groß, als dass die Methode, die das eine Reich

schuf, auch auf das andere Reich anwendbar gewesen wäre. Während auf ostalpinem Boden eine alte Zivilisation die Habsburger lehrte, herrschte auf polnischem Boden derselbe Feudalismus wie in Norddeutschland, nur in polnischer Sprache. Zudem lenkte der polnische Adel die Dynastie erfolgreich von ihrer primären Aufgabe ab, den "*rocher de bronze*" der Souveränität zu etablieren, in dieser Hinsicht hatten die Hohenzollern in Preußen mehr Glück. Es wäre viel politische Energie nötig gewesen, um die polnische Tiefebene politisch zu organisieren, um diese Verhältnisse zu ändern. Die polnische Dynastie hätte die Unterstützung eines geistigen Hinterlandes gebraucht, über das die preußische Dynastie im Heiligen Römischen Reich verfügte. Während der preußische Staat in der Lage war, den Feudalismus zur Anerkennung der Territorialhoheit zu zwingen, war dies dem polnischen Staat nicht möglich.

Hier liegen die Gründe für das Ende Polens, soweit es um die eigenen Beiträge dazu geht, die von der Krakauer Schule der polnischen Geschichte so klassisch herausgearbeitet wurden. Vielleicht war dies der Punkt, an dem die westlichen Unternehmungen der Habsburger notwendigerweise zu östlichen Unzulänglichkeiten führten. Hätten die Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, sowohl die Luxemburger als auch die Habsburger, statt das Wachstum Brandenburg-Preußens zu fördern, wirklich mit Polen kooperiert und insbesondere die österreichisch-polnische Zusammenarbeit auf der Basis einer identischen geistigen Substanz durchgesetzt, hätte sich die Geschichte Europas vielleicht ganz anders entwickelt.

\*

(§6) Für ein Intervall der Geschichte schienen die Probleme der Reformation die organische Entwicklung des

Habsburgerreiches zu stören. Andererseits schien die Vorsehung die österreichisch-böhmisch-ungarische Union unter Habsburg vollendet zu haben, um ein Bollwerk gegen die Reformation zu haben. Das historische Zusammentreffen der Taten Luthers und des Wachstums der katholischen Macht an der Donau war sicherlich zu auffällig, um die Gläubigen nicht davon zu überzeugen, dass das Habsburger Reich eine große Rolle bei der Ausrottung der Häresie spielen würde.

Zunächst verloren die Kaiser Maximilian II. (gest. 1576), Rudolf II. (gest. 1612) und Matthias (gest. 1619) scheinbar das Gleichgewicht gegenüber dem Protestantismus, der sich politisch in der Wiedergeburt des Feudalismus verkörperte, eine Tatsache, die das Gesicht Österreichs völlig verändert hätte, wenn sie nicht bald durch das Aufkommen jener Sekundogenitur der Dynastie, die über Innerösterreich (Steiermark, Kärnten, Krain) herrschte, ausgeglichen worden wäre. Eine Terziogenitur der Habsburger beherrschte Tirol in gleichem Maße (bis 1665), als die Hauptherrschaft der Dynastie in Wien, Böhmen und Ungarn (soweit letzteres von den Türken befreit war) ausstarb, übernahm Ferdinand II. (gest. 1637), der Vorkämpfer der Gegenreformation, besser gesagt der katholischen Restauration, das gesamte Reich, das in der Tat aus seinem alpinen Kern heraus neu geordnet und regeneriert wurde.

Auf der doppelten Basis der österreichisch-böhmisch-ungarischen Union und eines neuen Heiligen Römischen Reiches mit einem quasi erblichen Oberhaupt entwickelte sich die zweite, autochthone Phase der österreichischen Kultur mit ihrer spezifischen Architektur und Musik als Hauptausdrucksmittel: der österreichische Barock. Wenn kritisch über Ferdinand II. und die mit unabdingbarer

Energie und überflüssiger Rücksichtslosigkeit durchgeführte sogenannte Gegenreformation gesprochen wird, und wenn seine Nachfolger Ferdinand III. und Joseph I. (gest. 1711) als die "Spanier" unter den Habsburgern kritisiert werden, deren politisches und wirtschaftliches System, Absolutismus und Merkantilismus, jeglichen Individualismus ausgerottet haben soll, dürfen die Werte des Barock als letzte große harmonische Zivilisation auf europäischem Boden von den Kritikern nicht vergessen werden. Die Kultur des Barocks, die letzte in Europa, die glücklich genug war, sich an einer eigenen Architektur zu erfreuen, und die erste, die sich freudig an einer eigenen Musik erfreute, war nur auf der Grundlage einer solchen geistigen Einheit möglich, wie sie die Gegenreformation erzwingen konnte. Die Analogie in unseren Tagen könnte eine über Hölle und Pest siegreiche Welt sein, die mit jugendlicher Gleichgültigkeit gegenüber persönlichen Schicksalen alle Spuren des besiegten Geistes ausrotten würde, während eine bessere Welt nur in der übermenschlichen Anstrengung und Leistung zu finden wäre, den Feind in einen zukünftigen Mitarbeiter zu verwandeln, anstatt ihn zu vernichten. Allerdings gab es auch im Zeitalter des Barocks einige echte Bekehrungen. Die politische Kraft ihrer grandiosen Einheit war eine kaiserliche Autorität, in der, weit entfernt von bloßer Willkür des

41

herrschenden Individuums nichts anderes als die Idee der obersten Macht in der Hierarchie der delegierten Befugnisse symbolisiert wurde, die in der Tat die eigentliche Grundlage der Herrschaft durch das Gesetz ist.



Der materielle Hintergrund dieses Regimes hingegen war eine staatlich organisierte Wirtschaft, in der sowohl der Feudalismus als auch der Kapitalismus eng mit den Interessen des Reiches verbunden waren.

Trotz vieler mittelalterlicher Rückstände und Unzulänglichkeiten, die jedoch überall in Europa sowohl bei den Katholiken als auch bei den Protestanten vorhanden waren, war dies das heroische Zeitalter Österreichs, in dem es sowohl die Schweden als auch die Türken, die Champions des Protestantismus und des Islam, traf, besiegte und in Schach hielt. Sowohl Gustav Adolf als auch Kara Mustafa, der schwedische König und der türkische Wesir, die beiden symbolischen Vertreter der barbarischen Invasionen aus dem Norden und aus dem Osten, wurden von dem Österreich, das sich gerade durch die katholische Restauration erneuert hatte, vernichtet. Im Dreißigjährigen Krieg hielt Österreich den Norden in Schach, und in einem fast zweihundertjährigen Krieg hielt es den Osten, vertreten durch die türkische Macht, in Schach. In beiden Fällen war Österreich der Schutzschild Europas. Seine Feinde, der eine im Namen Mohammeds, der andere, wenn nicht im Namen, so doch wenigstens im Geiste Wotans, zielten in ihrem Kampf gegen Katholizismus und Christentum wirklich auf das Mark der europäischen Zivilisation. Es gab keine andere Macht, die ihnen Einhalt gebieten konnte, denn Frankreich, die zweite Kontinentalmacht, war vielmehr mit ihnen gegen Österreich verbündet. Die österreichisch-böhmisch-ungarische Union unter dem Kaiser des Heiligen Römischen Reiches war die politische und militärische Macht, die die Kontinuität der europäischen Zivilisation sowohl gegen die Schweden als auch gegen die Türken bewahrte und damit wirklich das *Labarum*, das heilige Monogramm, rettete, dessen Reich auf Erden die Kaiser,

die Staatsmänner, die Künstler, die Völker des Barocks, die sich ihrer transzendenten Rolle bis zur letzten Faser bewusst waren, der Welt garantieren wollten.

Der österreichische Barock hat viele große Führer hervorgebracht, aus dem traditionellen Adel, dem kirchlichen Stand und auch aus der Masse des einheimischen einfachen Volkes, die große Verwalter und große Künstler in den universellen Fundus einbrachten. Der Barock war keineswegs nur eine aristokratische Kultur. Seine Verbreitung war auch nicht nur auf Österreich beschränkt. Die ganze Welt war bereit, ihre besten Köpfe nach Österreich zu schicken, und diese Infiltration stimulierte wiederum die Entwicklung des Genies im eigenen Land. Sowohl der besondere österreichische Kontakt mit Burgund, Spanien und Italien als auch die österreichisch-böhmisch-ungarische Union selbst trugen ihren Teil zu diesem österreichischen Erwachen bei. Einige der charakteristischsten Österreicher des Barock sind in Wirklichkeit Böhmen und Ungarn, Spanier und Italiener.

Unter den Adeligen im kaiserlichen Dienst war der größte, zumindest unter dem modernen Aspekt eines intellektualisierten Profils, Albert Wallenstein (gest. 1634), der trotz seines deutschen Namens dem ältesten Adelsgeschlecht der Tschechen angehörte. Er führte zunächst den Kampf gegen die Schweden an, erlag dann aber mit all seinem Scharfsinn deren Bann und wurde, als er auf den höchsten Einsatz zielte, auf Befehl des Kaisers getötet. Es war die Idee des Absolutismus, des katholischen und des protestantischen, nicht nur Ferdinands II., dass der Herrscher den Verräter in seinem privaten Rat zum Tode verurteilen und dann das Urteil von irgendeinem Scharfrichter vollstrecken lassen konnte, der äußerlich die Ähnlichkeit eines Mörders haben konnte. So

groß Wallensteins Genie war, so unzweifelhaft war seine Schuld im Sinne des kaiserlichen Interesses, auf das er seinen Eid leistete. In einem System des Konstitutionalismus hätte er vielleicht rechtmäßiger verurteilt und hingerichtet werden können.

Doch die eher berufsbedingte Schuld des Kaisers, die Gerechtigkeit des Kabinetts mit der Vernunft des Staates zu verwechseln, wird von seiner tief verwurzelten persönlichen Fehleinschätzung überschattet, als er, die kaiserliche Gnade unterdrückend, überall dort, wo er es mit der religiösen Revolution zu tun hatte, deren Anhänger vernichten wollte. Die Tragödie begann, als nach dem Sieg auf dem Weißen Berg bei Prag (1620) über die protestantischen Aufständischen Böhmen, Tschechen und Deutsche zusammen, Hinrichtungen und Vertreibungen den Weg für das neue böhmische Statut (1627) ebneten, mit dem nicht nur die feudale Macht sondern auch die Autonomie des böhmischen Königreiches beschnitten wurde.

Auch wenn es später heißt, Wallenstein sei der Vorkämpfer des böhmischen Nationalismus gewesen, so ist er doch das Symbol des böhmischen Feudalismus und sein Schicksal ist symbolisch für die politischen Veränderungen in Böhmen, durch die die Grundfesten des alten Königreichs erschüttert wurden. Der Umsturz des nationalen Feudalismus war unabdingbar, wenn eine kaiserliche Autorität errichtet werden sollte. Doch ein Umsturz, der nationale Märtyrer zur Folge hatte, war auf lange Sicht die am wenigsten realistische Herangehensweise an das Problem. Es ist zwar richtig, dass trotz der Schlacht am Weißen Berg und des Endes von Wallenstein der böhmische Barock mit seiner Kontinuität von mehr nationaler Autonomie als allgemein

angenommen, ein organischer Teil der österreichischen Kultur ist, die sich in Folge der katholischen Restauration entwickelt hat, und dass die barocke Phase der böhmischen Geschichte nicht aus dem böhmischen, tschechischen und deutschen Charakter getilgt werden kann. Spätere Forschungen tschechischer Historiker selbst haben die Tatsache festgestellt, dass erst unter Maria Theresia die böhmische Autonomie wirklich zerstört wurde. Doch die böhmischen Märtyrer Ferdinands II. gehörten, auch wenn sie dreihundert Jahre lang schliefen, eindeutig zu den mystischen Kräften, die auch die rationalste politische Konzeption zur Rechtfertigung ihres Handelns braucht und die Österreich und Böhmen politisch getrennt haben, obwohl die Zivilisation des Barock sie kulturell eint.

Obwohl Österreich, Böhmen und Ungarn rechtlich gleichberechtigte Partner des Reiches an der Donau waren, und obwohl insbesondere die beiden Königsdiademe des heiligen Wenzel und des heiligen Stephan im Reichsgefüge immer gleichrangig waren, war die tatsächliche Stellung der beiden Königreiche immer unterschiedlich genug. Der böhmische König gehörte zu den deutschen Kurfürsten, der ungarische König stand außerhalb des Heiligen Römischen Reiches. Böhmen wurde während des Dreißigjährigen Krieges von der katholischen Restauration erobert; Ungarn blieb mit Ausnahme seiner westlichen Teile noch einige Generationen lang unter türkischer Herrschaft. Der böhmische Adel wurde enthauptet, der ungarische Adel entging der Enthauptung durch die türkische Macht, mit der Teile der Magyaren stets kooperierten. Unter Leopold I. führte eine Verschwörung einiger Magnaten zu deren Hinrichtung (1671), ein ähnlicher Fehler wie bei Ferdinand II., jedoch ohne den Vorteil einer koordinierten ungarischen

Politik. Trotz dieser viel größeren Schwierigkeiten in Ungarn war die Folge der Eingliederung in das Reich an der Donau auch hier der ungarische Barock, der nicht im Geringsten weniger österreichisch und katholisch ist als der böhmische Barock.

Seine repräsentativste Gestalt ist Pal Esterhazy (gest. 1713), Pfalzgraf des ungarischen Reiches, dem von Leopold I. die Erbprinzenwürde verliehen wurde, weil er den ungarischen Landtag zur Anerkennung der (1687) erblichen Rechte der Habsburger-Dynastie überredete. Doch Esterhazy war einer der größten Ungarn, die je gelebt haben, nicht nur in Bezug auf diesen Bereich der kaiserlichen Politik, in dem das Interesse der Nation durch das Interesse des Reiches bedient wurde, sondern auch als der große Mäzen der Architektur und der Musik, der seine Spuren in zahlreichen Merkmalen des österreichischen Barocks und in einigen charakteristischen Tendenzen der österreichischen Zivilisation im Allgemeinen hinterlassen hat. Vielleicht gab es keinen Österreicher, der den österreichischen Barock so klassisch repräsentierte wie dieser ungarische Adelige. Viele österreichische Heiligtümer tragen noch heute sein Monogramm, und die engsten Verbindungen, die zwischen Österreich und Ungarn auf religiösem Gebiet noch immer bestehen, gehen auf seine Initiativen zurück. Das ehemalige Zentrum des Herzogtums Esterhazy, Eisenstadt (Kismarton), heute die Hauptstadt des österreichischen Burgenlandes, ist das klassischste Symbol dieser österreichisch-ungarischen kulturellen Verbindungen.

Als die Türken an den Hängen des Kahlenbergs und unter den Mauern Wiens (1683) besiegt wurden, eine Schlacht, die historisch gesehen eine enge Parallele zur Schlacht am Weißen Berg darstellt, befand sich unter den kaiserlichen

Truppen ein junger Kavalier, dessen Schicksal es war, die kaiserlichen Standards durch Ungarn weit auf die Balkanhalbinsel zu tragen: Eugen von Savoyen (gest. 1736), der größte Feldherr und Staatsmann des österreichischen Barocks, der einmal mehr die Linien aufzeigt, denen diese Zivilisation folgte, Spross des Hauses Savoyen, italienischer Abstammung und französischer Erziehung, sollte als Diener dreier Kaiser die Struktur des österreichischen Reiches vervollständigen, durch die seine europäische Funktion begründet wurde. Als Großmajestät der Künste und der Wissenschaften ist Eugen von Savoyen eng mit dem Ruhm des österreichischen Barocks verbunden. Doch war er Österreicher nur im Sinne des habsburgischen Imperialismus, nicht im Sinne eines damals noch unbekanntenen österreichischen Nationalismus. Wenn es nicht ganz andere, unpolitische Motive hätte, wäre es vielleicht verständlich, hier die eigentliche Ursache zu verorten, warum dieser Schöpfer des großösterreichischen Habsburger-Imperialismus der einzige österreichische Held ist, der den *Anschluss* überlebte und Eingang in das nazideutsche Walhalla fand. (Ein deutscher Kreuzer und eine deutsche Balkandivision trugen seinen Namen). Doch nicht nur der Klatsch und die Junggesellenzeit, wegen der die Nazis Eugen von Savoyen schätzen, machen ihn zu einem Vorgänger Friedrichs II. von Preußen, sondern auch bestimmte politische Theorien über den Krieg. Es ist interessant, in jenen Tagen die ersten Spuren einer typisch österreichischen Denkweise zu finden, die von einem österreichischen General geäußert wurde, der sich diesen Ideen widersetzte. Von Guido Starhemberg (gest. 1737), der in Oberitalien gegen die Franzosen kämpfte, berichtet Montesquieu, dass er auf den Vorschlag der Wiener Militärbehörden, die französische Armee durch die Zerstörung der Po-Deiche zu vernichten,

antwortete "Gott bewahre mich davor, ein ganzes Volk zu vernichten, um dem Wahnsinn unserer Herren (in Wien) zu dienen".

Unter Eugen von Savoyen erlebte die Monarchie des Hauses Österreich ihre größte Ausdehnung. Aus dem spanischen Erbe (1714) wurden Belgien, Neapel, Mailand, die Toskana und Sardinien (1720 gegen Sizilien eingetauscht) zu österreichischen Besitzungen. Der Frieden von Passarowitz (1718) mit den Türken bestätigte die jüngste Eroberung von Belgrad mit Nordserbien, dem Banat und der Walachei. Der Friede von Den Haag (1720) brachte die Krönung. Von Schlesien und der Lausitz im Nordosten über Belgien im Nordwesten, die italienischen Staaten von Mailand bis Neapel im Südwesten und Serbien und Rumänien im Südosten beschrieb das österreichische Reich einen gewaltigen Kreis, fast identisch mit dem Körper des europäischen Kontinents, einen gigantischen Organismus, in dessen äußerste Enden die Kultur des Barocks von ihrem Wiener Zentrum aus Optimismus und Vitalität ausstrahlte. Dies ist der Beweis dafür, dass das österreichische Reich dieser gewaltigen Ausdehnung keineswegs eine künstliche Schöpfung war. Neben der identischen Kultur, die Österreich, Böhmen und Ungarn verband und Wien, Prag, Pressburg-Pozsony-Bratislava zu Barockstädten im Herzen des Reiches machte, gab es auch außerhalb dieses Fokus echte Ausläufer des Barocks. Selbst im 20. Jahrhundert gibt es noch genug Spuren davon, dass etwa Mailand oder Brüssel über längere Zeiträume österreichische Städte waren, die ihre Seele definitiv geprägt haben. Dieser österreichische Imperialismus des 18. Jahrhunderts war in seiner grundsätzlichen europäischen Funktion von einer viel organischeren Ordnung als einst die spanisch-

österreichische Monarchie. Auch die Rückschläge im Frieden von Belgrad (1736) und der spätere Tausch von Neapel und Sizilien gegen Parma und Piacenza (1738) änderten an der imperialen Stellung Österreichs in Europa nichts Grundlegendes. Niemals ging es im Zeitalter des kulminierenden Barocks, auch nicht bei den Kämpfen zwischen Österreich und Frankreich, um Sein oder Nichtsein für einen von beiden, wie einst in den Kriegen gegen Schweden und Türken, später gegen Friedrich II. und Napoleon.

\*\*

\*

(§7) Die Ausrüstung, die Österreich für die modernen Jahrhunderte erhielt, hat ebenfalls ihre Wurzeln im Barock. Was die historische Identität des österreichischen Kaiserreichs betrifft, so war die so genannte Pragmatische Sanktion (1713) der verfassungsrechtliche Versuch von Karl VI. (gest. 1740), dem letzten Habsburger, dem chaotischen Sammelsurium von Königreichen und Ländern mit all ihren aristokratischen Ständen, aus denen die Monarchie des Hauses Österreich bestand, einen rechtlichen Rahmen zu geben. Dieses Staatsrecht, das die Einheit aller Territorien unter dem Reichsadler der Dynastie betonen wollte, war keineswegs die Erfindung des letzten Habsburgers und seines rationaleren Jahrhunderts. Bereits unter Maximilian I. war die Idee eines allgemeinen Landtages aller österreichischen Länder aufgekommen (1518), und wurde später unter Ferdinand I. (1541) und Matthias (1614) wiederholt. Auf dem Linzer Reichstag waren nicht nur Österreich selbst, sondern auch Böhmen, Mähren, Schlesien, die Lausitz, Ungarn und Kroatien vertreten.



Obwohl diese allgemeinen Landtage später wieder schwächer wurden, behielt jedes der betroffenen Länder auch unter dem Einfluss des Absolutismus seinen eigenen Landtag. Indem Karl VI. ihnen allen das neue Verfassungsgesetz zur feierlichen Bestätigung vorlegte, brachte er erstmals die Idee einer wirklichen Union der Länder des Hauses Österreich vor. Obwohl die parallele Idee eines allgemeinen Landtages in Wien (1714) scheiterte und noch mehr der Plan der sogenannten *Parerga Schierendorffiana* (1719), eine universelle Vertretung des Standes der "gemeinen Leute", des vierten Standes, zu schaffen, sind diese reformatorischen Pläne der Beweis dafür, dass die mittelalterlichen Verfassungstraditionen in Österreich früher als irgendwo sonst in Kontinentaleuropa Großes anzustreben vermochten. Nur in Tirol, Vorarlberg und Oberösterreich waren Städte und Bauern auf den Landtagen vertreten, während in Österreich und der Steiermark die Städte durch besondere Prokuratoren vertreten waren. Der neue Vorschlag sah vor, die unteren Klassen allgemein in "Stände" zu gliedern und diese auf allen Landtagen durch Prokuratoren vertreten zu lassen, während durch die allgemeine Einberufung von Vertretern aus allen Landtagen die Länder des Hauses Österreich zu einem Körper werden sollten, so wie die drei Königreiche England, Schottland und Irland gerade zu Großbritannien geworden waren.

Die dynastische Promulgation der Pragmatischen Sanktion, die sowohl von den österreichischen Landtagen als auch von den europäischen Mächten akzeptiert wurde, bildete die rechtliche Grundlage für das Reich nach dem Aussterben der Dynastie in der männlichen Erbfolge. Auf dieser rechtlichen Grundlage konnte die Tochter des letzten Habsburgers, Maria Theresia (gest. 1780), eine

junge Frau, in der sich der Genius Österreichs verkörperte, mit einem polyglotten Heer unter nur durchschnittlichen Generälen, dem ein militärischer Dämon, Friedrich II., gegenüberstand, den ersten preußischen Angriff in der neueren Geschichte erfolgreich abwehren (1740). Die Österreicher haben nie bezweifelt, dass der Siebenjährige Krieg gegen Preußen (und Großbritannien) in ihrer Geschichte nichts anderes war als die Fortsetzung des Dreißigjährigen Krieges gegen Schweden (und den deutschen Protestantismus). Obwohl Maria Theresia in diesem Kampf schicksalhaft Schlesien, das Juwel ihrer Krone, verlor, rettete sie, wie sie sehr wohl wusste, das Reich. Die preußische Aggression wurde zumindest vorläufig eingedämmt. Doch Preußen war zur zweiten mitteleuropäischen Großmacht geworden, die sowohl von Großbritannien als auch von Russland in ihren eigenen imperialistischen Interessen gegen Österreich unterstützt wurde. Diese beiden exzentrischen Mächte am Rande Europas mit vornehmlich außereuropäischen Interessen ahnten damals nicht, dass sie mit dem Preußen Friedrichs II. die Keimzelle des aggressivsten kontinentalen Imperialismus künstlich förderten, gegen den selbst die ausschweifendsten Phasen des österreichischen Imperialismus ein Kinderspiel waren.

Das Wachstum Preußens, das im Begriff war, ein norddeutsches Reich auf der rassistischen Grundlage einer wendisch-kassubisch-masurisch-litauischen Symbiose zu formen, das von germanischen Oberherren regiert wurde, war mit den Interessen des österreichischen Kaiserreichs völlig unvereinbar und inkommensurabel. Zwischen dem auch nach den Regeln der Aufklärung katholischen österreichischen Kaiserreich und dem preußischen Kaiserreich, für das Katholizismus oder Protestantismus

nur Funktionen des eigenen Interesses und der eigenen Macht waren, war auf Dauer kein Gleichgewicht möglich. Der österreichische Staat war auch in seinen fortschrittlichen Unternehmungen konservativ, der preußische Staat aber bald das Musterbeispiel einer stets mit den modernsten Mitteln betriebenen, skrupellosen Machtpolitik. Österreich war selbst in seinen chaotischen Zuständen ein Organismus, Preußen ein Krebsgeschwür, selbst wenn es das organische Ziel verfolgte, Norddeutschland zwischen Rhein und Weichsel zu organisieren. Kaum jemals in der Geschichte gab es zwei politische Organisationen auf demselben kontinentalen Territorium, die gleichermaßen gegensätzlich waren, aber dennoch fast zwei Jahrhunderte lang nebeneinander existierten. Es zeigt klassischerweise die völlige Verwirrung der modernen Welt in allem, was die politische Metaphysik betrifft, dasselbe, was man in der Politik "die Entlarvung des Geistes" genannt hat, dass es zwei Jahrhunderte brauchte, um die Verkleidungen des "Geistes, der leugnet", zu durchschauen, und dass selbst dann nichts entsetzlicher ist als das Fehlen eines Gegenmittels.

Als Schlesien, die böhmisch-polnische Brücke, infolge des Siebenjährigen Krieges (1763) Preußen überlassen wurde, war das nur ein Symbol dafür, dass nun der böhmisch-polnische Bund endgültig zerrüttet und damit dem österreichischen Kaisertum die tiefe Wunde zugefügt war. Obwohl Maria Theresia aus weiblichem Instinkt heraus um diese Kausalität wusste, hatten weder ihr Sohn und Erbe Joseph II. noch der Minister beider, Wenzel Anton Kaunitz (gest. 1794), einen Blick dafür. Kaunitz, Spross eines alten böhmischen Adelsgeschlechts, der vierzig Jahre lang Staatskanzler war, war der Mann, der die österreichisch-französische Allianz gegen Preußen und Großbritannien

zementierte, nachdem letztere Macht es um ihres Kolonialreichs willen für unumgänglich hielt, von der jahrhundertealten Allianz mit Österreich zum Abenteuer einer britisch-preußischen Allianz gegen Österreich und Frankreich überzugehen. Für Kaunitz war diese neue Kombination sicherlich weit davon entfernt, der Kampf der beiden katholischen Mächte Österreich und Frankreich auf dem Kontinent und in der Welt gegen die beiden protestantischen Mächte Preußen und Großbritannien zu sein. Tatsächlich aber war es der letzte Versuch, die katholische Vorherrschaft auf dem Kontinent und in der Welt zu erringen, und man kann sich gut vorstellen, wie die moderne Welt aussehen würde, wenn Frankreich und Österreich und nicht Großbritannien und Preußen nach sieben Jahren Krieg gesiegt hätten.

Die erste logische Folge der Niederlage des Weltkatholizismus war die Teilung Polens (1772), mit der durch die Komplizenschaft Österreichs und Russlands mit dem preußischen Plan das osteuropäische Gleichgewicht der Kräfte zerstört wurde. Joseph II. und Kaunitz gegen Maria Theresia bestanden darauf, Partner dieses Verbrechens zu sein, durch das, auch wenn Gottes Mühlen sehr langsam mahlen, die drei Teilungsmächte eindeutig gegen sich selbst gesündigt haben, indem sie in Lust und Völlerei mehr verzehrten, als sie ernsthaft verarbeiten konnten. Die Tatsache, dass Österreich seinen Anteil am polnischen Erbe, Galizien-Lodomerien, gut bewahrt hat, war sicherlich der glücklichste Aspekt in dieser Tragödie und ein Unterpfand für die endgültige Wiederauferstehung des polnischen Staates. Die Apologeten der österreichischen Politik mögen wohl argumentieren, dass Österreich den Polen nicht gedient, sondern sich selbst schwer geschadet hätte, wenn es nur Preußen und

Russland gestattet worden wäre, ganz Polen zu nehmen. Aber es gibt Situationen, in denen der Ehrenkodex der einzige realistische Maßstab der Außenpolitik ist. Es besteht kein Zweifel daran, dass auch Österreich sich durch die moralische Unterstützung Preußens und Russlands in monströser Weise schuldig gemacht und noch grotesker gegen sein ureigenes Recht gesündigt hat als die beiden anderen Partner der Teilung, deren identische antipolnische Tradition erst in ihrem letzten Auftritt gipfelte. Maria Theresia, die letzte österreichische Herrscherin, die tief im österreichischen Boden verwurzelt und dem Brauch des 18. Jahrhunderts, Souveränitäten und Völker auszutauschen und zu teilen, völlig abgeneigt war, war die einzige, die in der Tiefe ihrer heroischen Seele genau wusste, dass der Makel, der Teilung Polens zugestimmt und daran teilgenommen zu haben, auf ihr lastete, auch wenn die Schuld der aristokratischen polnischen Republik ungeheuer war, auch wenn der Verlust Schlesiens, der Österreich durch die britisch-preußische Allianz aufgezwungen wurde, die eigentliche Ursache aller weiteren Komplikationen war, auch wenn das polnische Erbe von Österreich ehrlich bewahrt werden sollte, dass dieser Fleck trotz all dieser Verwicklungen niemals von dem Schild der Ehre, das einst Österreich gehörte, getilgt werden würde.

Preußen, Böhmen-Mähren-Schlesien und Polen sind die drei Probleme, die Österreichs Eintritt in die vor zweihundert Jahren eröffnete Welt der modernen Politik kennzeichnen. Preußen war der Aggressor, Böhmen-Mähren-Schlesien die Achillesferse und Polen der Köder, an dem sich Österreich schuldig machte. Es war die barocke Substanz des Reiches, die es trotz dieser Verwundbarkeit eine Zeit lang überleben ließ und sogar in

seinem Todeskampf die charakteristischsten Bilder seines Genies hervorbrachte.

\*\*

\*

(§8) Das moderne Österreich war die Schöpfung der neuen Dynastie der Lothringer, die in der Person von Maria Theresias Ehemann Franz I. Stephan (gest. 1765) aus Frankreich nach Wien kam, um dort eine völlig neue Regierungsform einzuführen. Die Dynastie der Lothringer vertrat zwar rechtlich immer noch das Haus Österreich, aber obwohl sie aus Höflichkeit Habsburger genannt wurden, waren sie in Wirklichkeit Lothringer, die ihre eigenen Tugenden und Laster in ein fremdes Land brachten, wie es die Habsburger selbst fünfhundert Jahre zuvor getan hatten.

Die Söhne des Paares, Joseph II. (gest. 1790) und Leopold II. (gest. 1792), waren die beiden Herrscher der Aufklärung, die das Reich der Pragmatischen Sanktion, das die preußische Aggression überstanden hatte, zum ersten modernen Staat in Europa machten. Die kaiserliche Verwaltung reorganisierend, einen modernen Einheitsstaat über den Ständen errichtend, die Wirtschaft, das Bauerntum und das Judentum emanzipierend, die Kirche exorzierend, alles reformierend, wenn auch manchmal mit härteren Mitteln als nützlich und notwendig, zerstörten die beiden Brüder, jeder mit seinem unterschiedlichen Temperament, vieles, was gesund war, retteten aber auch vieles, was noch gesünder war und sonst durch einen Sturm zerstört worden wäre. Der Josephinismus, mit den Korrekturen des weiseren jüngeren Bruders, der seine wichtigsten Erfahrungen während eines Vierteljahrhunderts in der hochentwickelten toskanischen Regierungsschule

gesammelt hatte, war in der Tat das eiserne Schwert, das Frankreich vor der Französischen Revolution bewahrt hätte, wenn es dort rechtzeitig angewandt worden wäre, und das Österreich tatsächlich vor Napoleon rettete, als die Folgen der Revolution in das Herz Europas eindrangen. Während Joseph ein aufgeklärter Despot war, der, ganz im Gegensatz zum autochthonen Absolutismus des Barock, nie glauben würde, dass irgendetwas anderes als sein eigener Wille und Plan seinem Volk gefallen könnte, zeigte Leopold unter dem Einfluss der toskanischen intellektuellen Elite das erste Interesse an einem modernen Konstitutionalismus und die erste Bereitschaft, die feudalen Stände, ohne sie aufzulösen, in moderne Repräsentationen zu verwandeln.

Josephs Idee war die eines einzigen Reiches unter dem Namen der österreichischen Monarchie, das drei Residenzen haben sollte, Wien, Prag und Buda (wohin unter ihm die ungarischen Behörden von Pressburg umgezogen waren). So erkannte auch der Kaiser, der das österreichische Kaiserreich zu einem modernen Zentralstaat mit Deutsch als Amtssprache machen wollte, die Dreigliederung der von ihm regierten Monarchie an. Bewusst verzichtete er auf die traditionellen Krönungen in Böhmen und Ungarn, denen sich sowohl seine Mutter vor als auch sein Bruder nach ihm unterzogen. In Ungarn und Galizien führte der Kaiser die deutsche Sprache ein. In den ungarischen Landtagen und Bezirksversammlungen wurde dadurch das Lateinische ersetzt. Der Grundgedanke war nicht so sehr die „Germanisierung“, eine der Zeit völlig fremde Ideologie, sondern die Sicherung der kaiserlichen Effektivität. Es handelte sich um ein römisches Reich, das auch eine kaiserliche Sprache haben sollte.

Die traditionellen ständischen Verfassungen wurden von Joseph zwar nicht direkt abgeschafft, aber entscheidend geschwächt. Die Symbole der politischen Individualitäten, aus denen das österreichische Kaisertum bestand, wie die ungarische Krone oder auch die österreichischen und steirischen Herzogsdiademe, wurden nach Wien in die kaiserliche Schatzkammer gebracht, wo die böhmische Krone bereits unter Maria Theresia untergebracht war. Sie waren nun Ausstellungsstücke eines Museums und keine politischen Instrumente oder Agenturen mehr. Von Belgien und der Lombardei bis nach Ungarn und Böhmen stieß diese revolutionäre Politik auf Widerstand und Joseph selbst musste in seinen buchstäblich letzten Dekreten die meisten seiner Reformen bezüglich der traditionellen Struktur seiner Königreiche und Länder zurücknehmen. Am selben Tag, an dem der Kaiser in seiner Wiener Burg starb, wurde die Stephanskrone unter dem Jubel des Volkes nach Ungarn zurückgebracht.

Sein Nachfolger Leopold tat das Übrige. Mit dem Radikalismus des Bruders war er nie einverstanden. Überall wurden die Stände in ihrer alten Pracht wiederhergestellt, jedoch nicht ohne charakteristische Reformen. Die Finanzangelegenheiten wurden definitiv der Zentralregierung vorbehalten und damit die verschiedenen Länder der letzten Reste der feudalen Souveränität beraubt. In einigen Fällen nutzte die Zentralregierung ihre Macht, um die Stände zu zwingen, den Städten eine breitere Vertretung zu gewähren, als sie es zuvor getan hatten. In ihrer gesamten Tendenz war die kurze Regierung Leopolds für einen modernen Konstitutionalismus. Die Idee, die Stände als Grundlage für die Verfassungsreform in Richtung einer modernen Repräsentation zu nutzen, stammte zwar nicht von Leopold, dennoch war er ihr



wichtigster Verfechter. Die polnische Verfassung von 1790 war der adäquate Ausdruck dieser Tendenzen der nachjosephinischen Ära, und es war nur logisch, dass Leopold als einer ihrer politischen Befürworter galt. Es liegt auf der Hand, dass dieses gesamte Reformwerk eine lange, von äußeren Ereignissen ungestörte Herrschaft erfordert hätte. Leider war es in der außergewöhnlich kurzen Regierungszeit Leopolds nicht möglich, den Grundgedanken der Synthese zwischen Vergangenheit und Zukunft in ein wirklich konsistentes Schema zu gießen oder ihn auch nur in einem einzigen Fall vollständig zu verwirklichen. Trotz dieses Scheiterns war die Idee der Verschmelzung der bestehenden feudalen Verfassungen in den verschiedenen Ländern der österreichischen Monarchie mit den modernen Tendenzen der universellen Repräsentation das fortschrittlichste Projekt, das jemals von einer konservativen Autorität lanciert wurde, und ein Beweis dafür, dass es einen guten Grund gab, warum die Französische Revolution nicht in die grundlegenden Bastionen Mitteleuropas eindringen konnte, auch wenn sie gescheitert ist.

Obwohl die Regierung der beiden Lothringer die bei weitem fortschrittlichste im vorrevolutionären Europa war und die Revolution nicht nur mit militärischen Mitteln abzuwehren vermochte, hält sich die Legende, dass Friedrich II, König von Preußen, als Musterherrscher der Aufklärung zu gelten habe. Das war bereits die Mode seiner Zeit, intellektuell geprägt von den Enzyklopädisten, deren Atheismus sie nicht daran hinderte, sich für einen König zu begeistern. Sehr durchsichtige politische Gründe machten die westeuropäischen Pazifisten, Zeitgenossen des preußischen Aggressors, zum Sprachrohr seines Ruhms als zivilisierter Gesetzgeber. Preußen, das erst mit

Frankreich gegen Großbritannien und dann mit Großbritannien gegen Frankreich verbündet war, verstand es hervorragend, sich die Inselpsychologie, den verkommenen Pazifismus und die anti-österreichische Zuneigung zunutze zu machen. Friedrichs "Machiavel" ist der klassische Zeuge für diese preußische Politik auf dem "doppelten Boden", in der sich die antimachiavellistische Esoterik an die naiven Westerner richtet, während die machiavellistische Esoterik für die Eingeweihten geschrieben ist.

Dies ist der Schlüssel zum "*preußischen Liberalismus*". Preußens Dämon in der Geschichte war der Krieg und die Eroberung, Aufklärung und Toleranz bedeuteten für es in erster Linie eine neue Chance für die Schaffung einer Militärmaschinerie. Friedrich emanzipierte sein Volk, soweit diese Maschinerie Emanzipation erforderte, während Joseph tatsächlich der erste moderne Herrscher war, der die "romantische Idee" der Abrüstung vorschlug, wie die Preußen sie spöttisch nannten, um über gründlichere Mittel zur Fortführung seines bevorzugten Emanzipationsplans zu verfügen. Dies ist der früheste Gebrauch des Begriffs "Romantik" in der Politik, und er spiegelt die völlige Verachtung der "Realisten" für jede Rücksicht auf die Menschlichkeit wider. Friedrichs Kritik, dass Joseph gewohnt war, den zweiten Schritt vor dem ersten zu tun, offenbart die Kluft zwischen den beiden Charakteren: der Politiker bis zum Grad des zynischen Machiavellismus und der Reformers bis zum Grad der politischen Selbstverleugnung. Es ist erwähnenswert, dass derselbe "Realismus", in dessen Namen Friedrich den "Radikalismus" Josephs bei der Umsetzung seines Emanzipationsplans beanstandet, auch von Rousseau geteilt wird, als er die polnischen Behörden zur Vorsicht bei

der Abschaffung der Leibeigenschaft ermahnt, sowie von Mirabeau, der in seinem Loblied auf Friedrich vor allem dessen Standhaftigkeit lobt, nicht denselben Argumenten der Menschlichkeit erlegen zu sein wie Joseph. Der preußische König emanzipierte Teile der Bauernschaft, um bessere Rekruten für seine Armee zu bekommen, und wo er den Feudalismus beseitigte, tat er dies, um den Militarismus einzuführen, dessen neue Vertreter dieselben alten Aristokraten waren. Der österreichische Kaiser war jedoch von einem Radikalismus der Emanzipation besessen, der ein absolutes Recht der Menschheit auf Emanzipation ungeachtet aller äußeren Faktoren, nicht einmal des Zusammenhalts der Feudalgesellschaft, anerkannte. Seltsamerweise unterstützten die französischen Intellektuellen Friedrich, nicht Joseph. Man könnte vermuten, dass sie dies nicht ganz unabhängig von ihrem Atheismus taten, für den Friedrich ihr Bruder war, während Joseph noch auf einem anderen Stern lebte. Doch das österreichische Kaiserreich mag durch diesen menschlichen Radikalismus seines Kaisers, dessen unmittelbares Ziel die Bauern und Juden Galiziens waren, vor dem Tribunal der Geschichte für das Verbrechen gesühnt haben, das es mit seiner Zustimmung zum Mord an Polen begangen hatte.

Unter Joseph II., der eine Zeit lang erwog, Bayern anstelle von Schlesien zu erwerben, wurde das Innviertel (mit Braunau, Ried und Schärding) 1779 Österreich einverleibt, das früher ein bayerischer Besitz war und sich aus diesem Grund immer noch vom übrigen Oberösterreich unterscheidet. Unter Franz II. wurde das kirchliche Fürstentum Salzburg, das immer unter österreichischem Einfluss gestanden hatte, säkularisiert (1803) und nach einem Intermezzo auch inkorporiert (1805 und 1810),

zunächst mit und später ohne Berchtesgaden, das zwar immer zu Salzburg gehörte, nun aber bayerisch wurde.

\*

(§9) Es gab danach eine sehr logische Reaktion gegen den Josephinismus, als Franz II. (gest. 1835), Sohn von Leopold und Neffe von Joseph, dem biederen Florentiner, der der letzte römische Kaiser und der erste österreichische Kaiser mit diesem Titel war, die österreichische Monarchie regierte. Mit Klemens Metternich (gest. 1859) als seinem wichtigsten Berater für mehr als ein Vierteljahrhundert widerstand er erfolgreich dem Einfluss Napoleons in Krieg und Frieden. Für die Geschichte des modernen Österreichs sind die beiden antagonistischen Schulen Josephs und Franz' so etwas wie die Jeffersonianer und Hamiltonianer in der amerikanischen politischen Philosophie (auch wenn Jefferson Joseph eher misstrauisch gegenüberstand und sich vehement dagegen gewehrt hätte, mit einem Kaiser in Verbindung gebracht zu werden, den er für den eigentlichen Stolperstein des Friedens hielt).

Trotz der Gegensätzlichkeit zwischen Joseph und Franz gab es in ihren Regimen viel mehr Kontinuität, als allgemein angenommen wird. Die grundlegenden Reformen Josephs - Toleranz, Emanzipation der Bauern und Juden, staatliche Kontrolle der Kirche - wurden unter Franz unvermindert fortgesetzt. Strukturell wurde der Josephinismus zwar weitgehend beibehalten, psychologisch gesehen war die Reaktion dagegen genau die Atmosphäre der dritten österreichischen kulturellen Periode die nun entstand. Wir können es das Zeitalter der Romantik nennen, wenn wir den österreichischen Typus der romantischen Lebensphilosophie klar unterscheiden, für den, für viele erstaunlich genug, kein Herrscher,

Staatsmann, Gelehrter oder Künstler, sondern ein einfacher Priester mit weltmissionarischem Interesse, hl. Clemens Maria Hofbauer C. Se. R. (gest. 1820) das eigentliche Symbol, das geistige Zentrum für Staatsmänner, Gelehrte und Künstler war. Ja, man kann von Romantik sprechen, wenn man den österreichischen Typus von dem oft als typisch angesehenen preußischen Typus unterscheidet, in dem der Irrationalismus von Fichte, Schelling und Hegel, herabsteigend vom Gipfel des Kant'schen Klassizismus, im Bereich des Denkens vollendete, was Friedrich II. im Bereich der Politik vorweggenommen hatte. Kein Wunder, dass der praktische Machiavellismus des preußischen Königs seine Sublimierung im theoretischen Machiavellismus von mindestens zwei dieser deutschen Philosophen, Fichte und Hegel, fand, während die politische Theorie der österreichischen Romantik, von der die Realitäten der Politik mehr als irgendwo sonst in Europa durchdrungen waren, den Höhepunkt des Anti-Machiavellismus bildete. Dieses Zeitalter der österreichischen Romantik, das vielfach schon inmitten der österreichischen Aufklärung begann, war auch das Zeitalter der österreichischen Musik, das Zeitalter der musikalischen Klassik, durch das Österreich bis zum Jüngsten Tag überleben wird.

Den Imperialismus der Französischen Revolution und Napoleons zu besiegen und einzudämmen, war nach Schweden, Türken und Preußen die vierte große historische Bewährungsprobe für das österreichische Kaisertum. Weit davon entfernt, in Napoleon nur den Tyrannen Europas zu sehen, wie es die Engländer und die Deutschen taten, aber wohl wissend um die große konstruktive Energie, die darin steckte, musste die österreichische Politik, vertreten durch Franz II. und

Metternich, eine doppelte Aufgabe erfüllen: die napoleonische Tyrannei zu besiegen und die europäische Idee zu retten, die nie zuvor gleichberechtigt vertreten worden war. Wenige Jahre nach dem Code Napoleon, in dem die zivilisatorischen Errungenschaften der napoleonischen Verwaltung verankert sind, bewies das österreichische *Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch* (1811), herausgegeben von dem Rechtsgelehrten Franz Zeitler, dass das österreichische Kaiserreich schnell von Westeuropa lernte, wo sich Modernisierung und Tradition leicht koordinieren ließen. In Österreich hatte schon der Josephinismus ganz organisch viele Reformen zustande gebracht, die in Frankreich erst in Blut getaucht und entstellt wurden und dann durch eine Militärdiktatur vor der Selbstzerstörung gerettet werden mussten. Die österreichische Antwort auf die napoleonische Meisterschaft des europäischen Zivilisationsgedankens war daher einfach das weltoffene Einstehen für die eigene Identität.

Diese Antwort war aber nur möglich, weil die österreichischen Armeen gemeinsam mit jenen der anderen europäischen Verbündeten Napoleon mit der Macht der Waffen zerschlagen hatten. Erzherzog Karl (gest. 1847), der bei Aspern in der Nähe von Wien (21. und 22. Mai 1809) Napoleon erstmals besiegte, gilt im österreichischen Volk seit jeher als der Mann, der den Mythos der Unbesiegbarkeit, der die napoleonischen Armeen auf ihrem Siegeszug begleitete, erstmals entscheidend durchbrochen hat. Karl, der Bruder des Kaisers, wusste sehr wohl, was auf dem Spiel stand. "Die Freiheit Europas ist unter unsere Standarten geflohen", wandte er sich vor dem Feldzug von 1809, dem Schicksalsjahr, an seine Armee. Mit überlegenen Waffen

besiegt, bereitete er tatsächlich den Boden für die kommenden Siege.

Gleichzeitig mit dem österreichischen Heer kämpften die Tiroler Bauern unter der Führung von Andreas Hofer, dem Gastwirt aus dem Passeiertal in Südtirol, den Krieg in den Tiroler Alpen sowohl gegen Franzosen als auch gegen Bayern. Sie siegten dreimal auf dem Berg Isel bei Innsbruck im April, Mai und August 1809 im Namen Gottes und seiner Heiligen, die sie anriefen, wie einst ihre Vorfahren in den Jahrhunderten des Barocks. Obwohl sie später an derselben historischen Stelle im November 1809 niedergeschlagen und ihr oberster Anführer Hofer hingerichtet wurde (20. Februar 1810 in Mantua), gaben sie tatsächlich das Signal für ganz Europa, die Ketten des napoleonischen Mammutreiches zu sprengen. Napoleon selbst wusste sehr wohl, dass diese Tiroler Bauern seine Hauptfeinde waren. Als er Marschall Lefebvre nach der endgültigen Unterwerfung Tirols die Vergeltungsmaßnahmen skizzierte, schrieb er: "Meine Absicht ist, dass Sie 150 Geiseln verlangen, dass Sie mindestens sechs große Dörfer und die Häuser der Ringführer plündern und niederbrennen und dass Sie verkünden, das Land werde in Blut und Eisen getaucht, wenn nicht alle Gewehre geliefert werden. Von den Dörfern darf keine Spur übrigbleiben, damit die Orte Denkmäler für die Rache an den Bergbewohnern sind. Ihr habt alle Macht in euren Händen. Seid schrecklich." Napoleon kannte das Geschäft der Diktatur also schon zur Genüge. Wenn die Realität schließlich weniger schrecklich war, so lag das vor allem an Hofers Opfer, das den Zorn des Kaisers abkühlte. Der Gastwirt aus dem Passeiertal starb wirklich für sein Volk, die Tiroler, die sich ihrerseits für alle anderen Völker des Kontinents opferten. Hofers Tod war der Wendepunkt

in Napoleons Geschick. Der Aufstand der Tiroler wurde zum Vorbild für alle geknechteten Völker und zur stechenden Erinnerung für die europäischen Kabinette.

Obwohl es vier Jahre dauerte, bis die österreichisch-preußisch-russischen Armeen unter dem Kommando des österreichischen Generals Karl Philipp Schwarzenberg (gest. 1820) Napoleon bei Leipzig entscheidend besiegten (nach den Trümmern seiner Armeen im Russlandfeldzug), haben die Tiroler Bauern den Ruhm, das erste Signal für dieses ganze Befreiungsunternehmen gegeben zu haben. Tirol war somit das erste österreichische Land, in dem bereits 1816 die alte Verfassung der vier Stände, einschließlich der Städte und Bauern, wiederhergestellt wurde. Für das nächste Jahrhundert waren die Tiroler sicherlich die Lieblinge des österreichischen Patriotismus, die wegen ihrer Treue und Tapferkeit den ersten Platz in der Wertschätzung des ganzen Reiches einnahmen. In einem Tiroler Regiment der österreichischen Armee zu dienen (wie ich die Ehre hatte), war eine Auszeichnung, nach der viele österreichische Jungen aus allen Teilen des Reiches strebten. Indem sie das Reich und ihr Land verteidigten, erwarben sich die Tiroler, ob jung oder alt, während des Ersten Weltkriegs unsterbliche Lorbeeren, die ihnen die Nachkriegsweltordnung mit der Teilung Tirols nördlich und südlich des Brennerpasses verdankte, die die Geschichte eines mehr als fünfhundert Jahre lang geeinten Landes beendete und die Lebensader eines stolzen und mutigen Volkes durchschnitt - zugunsten des Faschismus im Süden und des Nationalsozialismus im Norden.

\*\*

\*



(§10) Die drei Jahrzehnte nach dem Sturz Napoleons, der sogenannte *Vormärz*, der mit der Märzrevolution von 1848 endete, war innenpolitisch zweifellos keine sehr angenehme Zeit in Österreich. Eine Denkschule, der Metternich angehörte und die die mächtigsten Positionen innehatte, sah in der Revolution die letzte Konsequenz des Josephinismus, die entweder rückgängig gemacht werden oder zumindest auf Dauer eingeschränkt werden müsse, während eine andere Schule – ohne Macht und überall in Opposition – nach der Fortsetzung und Vollendung der Aufklärung rief, wie sie von Joseph II. eingeführt worden war.

Das Symbol der letzteren Schule war der österreichische Dichter Franz Grillparzer (gest. 1872), der dritte deutsche Klassiker, der den beiden Dioskuren von Weimar sehr nahe stand, der, ein schwarz-gelber josephinischer Patriot, aber dramatisch zähneknirschend und misanthropisch über den Tumult des Josephinismus, nicht nur die Probleme seiner eigenen einsamen Seele in die österreichische Heldengeschichte hineindramatisierte, sondern auch die bittersten Epigramme gegen deren Epigonen aus seiner galligen Psychologie heraus schnitzte. Grillparzer ist jedenfalls keine ernstzunehmende Quelle der österreichischen Geschichte, des Vormärz oder Metternichs, vielmehr ist seine Existenz inmitten und unter den Bedingungen des "Systems Metternich" der eigentliche Beweis dafür, dass er in seinen leidenschaftlichsten Anschuldigungen Unrecht hatte.

Auch ein anderer Dichter, Heinrich Heine, wandte seinen Witz mit epigrammatischer Schärfe gegen die Kräfte der Reaktion. Doch dieser, ein Norddeutscher von westeuropäischer Orientierung und selbst in seinem Sarkasmus ein Weiser einer alten Rasse, wusste sehr

wohl, wie sehr das Österreich Metternichs, konservativ und antiliberal, dem zeitgenössischen Preußen, pseudoliberal und reaktionär, ethisch überlegen war. In seinen "*Französischen Zuständen*" (1832) erklärte er den Grund, warum einige Radikale, die die "preußischen Jakobiner" verachteten, heimliche Sympathien für den österreichischen Konservatismus hegten. "In der Tat, wir mögen mit Österreich kühn bis zum Tode Krieg führen", schreibt er, "das Schwert in der Hand, aber wir fühlen in unserem innersten Herzen, dass wir nicht berechtigt sind, es in schmählichen Worten zu verunglimpfen. Österreich war immer ein offener und ehrlicher Feind, der seinen Kampf gegen den Liberalismus nie verleugnete oder auch nur einen Augenblick aussetzte. Metternich hat nie mit liebenden Augen die Freiheitsgöttin angebetet, er hat nie mit besorgtem Herzen den Demagogen gespielt, er hat nie weißbiertrinkend Arndt-Lieder gesungen, er hat nie auf der *Hasenheide* Nationalgymnastik betrieben, er hat nie den Pietisten gespielt, er hat nie mit den Gefangenen der Festungen geweint, während er sie angekettet hielt. Man wusste immer genau, was man von ihm zu erwarten hatte. Man wusste, dass man sich vor ihm in Acht nehmen musste, und man tat es auch. Er war immer ein sicherer Mann, der uns weder durch gnädige Blicke täuschte noch durch private Bosheit irritierte. Ihr wisst, dass er weder von Liebe noch von kleinlichem Hass beseelt war, sondern dass er großartig im Sinne eines Systems handelte, dem Österreich seit drei Jahrhunderten anhing. Es ist dasselbe System, für das Österreich die Reformation bekämpfte, dasselbe, für das es mit der Revolution kämpfte. Für dieses System kämpften nicht nur die Männer, sondern auch die Töchter des „Hauses Österreich“, so Heine über den Hauptgegner der Revolutionsidee, der aber immer noch die gleiche Sprache sprach. Zwischen Konservatismus und

Liberalismus sollte und konnte es ehrliche Feindschaft geben, so könnte man ihn interpretieren, aber zwischen beiden einerseits und dem Irrationalismus, damals "preußischer Jakobinismus" genannt, andererseits, so könnte man aufgrund noch umfassenderer Erfahrungen schließen, klafft die absolute Kluft zweier sich widersprechender logischer Systeme. Obwohl Grillparzer viel unsterbliche Weisheit zur umfassenderen Kenntnis dieser Kluft beigetragen hat, wo immer er den Antagonismus zwischen Österreich und Preußen hervorhob, hat ihn sein zu enger Blick auf Metternich und seine zu lokale Vertrautheit mit dem österreichischen Vormärz blind gemacht für dessen weltliche Werte, von denen seine Dichtung und Metternichs Politik in der Tat Zwillingprodukte waren.

Es ist wahr, der Vormärz hat die Probleme des Reiches nicht gelöst. Der seit langem überfällige und nun unter dem Druck Napoleons vollzogene Rechtswechsel von der leeren Würde des Heiligen Römischen Reiches zur Realität des österreichischen Kaisertums befreite Österreich nicht von den deutschen und italienischen Angelegenheiten, um sich ausschließlich auf die eigenen Probleme rund um den Donaauraum konzentrieren zu können. Im Gegenteil, die österreichische Hegemonie sowohl in Deutschland als auch in Italien blieb der Eckpfeiler der Außenpolitik Metternichs. Auch beim inneren Wiederaufbau nach dem Sturz Napoleons gelang die notwendige Synthese zwischen Joseph und Franz nicht wirklich. Das lag aber vor allem daran, dass es im Inneren keinen Metternich gab wie im Äußeren, sondern dass der Staatskanzler durch andere Mitglieder der Staatsregierung daran gehindert wurde, sich zu sehr in die inneren Probleme einzumischen, zumindest unter Ferdinand (gest. 1875), dem altersschwachen und

leider schwachsinnigen Erstgeborenen von Franz. Es war der tragische Fehler Metternichs, dass er ihn um der biologischen Legitimität willen zum "Erbfolger", wie er es nannte, und zu einem "*empreur du carton*" machte, hinter dem das Gremium der wirklichen Herrscher, einschließlich des Staatskanzlers, für den fiktiven Herrscher regierte. In dieser Zeit entwickelte sich die sogenannte "Gerontokratie", jenes senile System, für das niemand wirklich verantwortlich war, für das aber Metternich, obwohl ohne wirkliche Macht im Inneren, das allseits gehasste Symbol war. Oder anders ausgedrückt: Die typisch österreichischen Versäumnisse im Inneren waren wiederum auf die Überfrachtung mit Aufgaben außerhalb des Reiches zurückzuführen, die die Habsburger und ihre Diener in ihrer gesamten Geschichte gesucht und gefunden haben. In der Tat gab es in der Außenpolitik einen Metternich, der im Dienste des europäischen Friedens notwendigerweise die besten im Lande verfügbaren Energien für seinen Weltplan absorbierte und damit Österreichs Durchhaltevermögen in der gigantischen Aufgabe der europäischen Führung erschöpfte. Während der Apologet dieses Verhalten als Opfer für die Außenwelt interpretieren wird, wird der Kritiker einwenden, dass kein einzelner Staat der Familie der Nation dient, ohne seine eigenen Probleme zu lösen.

Das Versagen Metternichs in der Innenpolitik Österreichs, die er mit vielen Anti-Metternichs in den höchsten Ämtern zu verantworten hatte, hat lange Zeit die volle Anerkennung seiner großen historischen Gestalt in der Außenpolitik des österreichischen Kaiserreichs sowie in der grundlegenden Neuordnung Europas nach der napoleonischen Katastrophe überschattet. Er war einer der wichtigsten Bezwingen Napoleons und einer der großen Gestalten des nachnapoleonischen Europas. Beides sind Taten, die es

erlauben, die Fehler zu entschuldigen, die er anderswo begangen hat. Er besiegte Napoleon, weil er für die Größe und die Funktion dieses Mannes nicht blind war, und er war in der Lage, Europa wiederaufzubauen, weil er der besiegten Nation, Frankreich, sofort den traditionellen Platz im Konzert der europäischen Mächte reservierte, das nicht erneuert werden konnte, ohne vollständig zu sein.

In Anbetracht der Schwierigkeiten, die es zu überwinden galt, war der Wiener Kongress (1814/15) die Grundlage für eine erstaunliche Friedensperiode für ein Jahrhundert, wobei eine Reihe von kleineren Konflikten nicht berücksichtigt wurde, obwohl sie sicherlich weitreichende Folgen hatten. Keiner der voreiligen Kritiker Metternichs wird ihm den Ruhm entreißen können, die Hauptenergie gewesen zu sein, die den europäischen Kontinent nach der größten Katastrophe, die er je erlebt hat, in eine Epoche des Friedens geführt hat, die es vorher nicht gegeben hat. Erst nachdem diese andere Katastrophe unserer eigenen Erfahrung von einem anderen Jahrhundert des Friedens übertroffen worden sein wird, können wir sicher sein, dass wir seine größeren Nachfolger benennen können. Der Wiener Kongress, die Heilige Allianz zwischen den drei konservativen Mächten Osteuropas, die Quadrupel-Allianz, die Großbritannien einschloss und das Fünffachbündnis mit Frankreich rehabilitierte, das System der europäischen Kongresse von Aachen bis Verona - das waren die Schritte, die den europäischen Areopag begründeten, das erste moderne System der europäischen Zusammenarbeit, das vor allem auf dem Gleichgewicht zwischen den fünf europäischen Großmächten, der sogenannten Pentarchie, beruhte und Wien zum Schiedsrichter Europas und Metternich zum Wagenlenker der europäischen *Quadrige* machte. Die Stabilität dieses internationalen Systems

beruhte auf einer Hierarchie der zwischenstaatlichen Beziehungen, wobei das österreichische Kaiserreich mit seiner Hegemonie über Deutschland und Italien als eigentliche Achse Mitteleuropas als selbstverständlich vorausgesetzt wurde, ein zweifaches europäisches Mandat, das Österreich anvertraut wurde, - die Kooperation der beiden Mittelmächte Österreich und Preußen mit Großbritannien und, wenn nötig, quasi als zwei Ventile, die Kooperation der vier antirevolutionären Mächte gegen Frankreich oder der drei östlichen Monarchien gegen die beiden westlichen Demokratien. Letzteres war nur als Notlösung für den Ernstfall gedacht. Es war ein ausgeklügeltes System des politischen Gleichgewichts nach dem Muster des *Ancien Regime*. Das ganze System übersah viele sehr wichtige Probleme. Es wandte sich generell gegen Veränderungen, auch wenn diese unvermeidlich waren, und vergab damit sowohl die Chance als auch die Möglichkeit, Europa in großem Maßstab zu erneuern. Sie bewies jedoch nicht nur den Zauber, den die Vergangenheit noch immer ausüben kann, um das Zeitalter zu beherrschen, sondern auch das Können der traditionellen Architekten, deren altmodische, verwitterte, aber wasserdichte Bauwerke dem Druck des modernen Fortschritts noch lange Zeit standhalten konnten. Glücklicherweise sind wir über das Zeitalter hinaus, in dem Metternich das Schreckgespenst war, vor dem sich politische Kleinkinder fürchteten. So sind wir in der Lage, kühl zwischen den Leistungen und den Unzulänglichkeiten eines großen *homo politicus* zu unterscheiden, der uns noch nahe genug ist, um uns etwas zu lehren.

Die Formel Metternichs, auf der sein ganzes System beruhte, war das *Prinzip der Legitimität*. Dieses Prinzip war nicht einfach identisch mit dem dynastischen Legitimus,

wie Metternichs Haltung gegenüber Napoleon und den Bourbonen deutlich zeigt. Es bedeutete nicht in erster Linie die Galvanisierung irgendeiner Herrschaftsform, sondern die Solidarität aller europäischen Mächte bei der Aufrechterhaltung der Rechtsordnung überall, notfalls durch ihr koordiniertes Eingreifen. Der Akzent lag also auf der Legitimität des internationalen Verfahrens, und nicht auf der historischen Substanz der Legitimität. Klassen- das Prinzip der Legitimität in den meisten Fällen zum Schutz der bestehenden Monarchien und Herrscherhäuser beitrug, lag einfach an der in dieser Epoche vorherrschenden Staatsform und gab den Gedanken der Legitimität nicht auf, solange der europäische Areopag noch in der Lage war, in Übereinstimmung zu modifizierenden Entscheidungen zu gelangen, so dass dieses System den organischen Wandel vorsah, aber Veränderungen nicht völlig unmöglich machte. Die Beispiele Belgiens und Griechenlands im Jahre 1830 zeigen in der Tat, dass die Pentarchie in der Lage war, das, was Metternich selbst die "Taufe" des natürlichen Prinzips der Nationalität und der Volkssouveränität durch das supranatürliche Prinzip der Legitimität nannte, tatsächlich durchzuführen. Die Idee war sicherlich elastisch genug, um die Regierungsform, in der sie zuerst auftauchte, zu überleben, wenn nur der Areopag selbst überlebt hätte, oder anders gesagt, alle Mitglieder der europäischen Völkerfamilie ihre Ideen- und Handlungsgemeinschaft höher eingeschätzt hätten als ihre Vorlieben für diese oder jene Regierungsform. Die endgültige Abkehr von dieser Formel, die mit der gemeinsamen Zustimmung zu organisierten internationalen Verfahren identisch ist, hat das Zeitalter der Kriege und Eroberungen herbeigeführt. Mit dem Prinzip der Legitimität wurde das erste Rudiment einer internationalen Ordnung

und Zusammenarbeit im 19. Jahrhundert rücksichtslos und leichtfertig wieder geopfert.

Obwohl diese neue Ära in erster Linie durch die Primitivität nationaler Bestrebungen eingeleitet wurde, die sowohl Preußen als auch Piemont dazu brachten, ohne Rücksicht auf die Interessen des europäischen Gemeinwesens nach ihren Zielen des nationalen Egoismus zu streben, war es vor allem die historische Schuld der westlichen Mandatare der Pentarchie, dass das Prinzip der Legitimität schließlich durch das Prinzip der Nationalität ersetzt werden konnte. Für die Liberalen von gestern war die Kritik am Nationalitätsprinzip ein Sakrileg und hatte keinerlei Aussagekraft. Für den oberflächlichen Betrachter bedeutete sie nur die Vergrößerung der liberalen Regime in Italien und Deutschland auf Kosten der konservativen Macht Österreichs. Doch allmählich zeichnet sich eine andere Interpretation ab, und die Welt hat mit Schrecken erfahren, dass das Nationalitätenprinzip auf lange Sicht tatsächlich die Struktur Europas ins Wanken bringen sollte. Die rudimentäre, aber entwicklungsfähige Idee der internationalen Solidarität und der Rechtsprechung ist der Anarchie der nationalen Bestrebungen und des *sacro egoismo* gewichen, der feierlich als einziges Heilmittel gegen die internationalen Übel verkündet wurde... So wahr es ist, dass Preußen die Waffen für dieses neue Evangelium zur Verfügung stellte und dass Piemont die preußischen Armeen unterstützte, die Westmächte haben diesem Tumult in einer grotesken Täuschung gerne zugestimmt, was ihnen am besten passte. Hier kommen der Kapitalismus des 19. Jahrhunderts, der Kommerz und der Kolonialimperialismus ins Spiel. Die Entfesselung des Nationalitätsprinzips auf dem europäischen Kontinent war der Paravent, hinter dem die Westmächte ungestört von



jeder äußeren Einmischung ihre modernen Kolonialreiche erwerben oder festigen konnten. Um die Welt unter sich aufzuteilen, überließen sie den europäischen Kontinent dem Nationalitätsprinzip, aber damit sowohl Preußen-Deutschland als auch Piemont-Italien oder eben dem Dreibund unserer Vätergeneration und der Achse unserer Zeit. Es gab keine Wahl: entweder das Prinzip der Legitimität mit Österreich oder das Prinzip der Nationalität mit Preußen als Herrscher über Mitteleuropa, einschließlich Piemont und den Resten Österreichs. Solange der europäische Norden und Süden durch das Prinzip der Nationalität und nicht durch das der Legitimität, der Rationalität und der Kontinuität bestimmt wird, wird es immer eine Art Schwert oder Dolch geben, der durch das Herz Europas gestoßen wird, auch wenn die modernste Polizei in West und Ost zusammenarbeitet. Der Antagonismus zwischen weltweiten und kontinentalen Interessen, zwischen dem Britischen Empire und dem Österreichischen Kaiserreich, bedeutet das Ende der Pentarchie und die Schaffung zweier europäischer Blöcke, auch wenn die bitteren Folgen dieser Fehlentscheidungen erst nach drei Generationen realisiert wurden. Nur die vollständige Wiedereingliederung dieser beiden Interessengruppen, der weltweiten und der kontinentalen, in ihrer tatsächlichen Form in das wiederbelebte Prinzip der Legitimität wird die beiden Blöcke wirklich überwinden und eine europäische Völkerfamilie wiederherstellen.

In der Tat war die bloße Idee der Pentarchie nachhaltig genug, um jeden größeren Brandherd für einige Zeit einzudämmen. Es ist wahr, dass es kleinere Konflikte gab.

Es waren die Kriege Preußens gegen Dänemark (1864), Österreich (1866) und Frankreich (1870/71), in denen sich Österreich erneut schuldig machte (wie bei der Teilung

Polens), und die Kriege Italiens im Schlepptau preußischer Interessen gegen Österreich (1859 und 1866), in denen Frankreich denselben Fehler vorwegnahm und sich schuldig machte, um seine moralische Widerstandskraft zu schwächen. Diese Kriege waren an sich betrachtet nur kleine Konflikte, was ihre Länge und die beteiligten Völker betrifft, obwohl sie die eigentlichen Instrumente für das Nationalitätsprinzip und seine Verwirklichung waren, und obwohl sie die kommenden großen Feuersbrünste in sich trugen. Aber es waren keine Weltkriege, wie Europa sie vorher kannte und seither kennt. Sie waren lokal begrenzte Angelegenheiten, nicht zuletzt wegen der Nachwirkungen des europäischen Systems der Zusammenarbeit, auf dem Metternich bestanden hatte und das in den Köpfen und Instinkten noch immer lebendig war.

Selbst Bismarck, der die Taten Napoleons III. und Cavours vollendete und übertraf und der die drei Kriege, durch die das Deutsche Reich geschaffen wurde, bewusst organisierte, konnte nicht leugnen, ein Schüler Metternichs zu sein, nicht bei der Führung dieser Kriege, sondern bei dem Versuch, den europäischen Frieden danach zu erhalten. Und so tief war die Idee Metternichs in den europäischen Staatsmännern verwurzelt, dass sie Bismarcks Führung, die anlässlich des Berliner Kongresses (1878) formuliert wurde, sofort anerkannten, sobald sie zum Frieden und zu den Grundlagen der europäischen Völkerfamilie zurückführte. Die europäischen Staatsmänner, unter ihnen Thiers und Disraeli, hatten nicht Unrecht, wenn sie Bismarck in ihr Konzert aufnahmen und ihm sogar die Funktion anvertrauten, die einst Metternich innehatte, obwohl die Folgen seiner blutigen und eisernen Politik noch immer zum Himmel nach Rache schrien. Doch Bismarck, wenn er jemals aufrichtig an die Friedenspolitik

glaubte, die er nach seinen Kriegserfolgen einleitete, irrte, als er annahm, das deutsche Volk könne ohne aktive Reue zu Machiavellismus und Krieg erzogen und dann organisch zur europäischen Solidarität und zum Prinzip der Legitimität zurückgeführt werden. Indem er letzteres nur als Mittel zur Erreichung der Ziele der nationalen Politik akzeptierte, liegt Bismarcks ethisches Ansehen eindeutig unter dem von Metternich, selbst wenn man die Friedensjahrzehnte des deutschen Kanzlers mit den Kriegsjahrzehnten des österreichischen Kanzlers vergleicht. Während Metternich zwar gelegentlich den Praktiken der machiavellistischen Diplomatie frönte, dabei aber Ideen verfolgte, die weit über jedes Schema des Machiavellismus hinausgingen, war Bismarck, durch und durch von machiavellistischer Substanz durchdrungen, die klassischste Verkörperung sowohl des deutschen als auch des modernen Machiavellismus, selbst dort, wo er im Detail aufrichtig war.

Die Idee eines dauerhaften Friedens, bei dem der Krieg nur eine Ausnahme darstellt, war bereits in den Seelen unserer Väter so tief verwurzelt, dass die meisten ihrer Söhne 1914 oder sogar 1939 nicht glauben konnten, dass die Ära Metternichs oder, wie einige von ihnen es vorzogen zu sagen, die Ära des modernen Fortschritts, endgültig vorbei war. Materialisten, wie es die meisten Nutznießer des Metternichschen Friedens im 19. und 20. Jahrhundert waren, erlaubten sich nicht, irgendwelche Errungenschaften in der Geschichte den Bemühungen des Menschen zuzuschreiben, sondern nur der Evolution, dem Fortschritt, der Gesellschaft oder anderen blinden Kräften, von denen der Mensch nur eine bedeutungslose Funktion und in der Tat ihr gemeinster Index wäre. Die Lehre des historischen Materialismus wird nicht zögern, den Kapitalismus des 19. Jahrhunderts mit dem Ruhm zu

überhäufen, der in Wirklichkeit den organisierenden Qualitäten des homo politicus in der europäischen Geschichte nach der größten Katastrophe zukommt, die er erlebt hatte. Doch selbst wenn man der Argumentation halber den Vorrang der Ökonomie vor der Politik zugesteht, kann kein Zweifel daran bestehen, dass auch der Automatismus des Kapitalismus die politische Atmosphäre brauchte, in der er gedeihen konnte, und dass der Wiener Kongress damals zumindest der Schöpfer dieser Atmosphäre war, die zweifellos die politische Voraussetzung für die gedeihliche Entwicklung der Wirtschaft war. Doch die Katastrophen, die wir erlebt haben, haben die Idee des ökonomischen Determinismus nicht gerade begünstigt, egal ob man sie vom Standpunkt des Kapitalismus oder des Kommunismus aus betrachtet. Viele Menschen sind durch den Ersten Weltkrieg und noch mehr durch den Zweiten Weltkrieg in ihren früheren Überzeugungen erschüttert worden. Viele haben gelernt, die Idee der internationalen Solidarität und das Prinzip der Legitimität zu verstehen. Guglielmo Ferrero, grub aus dem Grab der Weisheit aus, was einst von niemandem mehr als von den Intellektuellen seiner eigenen Nation vergessen worden war: dass nicht nur Kaiser und Könige am Prinzip der Legitimität interessiert sein müssen, sondern auch Republiken und Demokratien, und dass es ohne das Prinzip der Legitimität nirgendwo eine demokratische Ordnung geben kann.

\*

(§11) Als der europäische Areopag im wechselseitigen Interesse des Nationalitätsprinzips auf dem Kontinent und des Kolonialimperialismus in interkontinentalen Dimensionen aufgelöst wurde, sah sich das österreichische Kaisertum, eine im Grunde europäische Angelegenheit

ohne außereuropäische Ergänzung, auf seine bloße Existenz zurückgeworfen und damit plötzlich mit unlösbaren inneren Problemen konfrontiert. Dies war im Guten wie im Bösen die Folge der europäischen Funktion, die Österreich fast ein Jahrtausend lang innehatte. Jahrhunderts in den Augen der im alten Österreich lebenden Nationen einfach als eine Aneinanderreihung von Katastrophen interpretiert werden konnte, die durch das schicksalhafte Versagen der österreichischen Politik verursacht wurden, haben die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte vielen Europäern ziemlich brutal vor Augen geführt, wie es in den beiden letzten Jahrhunderten weniger die Unfähigkeit Österreichs, sondern der Übermut Preußens war, der, gestützt vor allem auf den außerkontinentalen Schiedsrichter Großbritannien, das mitteleuropäische Gefüge zerstörte und damit das europäische Gleichgewicht umstürzte.

Das österreichische Kaisertum war in seiner inneren Struktur immer eine Funktion der europäischen Verhältnisse gewesen, die überdies unter der überwiegenden Kontrolle der österreichischen Außenpolitik standen. Das österreichische Kaisertum war in seiner Existenz wesentlich in das europäische Gefüge verwoben. Zwei Faktoren haben die europäische Grundqualifikation dieses politischen Nebeneinanders im Herzen Mitteleuropas begründet. Erstens war diese Koexistenz eine europäische Agentur, ein grundlegendes Element des Europäischen Systems der Zusammenarbeit, eine der großen regionalen Untergliederungen des Europäischen Staatenbundes, wenn nicht sogar sein Dreh- und Angelpunkt. So hatte das österreichische Kaiserreich ein halbes Jahrhundert lang eine vorrangige Stellung im europäischen Areopag inne, nachdem es zuvor fast vier

Jahrhunderte lang die Schlüsselposition im früheren, auf dem Gleichgewicht der europäischen Mächte beruhenden europäischen System innehatte. Diese vier Jahrhunderte, die weit davon entfernt sind, eine ähnliche Friedensformel zu benötigen wie unsere Zeit, sind die der glänzendsten letzten Phase der europäischen Zivilisation, die sich auf einen identischen Wertekodex stützt und sich in Taten der Künste und Wissenschaften ausdrückt, die noch immer die mütterlichen Wurzeln unseres eigenen technischen Zeitalters sind. Alle anderen europäischen Gebietskörperschaften, die sich einst um die Position des europäischen Staates bewarben und das europäische Schicksal zu ihren Gunsten zu entscheiden suchten - das Imperium Romanum, das Heilige Römische Reich, Spanien, Frankreich, Schweden, die Türkei, Großbritannien, Russland, jede auf ihre Weise, haben in der Tat ihren Anteil an der Herausbildung dieses Zusammenlebens in Mitteleuropa und an seiner spezifischen Zivilisation geleistet, entweder indem sie es zuerst angriffen und dann seine zentrale Stellung anerkannten, oder indem sie Kooperationen arrangierte und so seine Form befruchtete. Die preußischen Bestrebungen allein haben sich als definitiv unvereinbar mit der Existenz des österreichischen Systems erwiesen. Der Grund dafür war, dass Österreich sich sowohl geographisch als auch historisch über Preußens natürliche Lebenslinie und Lebensraum erstreckte. Während Österreichs historische Idee die einer übernationalen Symbiose auf der Grundlage des Legitimationsprinzips war, war Preußens historische Idee die Vereinigung aller Deutschsprachigen auf der Grundlage des Nationalitätsprinzips und ein europäischer Imperialismus, der auf der kompakten Ansiedlung aller Deutschsprachigen im Herzen Europas beruhte. Nachdem Preußen den Rhein

im Westen und die Weichsel im Osten erreicht hatte, die westlichen Pufferstaaten zur Ohnmacht verurteilt waren und der östliche Pufferstaat, Polen, verschwunden war, mussten die kleineren Völker des österreichischen Reiches, wo immer es Risse und Brüche aufwies, die Hauptziele der weiteren aggressiven Interessen Preußens werden. Die Ausschaltung Österreichs aus Deutschland und Italien diente diesem Ziel, ebenso wie später der österreichisch-ungarische Kompromiss und der Dreibund. Mit allen Mitteln, positiven wie negativen, musste der Deich, den Österreich gegen die deutsche Flut darstellte, untergraben werden, bis er zusammenbrach.

Denn dies war immer die andere grundlegende Funktion der österreichischen Koexistenz gewesen, die dauerhafteste rassische Symbiose zu sein, die je zwischen einem Dutzend und mehr kleineren Nationen bestand, von denen die meisten in der Isolation niemals überlebt hätten. Dieser gemeinsame Rahmen hat sie über Jahrhunderte hinweg vor Aggressionen geschützt, so bruchstückhaft und unzureichend dieser Schutz heute auch erscheinen mag, wenn man ihn abstrakt betrachtet, weil der moderne Mensch ähnliche Schutzmaßnahmen nicht ebenso nötig hat. Alle historischen Angriffe auf das Herz Mitteleuropas, die von den Schweden, den Türken und den Franzosen unternommen wurden, scheiterten und betonten nur seine zentrale Funktion. In dieser Abfolge von Aggressionen während der Jahrhunderte der modernen Geschichte, um nur die drei großen Nationen zu nennen, die die Hauptnachbarn der kleineren Völker an der Donau sind, war Russland immer eher ein imaginärer Feind, gefährlich nicht so sehr an sich, sondern in den Vorstellungen, die seine bloße Existenz außerhalb seiner Grenzen hervorrief, - Italien war ein wirklicher Feind nur im äußeren Dienst und

nicht in seiner Substanz, - während Preußen in allen Phasen der neueren österreichischen Geschichte stets der gefährlichste und wirksamste Aggressor war, - aber auch dies nur, solange Westeuropa, Frankreich und Großbritannien, passiv oder aktiv, seine Aggressivität zuließen und es dabei unterstützten. Erst das Schicksal der altösterreichischen Nationen, ausnahmslos alle, nachdem ihr Schutzhaus, das Haus Österreich (in einer viel umfassenderen Bedeutung als nur der Titel einer Dynastie), zerstört worden war, hat wirklich gezeigt, was für eine Art von Schutz und Subsistenz Altösterreich war. Sie war es auch nach und trotz der Zerstörungen, die ihre Struktur erfahren hatte, und der Schwäche, die daraus resultierte. Nur eine Welt, der es gelingt, die Probleme Mitteleuropas zumindest für eine Generation besser zu lösen, als es das alte Österreich in den letzten vierhundert Jahren getan hat, wird das Privileg erhalten, den ersten Stein auf die Vergangenheit zu werfen. Doch eine solche Welt könnte es wohl unterlassen, dies zu tun.

Nach Frantisek Palacký (gest. 1876), dem führenden tschechischen Geist seiner Zeit, wurde die Notwendigkeit der Schaffung der österreichischen Monarchie, wenn sie nicht schon existierte, in der Krise von 1848 endlich von allen betroffenen Völkern einhellig erkannt, auch von jenen, deren Intelligenz an den Wirren der Revolution teilnahm. Dieses Jahr der europäischen Revolution in Frankreich, Deutschland, Italien und Ungarn war eigentlich das Jahr der größten Chance für den Konservatismus in Österreich. Das Reich konnte sich noch strikt auf seine bäuerlichen Völker stützen, darunter Kroaten, Serben, Slowenen, Rumänen, Ruthenen, Polen, Slowaken und Tschechen. Die intellektuellen Tschechen, wie Palacký, die die Ideen der Österreichischen Slawischen Schule formulierten, standen



im Vordergrund der österreichischen Argumentationen. Innerhalb der panslawistischen Bewegung gab es eine artikulierte österreichisch-slawische Denkschule, die nicht nur Angst vor dem russischen Koloss hatte, sondern sich auch ihres eigenen westlichen und demokratischen Charakters bewusst war.

Die Revolution fand vor allem inmitten der herrschenden Völker der österreichischen Agglomeration statt; unter den Wiemern, angeführt von jenen innerösterreichischen Intellektuellen, darunter viele Juden, die im Wesentlichen die Nutznießer des Reiches waren, - unter den Mailändern und Venezianern, die trotz des österreichischen Imperialismus in ihren Ländern die kulturelle und politische Vorherrschaft im adriatischen Litoral und in allen Angelegenheiten der österreichischen Adria, des Mittelmeers und der Überseegebiete innehatten, - und nicht zuletzt unter den Magyaren, für die, Magnaten und Bauern, eine ganze Reihe von Magyarisierten ihre Stimme erhoben. Die Führung der Magyaren war von der konservativen Autorität Istvan Széchenyis (gest. 1860), "des größten Magyaren", der nach der Revolution durch Selbstmord in einer Irrenanstalt starb, in die unruhigen Hände des magyarisierten Slowaken Lajos Kossuth (gest. 1894) geglitten, der in vielen Fällen der Verführer des Volkes war, zu dessen Nationalität er sich bekannte, ohne dessen Rasse anzugehören. Während Széchenyi stark von westeuropäischen Ideen (Bentham) beeinflusst war, die er seiner konservativen Struktur aufpropfte, wurde Kossuth, ursprünglich ein Anhänger Széchenyis, vor allem durch den Einfluss deutscher Ideen (List) in das entgegengesetzte Lager geworfen. Während Széchenyi der Magnat war, in dem das magyarische Blut wirklich lebendig war, war Kossuth der typische Vertreter dessen, was man später

den magyarischen Adel nannte, jener kleine magyarische Adel, der sich größtenteils aus den umliegenden nicht-magyarischen Völkern rekrutierte. Kossuths nicht-magyarische Herkunft ist symbolisch für die ungarische Revolution, deren magyarischer Tyrtäus, Sandor Petöfi (gest. 1849), ehemals Petrovics, ein magyarisierter Serbo-Kroate war, und von deren führenden Generälen Arthur Görgei ein Sachse, Josef Bem polnisch-tschechischer Abstammung und Georg Klapka aus einer Familie der Militärgrenze stammte, die entweder rumänischer oder auch serbokroatischer, aber sicher nicht magyarischer Abstammung war.

Die Magyaren, vor allem in ihren jüngeren magyarisierten Schichten, büßten unter der kaiserlichen Herrschaft des österreichischen Vormärz ihre Vormachtstellung ein, die sie traditionell gegenüber Kroaten, Serben, Rumänen, Ruthenen, Slowaken und den deutschsprachigen Inseln, Sachsen und Schwaben, im ungarischen Königreich innehatten. Der magyarische Adel, der vor allem in den Bezirksversammlungen des Landes politisch aktiv war, verfolgte seit jeher die Methode, Wien zu Zugeständnissen zu drängen, die sie ihren eigenen nicht-magyarischen Untertanen niemals gewähren würden. Da sich die Zugeständnisse an die herrschende Gruppe in Ungarn immer sehr bald in zusätzliche Schwierigkeiten für diese Untertanen verwandelten, die in Wien die Befreiung von ihren Missständen zu suchen pflegten, hatte sich die Zentralregierung daran gewöhnt, den ungarischen Herrschern keine Zugeständnisse im Interesse der Masse der ungarischen Untertanen zu machen, die nur durch Reformen der Zentralgewalt emanzipiert werden konnten. Dies waren die realen Bedingungen in Ungarn, als ein Teil der Magyaren die Revolution begann und die nicht-

magyarischen Bauernvölker, Kroaten, Serben, Rumänen, Ruthenen, Slowaken, sich einstimmig der antirevolutionären Front anschlossen. Dies war sicherlich eine große Chance für den österreichischen Konservatismus. Ohne die tatkräftige Unterstützung dieser ungarischen Nationalitäten, die zwar zum ungarischen Königreich gehörten, aber keine Magyaren waren, hätten die vereinten österreichischen und russischen Kräfte das ganze Abenteuer wohl kaum so schnell liquidiert, wie es geschah. Nachdem Görgei in Világos vor den Russen kapituliert hatte, ließ der österreichische General Julius Haynau, der uneheliche Sohn des Landgrafen von Hessen-Kassel, der bereits als "Hyäne von Brescia" bekannt war, dreizehn Honved-Generäle in Arad aufhängen (1849), womit er den böhmischen Irrtum Ferdinands II. und den ungarischen Irrtum Leopolds I. in der Neuzeit wiederholte und aus einem Haufen nichtmagyarischer Revolutionsabenteurer die Märtyrer der nächsten Generation der ungarischen Politik machte.

Diese hier vorgelegte Neuinterpretation von 1848 behauptet nicht, dass es keine wirklichen Missstände gab, über die die herrschenden Völker, die die Revolution machten, zu klagen hatten. Da nur privilegierte Gruppen unter ihnen ihre Vertreter waren, lag es auf der Hand, dass ihre wohlhabendsten Schichten, damals die fortschrittlichen Intellektuellen innerhalb der städtischen Bevölkerung, diese Missstände als erste zu spüren bekamen. Während der Josephinismus verschiedene soziale Energien freigesetzt hatte, hatte der Vormärz versucht, sie wieder zu bändigen. Gewiss, der Modernisierungsbedarf in Österreich war in vielerlei Hinsicht groß. Doch die Revolutionäre von 1848, sowohl die Städter als auch das Bürgertum, vertraten nur eine Ansicht, wie dieses Ziel zu erreichen sei, und zwar

offensichtlich die Minderheitenansicht, während der Konservatismus der Bauernschaft, der die entgegengesetzte Ansicht vertrat, auf eine ganz andere Art der Modernisierung abzielte. So standen sich unterschiedliche Bewertungen der geeignetsten Mittel für den Fortschritt gegenüber, und zwar keineswegs nur Reaktion gegen Fortschritt. Von einem modernen Standpunkt aus, der sich im Laufe des letzten Jahrhunderts entwickelt hat, könnte man den Bauernvölkern, die für die kaiserliche Einheit eintraten, durchaus die realistischere Einschätzung der Zukunft zugestehen, in der soziale Reformen mit einem bestimmten Charakter immer von der politischen Wiedereingliederung abhängen würden. Die österreichische Revolution von 1848, die eine Minderheitenmeinung vertrat, wurde niedergeschlagen, weil die Mehrheit der Bauernschaft, obwohl sie nicht weniger an modernen Freiheiten interessiert war als die städtische Bevölkerung, loyal zu Krone und Armee, den Symbolen der Reichseinheit, stand. Der österreichische General Joseph Radetzky (gest. 1858), den die Italiener noch vor kurzem übertrieben als die Verkörperung der nordischen Barbarei in Erinnerung hatten, symbolisierte diese Kräfte des österreichischen Kaiserreichs wirklich, und so war er es auch, dem Johann Strauss sen. in seinem "Radetzky-Marsch" die populärste Musik der kaiserlichen Konterrevolution darbrachte, und Franz Grillparzer, aus der Kritik zu konstruktiver Größe erwachend, sein österreichischstes Gedicht widmete, in dem er bekennt, dass nur in ihrem Heer, sowohl in der Führung als auch im Gefolge, noch Österreich ist. Das war auch das Empfinden der österreichischen Bauernschaft. Sie waren vom Kaiserreich gegen den lokalen Feudalismus geschützt worden und erwarteten, dass das Kaiserreich dies auch weiterhin tun würde. Diese Annahme war ganz logisch,

auch wenn sie von der Geschichte widerlegt wurde. Das Reich, so hofften sie, würde im kommenden Jahrhundert die Loyalität seiner Massen dringender brauchen als den Reichtum seiner Aristokratie, ob alt oder neu. Wenn die Geschichte sie enttäuschte, waren sie nicht die Hauptschuldigen.

Klassen-tändige Problem, mit dem das österreichische Kaiserreich während des gesamten 19. Jahrhunderts konfrontiert war, bestand darin, eine Synthese zu finden zwischen den historischen Rechten, die 1848 von Kossuth zumindest für Ungarn befürwortet und von diesem 1867 tatsächlich erreicht wurden, und den nationalen Rechten, die 1848 von Palacký befürwortet und schließlich 1918 von der Tschechoslowakei verwirklicht wurden. Beide Männer hielten sich nicht an ihre ursprünglichen Vorstellungen, aber ihre Nationen taten es gründlich genug zu ihrem eigenen Schaden. Wenn es die Tragödie Österreichs war, in der Synthese zwischen historischen und nationalen Rechten gescheitert zu sein, so war es die Tragödie sowohl der Magyaren als auch der Tschechen, der beiden Hauptnationen, die 1526 das großösterreichische Problem darstellten, ihre eigene Gegenseitigkeit in Bezug auf die beiden Ideologien während des letzten Jahrhunderts versäumt zu haben, wobei jede in ihren Fehlern der Schatten der Fehler der anderen war. Die Magyaren standen in ihrer Blütezeit in erster Linie für ihr eigenes natürliches Recht, die ungarischen Nationalitäten zu magyarisieren, und dies wurde von ihnen als das historische Recht der Stephanskronen bezeichnet. Die Tschechen hingegen verbanden auf zweideutige Weise die historischen Rechte der Wenzelskronen (indem sie die Sudetendeutschen in ihren Staat aufnahmen) mit den

nationalen Rechten der tschechoslowakischen Nation (indem sie dasselbe mit den Slowaken taten und damit die historischen Rechte der Stephanskrone zerstörten) und formten so einen hybriden Staat, der vielleicht innerhalb des österreichischen Kaiserreichs möglich gewesen wäre und jedenfalls ohne dieses nur existieren kann, wenn er von einer west- oder osteuropäischen Macht unterstützt wird.

Kossuth, der sich nach dem Scheitern der Revolution im Exil befand, entwarf unter dem Einfluss von Garibaldi einen Entwurf für eine Donaukonföderation, die Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien, Serbien und Rumänien umfasste und eine konstitutionelle Monarchie nach englischem Vorbild, eine alternative Bundeshauptstadt und Französisch als Amtssprache vorsah (1862). Er hätte bereits 1848 zu einer viel organischeren Konzeption der nationalen Rechte gelangen können, wenn er seine Vorstellung von historischen Rechten mit der entgegengesetzten Position Palackýs verschmolzen hätte, der im ersten österreichischen Parlament die Idee von sieben unabhängigen Nationalstaaten im Rahmen der österreichischen Monarchie unterstützte: die österreichisch-deutsche, tschecho-slowakische, polnisch-ruthenische, jugoslawische, rumänische, italienische und magyarische Gemeinschaft. Umgekehrt hätte Palacký sehr von Kossuth profitiert. Obwohl beide derselben Rasse und Konfession angehörten, nämlich den protestantischen Slowaken, entwickelten sie sich merkwürdigerweise in völlig gegensätzliche politische Bahnen. Während Kossuth, nachdem er aus der aktiven Politik ausgeschieden war, von den historischen Rechten zu den nationalen Rechten überging, ging Palacký, ebenfalls aus der Politik ausgeschieden, den umgekehrten Weg und revidierte

später sein Programm eines tschechoslowakischen Nationalstaates innerhalb der österreichischen Monarchie zugunsten des historischen Rechts der St. Wenzelskrone (1865). Hätte Kossuth 1848 gemeinsam mit Palacký das Projekt einer auf nationalen Rechten beruhenden Donaubewegung angenommen, wäre es zu einer Neuordnung des österreichischen Kaiserreichs gekommen. Aber auch die strikte Parallelität der ungarischen und böhmischen historischen Rechte hätte dasselbe bewirkt. Der bloße Positionswechsel zwischen Kossuth und Palacký konnte den verhängnisvollen österreichisch-ungarischen Dualismus nicht mehr verhindern, durch den östlich der Leitha die historischen Rechte in ihrem vollen Atavismus anerkannt wurden, während westlich der Leitha der Versuch eines modernen Staates mit voller Gleichberechtigung aller Nationalitäten unter der bloßen Symbolik der historischen Rechte unternommen wurde, aber notwendigerweise in die Irre ging.

Während die Verwirklichung der historischen Rechte des ungarischen Königreichs nur möglich war, weil die österreichisch-ungarische Monarchie weiter bestand, setzte die Verbindung von historischen und nationalen Rechten, auf der die Tschechoslowakei beruhte, die noch mächtigere Existenz einer noch mächtigeren europäischen Organisation voraus, die sowohl Deutschland als auch Ungarn entwaffnen würde. Wie einst beide Schemata innerhalb des modernisierten Österreichischen Reiches möglich gewesen wären, wenn nur jedes Schema auch im Umgang mit dem Partner konsequent gewesen wäre, so wird auch in Zukunft, solange nicht durch künstliche Mittel grundlegende ethnische Veränderungen herbeigeführt worden sind, das österreichisch-böhmisch-ungarische

Problem nur durch autochthone Mittel auf der Grundlage der Dreieinigkeit gelöst werden.

\*\*

\*

(§12) Historisch gesehen wurde das Vertrauen der bäuerlichen Völker in die österreichische Monarchie nach 1848 auf tragische Weise enttäuscht, und zwar aufgrund von Mängeln, die nicht so sehr in der Struktur des Reiches, sondern im Verhalten der Dynastie lagen. Die Umstände sowohl der Revolution als auch der Reaktion in Österreich haben ihre tiefsten Wurzeln in der Tatsache, dass die Dynastie, die jahrhundertlang als Symbol der volkstümlichen Tendenzen fungiert hatte und von den Massen immer noch als Champion der volkstümlichen Interessen angesehen wurde, ihre Anpassungsfähigkeit an die Probleme des 19. Jahrhunderts praktisch verloren hatte.

Einige Historiker sind geneigt zu glauben, dass dies auf den Zustrom der neuen Familie, der Lothringer, zurückzuführen ist, die eine neue Psychologie und Technik in die Komplexität der österreichischen Probleme einführte. Doch schon Joseph II. und Leopold II. waren Lothringer der ersten Generation, und sie haben Österreich wirklich modernisiert. Eine andere Theorie besagt, dass die häufigen Ehen zwischen Lothringern und Bourbonen die Substanz der Dynastie verändert haben, und diese Beobachtung ist schon näher an der Wahrheit.

Das österreichische Problem im 19. Jahrhundert war natürlich das Problem der Dynastie. Aber es war nicht die neue Dynastie als solche, sondern die Trägheit und Müdigkeit ihrer alten Rasse im Allgemeinen, die alle



europäischen Dynastien dieser Zeit, und unter ihnen auch die österreichische Dynastie, so unfähig machte, die unendlich viel komplexeren Probleme der modernen Jahrhunderte zu bewältigen. Es ist ein großes Rätsel der Biologie, warum Familien im Allgemeinen und Dynastien im Besonderen träge werden. Sicherlich nicht als Regel, aber als häufiges Phänomen, können sie sich auf wenige Augen stützen und die außergewöhnlichste Funktion der Zivilisation darstellen, oder sie können sich vermehren und dann zum Durchschnitt übergehen. Im 18. Jahrhundert begannen die beiden westlichen Dynastien, Bourbon und Lorrain, eine Heiratspolitik genau nach dem alten Muster, die, wenn sie und ihr Zeitalter sich nicht geändert hätten, nicht nur die Einheit Italiens, sondern auch die der drei romanischen Reiche, Frankreich und Spanien eingeschlossen, hätte herbeiführen können und vielleicht sogar dazu geführt hätte, West- und Mitteleuropa durch die Bande einer einzigen Dynastie zu verbinden, ähnlich den Ereignissen der Renaissance. Doch die Zeit und die Menschen hatten sich geändert, und die Heiratspolitik der beiden führenden Dynastien schuf nicht nur keine politischen Zusammenschlüsse, sondern schien sich in einem politisch bedeutungslosen Raum abzuspielen. Kaum etwas ist so charakteristisch für die Veränderungen im europäischen Orbit, die sich schon lange vor der Französischen Revolution vollzogen, wie dieses natürliche Schrumpfen der dynastischen Funktion überall dort, wo diese Veränderungen stattfanden, lange bevor die populären Strömungen stark genug wurden, um die Ereignisse zu beeinflussen. Der Hauptgrund muss also in den Dynastien selbst zu suchen sein. In ihrer Geschichte war es durch die Jahrhunderte hindurch einfach die vorausweisende Stärke und Substanz einiger

außergewöhnlicher Generationen, die durch ein ganzes Zeitalter andauern sollten.

Die unmittelbare Folge dieses Kräfteverzehr war die Rückverwandlung von Dynastien in Familien. Während in früheren Jahrhunderten Persönlichkeiten, die weit über dem Durchschnitt lagen, häufig die letzten Mitglieder ihrer Dynastien waren, ohne irgendwelche Anzeichen von Degeneration, und wenn sie ihre Rasse fortsetzten, dann nur in einem Exemplar,- schrumpften in der Neuzeit viel produktivere Familien offensichtlich auf den Durchschnitt zurück, der keine einzige ihrer größeren Zahl mit der vollen Fähigkeit ausstattete, sich erfolgreich mit den Komplexitäten der modernen Welt auseinanderzusetzen.

Durch ihren Wandel zu normalen Familien im Verlauf des 19. Jahrhunderts, so sehr sie sich in diesem Prozess auch vermenschlichten und zu Familien unter Familien wurden, reduzierten sie die Magie, die sie umgab, unweigerlich auf eine Routine, die schließlich in einigen Fällen nützlich genug war, um den Schatten der Vergangenheit zu bewahren, aber nicht, um die Substanz des monarchischen Amtes sowohl schöpferisch als auch dauerhaft zu regenerieren. Außerdem war in jenen früheren Jahrhunderten der christliche Universalismus stark genug, um das gesamte Leben der Menschen zu prägen und dadurch die angeborenen Tendenzen des Machiavellismus im Herrschergeschlecht und seinen Erbgeschäften zu bremsen (obwohl Herrscher wie Rudolf IV., Karl V. oder Ferdinand II. erschreckende Beispiele dafür bieten). Das weniger universelle Regime der christlichen Ideen in späteren Zeiten, die Re-Paganisierung des Lebens in höchstem Maße, machte die viel durchschnittlicheren Herrscher der modernen Jahrhunderte viel eher geneigt, den Versuchungen zu erliegen, die dem Atavismus ihrer

rassischen Abstammung innewohnen, und viel anfälliger für ihr unglückliches Erbe, das den Machiavellismus vorwegnimmt, als die meisten ihrer überdurchschnittlichen christlichen Vorfahren. So brachte der moderne Fortschritt logischerweise nicht nur die Rückstufung der Dynastien in normale und durchschnittliche Familien mit sich, die in der Tat ihre Rettung ist, sondern auch die größte Versuchung für jene Vertreter unter ihnen, die sich der Rettung nicht unterwerfen wollen, sich in Zweideutigkeit, doppelter Kreuzung und Betrug zu verstricken.

In einer solchen geschichtlichen Situation, auch wenn sie sich damals nur am Horizont abzeichnete, musste das Prinzip der Legitimität, das in erster Linie als eines der dynastischen Biologie verstanden wurde, logischerweise zum Ruin und zum Verfall beitragen. Das war die paradoxe Situation, die Metternich herbeiführte: Während das Prinzip der Legitimität für die europäische Völkerfamilie die Idee der supranationalen Solidarität bedeutete, ohne die kein Europa möglich ist und deren Bruch der Anfang vom Ende ist, entpuppte es sich im Innern des Staates als Fetisch aus Fleisch und Blut, um den die Gefolgsleute, auch wenn sie schwachsinnig waren, ihren Weihrauch streuten. Das war das "System Metternich" mit Ferdinand als Kaiser und König. Das war viel mehr ein konstitutionelles System, als die meisten zeitgenössischen Kritiker wirklich verstehen konnten, nicht so verschieden von den letzten Folgen der konstitutionellen Monarchie überall in unserer Zeit, zumindest technisch gesehen. Das Ziel war die Sublimierung des monarchischen Amtes bis hin zu dem Ausmaß, dass die untauglichste Persönlichkeit sein Repräsentant sein konnte. Metternich nahm damit in der Tat die Entwicklung des 19. Jahrhunderts vorweg, in dem

die konstitutionelle Monarchie genau die gleiche Entpersönlichung des monarchischen Amtes vollzog.

Doch in einer absoluten Monarchie, in der sowohl das innere Kabinett als auch die Bürokratie den Staat repräsentierten, handelte es sich bei dem Versuch um eine reale Degradierung des monarchischen Amtes, die den Ausbruch der Revolution nur logisch machte. Wiederum ein primär verfassungsrechtliches Interesse, nun vertreten durch die Generäle, wurde in die Tat umgesetzt, um den Fehler der Zivilisten wieder gut zu machen. Nachdem sie den schwachsinnigen Kaiser zur Abdankung gebracht hatten, erhoben sie seinen Enkel Franz Joseph, einen Jugendlichen von 18 Jahren, der keine reife eigene Meinung haben konnte, wie es die Situation dringend erforderte, zum Thron. Dies verschlimmerte das Übel auf Dauer nur, obwohl der jugendliche Kaiser wohl der begabteste unter den Mitgliedern der Dynastie war, verbunden durch seine Mutter Sophie (wie später wieder durch seine Frau Elisabeth) mit der begabtesten, aber auch exzentrischsten deutschen Dynastie, den Wittelsbachern von Bayern. Die Kausalität dieser beiden dynastischen Herrschaften, in denen nicht ein durchschnittlicher oder unterdurchschnittlicher, sondern ein überdurchschnittlicher Herrscher nötig gewesen wäre, um die auftretenden Probleme zu meistern, war für den endgültigen Zusammenbruch des Reiches von enormer Bedeutung. Die Dynastie riss das Reich buchstäblich mit in den Abgrund. Während Ferdinand zu ohnmächtig war, um mehr als ein Symbol zu sein, und zwar ein trauriges, war Franz Joseph zu mächtig, aber auch ein zu labiler Wichtigtuer, um die Schäden zu beheben, die dem alten Gefüge zugefügt worden waren und die eine ruhige Hand gebraucht hätten. So war die Dynastie, die einst das Reich nach den latenten

Kräften der Bevölkerung schuf, nicht in der Lage, diese in der kritischsten Phase ihrer endgültigen sozialen und politischen Emanzipation, in der sie mehr denn je einen souveränen Herrscher zur Gestaltung ihrer Geschicke gebraucht hätten, wieder zu regulieren - die Dynastie zerstörte selbst das von ihr geschaffene Reich.

Die Todesagonie des österreichischen Kaiserreichs von 1848 bis 1918, die Regierungszeit Franz Josephs, mit Ausnahme der letzten beiden Jahre dieser Periode, kann mit Recht zunächst auf die menschlichen Unzulänglichkeiten eines Jünglings zurückgeführt werden, der in eine Aufgabe gezwungen wurde, die seine persönlichen Fähigkeiten bei weitem überstieg, - dann auf die erstaunliche Instabilität eines Mannes, der zu experimentierfreudig und zu langsam ist, um zu lernen, - und schließlich auf die natürlichen Grenzen eines unverrückbaren, aber ehrwürdigen Symbols, das zu erfahren ist, um noch weitere Experimente zu wagen, zu müde, um die Plattform des unzulänglichsten letzten Versuchs zu verlassen, und doch zu tief in der Geschichte verwurzelt, um nicht zu wissen, dass dies der Sonnenuntergang einer Idee war. Die Aufgaben dieser siebenzig Jahre hätten viel mehr erfordert als nur einen einzigen überdurchschnittlichen Herrscher. Es geht hier nicht um ein Urteil über die historische Persönlichkeit Franz Josephs, der auf seine Weise ein Gentleman, ein Soldat und ein Held war. Dieses Urteil bezieht sich vielmehr auf die Diskrepanz zwischen den dynastischen Traditionen einerseits, in denen ein durchschnittlicher Mann noch mit dem von seinen Vorfahren geliehenen Heiligenschein verehrt wurde, und dem 19. Jahrhundert andererseits, in dem die kompliziertesten Probleme zu normalen Problemen geworden waren und nun nach dem Team

überdurchschnittlicher Männer zu ihrer Bewältigung verlangten. Dieses neue Zeitalter besiegelte das Schicksal der traditionellen Monarchie, wo immer ihre Vertreter das Schicksal, zu bloßen Galionsfiguren des Verfassungsprozesses degradiert zu werden, nicht guten Gewissens hinnehmen wollten. Franz Joseph brauchte einige Zeit, um seinen Platz in der konstitutionellen Monarchie zu finden, auf die sein Zeitalter zusteuerte, und als er ihn gefunden hatte, war die Struktur des Reiches, von dem er zu sagen pflegte, es könne nicht konstitutionell regiert werden, bereits zerstört. Zunächst experimentierte er in seiner frühen Jugend. Er verfolgte keine einheitliche Linie. Vielleicht war es die Idee einer Synthese zwischen Joseph und Franziskus, auf die sein Name hindeutet, die den jungen Kaiser beseelte. Da er jedoch nicht in der Lage war, einen konstruktiven Kompromiss zwischen diesen beiden Phasen der österreichischen Vergangenheit zu finden, weil ihm die intellektuelle Kraft dazu fehlte, schwankte er zwischen den beiden Extremen. Er war als Franz aufgewachsen, und erst die Idee eines der jungen konservativen Staatsmänner im Aufwind (Helfert) fügte den Namen Joseph hinzu.

Unter der Führung von Felix Schwarzenberg (gest. 1852) und Franz Stadion (gest. 1853) wurde durch einen Staatsstreich eine Verfassung eingeführt, in der zwar das Parlament der Revolution liquidiert wurde, aber prinzipiell alle fortschrittlichen Ideen der neuen Zeit übernommen und in Form von Reichsdekreten (1849) neu erlassen wurden. Die meisten dieser Ideen waren freilich keineswegs eine Erfindung der Revolution, sondern entweder das Erbe des Josephinismus oder sogar noch während des Vormärz von Metternichs besten Bürokraten ausgearbeitet worden. Die neue Regierung setzte damit entscheidende Reformen in

Kraft, die das gemeinsame Ergebnis von vorrevolutionärem, revolutionärem und nachrevolutionärem Regime waren und die die rechtliche Kontinuität, die all diese Phasen des modernen österreichischen Staates verband, belegen. Während das Parlament von 1848, die Schöpfung der Revolution, selbst wenn es von der kaiserlichen Autorität legalisiert wurde, praktisch nicht in der Lage war, die Legislative der Regierung zu sein, konnten Dynastie und Armee, solange die Struktur des Reiches in der Schwebe war, das Reich neu erschaffen und gleichzeitig die Errungenschaften der Revolution retten. Die neue kaiserliche Gesetzgebung betraf das gesamte Reich, einschließlich Ungarns, und sah Geschworenenprozesse, Gemeindeautonomie, Demokratisierung der politischen Verwaltung, eine Justizreform bis hin zu einem Obersten Gerichtshof und die technische Umsetzung der Bauernemanzipation (gemäß dem fünf Monate zuvor von Stadion in Galizien, dem dortigen Gouverneur, erlassenen Dekret) vor - Reformen, die von einer antirevolutionären Regierung, die das Parlament aufgelöst hatte, erlassen wurden und die Grundlage der fortschrittlichen Gesetzgebung in Österreich für die nächsten 70 Jahre bildeten. Der moderne Staat in Österreich wurde also durch die Revolution eingeleitet, aber vom nachrevolutionären Regime hauptsächlich auf der Grundlage seiner vorrevolutionären Erfahrungen in die Realität umgesetzt. Die Revolution hatte in dieser Kontinuität nur die Funktion der Beschleunigung. Hätte Franz Joseph diesen Kurs konsequent verfolgt, einschließlich der vorgesehenen Wiedereinführung des Parlamentarismus, wäre er vielleicht der fortschrittlichste Herrscher Europas geworden, der keine Konkurrenz zu Napoleon III., Cavour oder Bismarck hätte fürchten müssen.

Doch dieser vielversprechende Weg wurde nur für ein kurzes Intermezzo beschritten. Es war nämlich nicht die Idee Franz Josephs, sondern die von Stadion in der Traditionslinie, deren klassischste Verkörperung Leopold II. war. Der junge Kaiser hatte andere Vorstellungen. Mit dem sogenannten Sylvesterpatent von 1851 wurde die Verfassung außer Kraft gesetzt und der kaiserliche Absolutismus proklamiert. Es war der zweite Staatsstreich Franz Josephs, der persönlicher und verhängnisvoller war als der erste. Der junge Kaiser, kaum zwanzig Jahre alt, war bereit, als Alleinherrscher zu regieren, unter dem Rat und der Verantwortung ehemaliger Liberaler, darunter einige Deutsche, die zu Konservativen geworden waren und seinem Stolz schmeichelten, ein deutscher Fürst, der Erbe der Heiligen Römischen Kaiser zu sein. Zu diesen neuen Beratern gehörten in erster Linie Alexander Bach (gest. 1893) und Karl Ludwig Bruck (gest. 1860), die rechte und linke Hand des Kaisers, die sich in der Tat nicht immer kannten. Keiner der Vorgänger und Vorfahren Franz Josephs hatte selbst während des Barocks eine vergleichbare Fülle an autokratischer Macht gehabt, die von anderen Institutionen nicht eingeschränkt und nicht kontrolliert wurde. Dieses Regime des kaiserlichen Absolutismus gab die Errungenschaften der Revolution auf, die zunächst durch kaiserliche Dekrete anerkannt worden waren, und nahm einige dunklere Teile der bloßen Technik wieder auf, die man das "System Metternich" nannte, allerdings ohne das Genie des Staatskanzlers und vor allem in all jenen Bereichen, für die Metternich selbst nie eine Vorliebe gezeigt hatte. Politisch war das Regime der konsequenteste Absolutismus des 19. Jahrhunderts und ein Absolutismus *sui generis* ohne Parallelen in der österreichischen Vergangenheit. Wirtschaftlich hingegen war das "System Bach" äußerst liberal. Bismarck verübelte



es, weil es die Interessen des Klerikalismus und des Kapitalismus unter der Führung einer "jüdischen Bande" verband, wie er sagte, aber später ahmte er selbst Franz Joseph sowohl auf wirtschaftlichem als auch auf politischem Gebiet eifrig nach. Tatsächlich gab es keinen willfähigeren Jünger der österreichischen Reaktion als Bismarck. Seine spätere Zusammenarbeit mit den deutschen Nationalliberalen unter vornehmlich jüdischer Führung, auf die sich das neue deutsche Kaiserreich stützte, war von Franz Joseph zwei Jahrzehnte lang vorweggenommen worden, der damit den Westmächten die Absichten des wirtschaftlichen Progressivismus in Österreich demonstrieren wollte. Die privateste Angelegenheit in diesem System des Absolutismus war die Außenpolitik, für die der Kaiser bis zur vollständigen Niederlage seines Dilettantismus bei Solferino (1859) und Sadowa (1866) allein verantwortlich war.

Es gab nur ein Merkmal in diesem nachrevolutionären Regime unter der persönlichen Verantwortung Franz Josephs, das wirklich die Substanz der österreichischen Tradition in ihrer kongenialsten Form repräsentierte. Das war der Versuch der Kooperation zwischen Staat und Kirche durch das Konkordat (1855), das trotz vieler heute überholter Vorstellungen immer noch die todernste Absicht des im Barock wurzelnden Kaiserreichs des 19. Jahrhunderts widerspiegelte, ein katholisches Gemeinwesen zu gestalten. Für viele Liberale jener Zeit, die die Einführung des modernen Kapitalismus mit all seinen Folgen bejubelten, war das Konkordat der Höhepunkt der reaktionären Denkschule, gegen die sie leidenschaftlich protestierten. Doch dieselben Staatsmänner, die das Konkordat abschlossen, schufen auch das moderne österreichische Bildungssystem, dem

man nie ernsthaft rückschrittliche Tendenzen vorwerfen konnte. Allein das konstruktive intellektuelle Unternehmen, das Leo Thun (gest. 1888), der böhmische Aristokrat mit streng slawischer Gesinnung, über ein Jahrzehnt lang als Kultus- und Unterrichtsminister verfolgte, unterstützt von Josef Alexander Helfert (gest. 1910), seinem Unterstaatssekretär derselben Gesinnung, repräsentierte die Kontinuität der österreichischen Zivilisation in einer Ära der politischen Experimente. Die Details sowohl des Konkordats als auch der Bildungsreform mögen Veränderungen unterworfen gewesen sein, nachdem der Absolutismus in den Konstitutionalismus übergegangen war, aber der in ihnen lebendige Geist war wirklich die Verkörperung Österreichs.

Nach der Niederlage von Solferino verkündete das Oktoberdiplom (1860) unter dem Einfluss des ersten österreichischen polnischen Staatsmannes Agenor Goiuchowski sen. eine föderative Verfassung, während einige Monate später das Februarpatent (1861), formuliert von dem Nationalliberalen Anton Schmerling, unter dem Deckmantel der bloßen Interpretation des vorherigen Gesetzes, auf Zentralisierung setzte. Mit diesen Experimenten verspielte Franz Joseph Stück für Stück die großen Sympathien seiner Bauernvölker und schlitterte in extralegale Feuersbrünste, aus denen er angesichts der Überlegenheit von Machiavellisten wie Napoleon III, Cavour und Bismarck nicht ungeschlagen herauskam. Der Kaiser, der in jedem Detail sein eigener dilettantischer Außenminister war, ließ sich von seinen Gegenspielern genau in jene ungünstige Ecke treiben, in der sie ihn haben wollten, um ihn dann noch erfolgreich vor der Welt als das *Enfant terrible* der mutwilligsten Aggression zu beschuldigen.

Der begabteste österreichische Staatsmann jener Epoche, der Einzige, der in die Gestalt eines Antipoden Bismarcks hätte hineinwachsen können, Richard Belcredi (gest. 1902), böhmischer Aristokrat italienischer Abstammung, trat ein ohnehin hoffnungsloses Erbe an. Nach anderthalb Jahren, in denen sich die Katastrophe von Sadowa ereignete, musste er erneut dem politischen Dilettanten weichen. Friedrich Beust (gest. 1886), einem sächsischen Minister preußischer Abstammung, dem der Kaiser, auch wenn er weit davon entfernt war, in internationalen Dimensionen ein Gegengewicht zu Bismarck zu bilden, zumindest für eine Weile eine quasi-bismarcksche Funktion bei der autoritären Gestaltung der österreichischen Innenpolitik zugestand. Der preußische Sieg bei Sadowa, durch den der österreichische Konservatismus Belcredis besiegt und der Dilettantismus Beusts zur Neugestaltung des Reiches ermächtigt wurde, war das entscheidende Ereignis, das in Wiederholung und Betonung der Ergebnisse der Schlesischen Kriege eine Epoche bestimmte. In der konservativen österreichischen Sichtweise war der Siebenwöchige Krieg nur die Fortsetzung des Siebenjährigen Krieges, beide endeten unglücklich für den österreichischen Katholizismus und untergruben damit die Existenz einer europäischen Ordnung, von der das katholische Österreich ein wesentlicher Teil war. Doch die Welt, die ohnehin nicht gewohnt war, in den politischen Ereignissen die Hieroglyphen der Metaphysik zu lesen, sah nur, dass Sadowa die zwei Jahrzehnte der Experimente durch das willkürliche und unverantwortliche Regime eines unreifen Herrschers beendete, der, Franz oder Joseph, bemerkenswert hinter seinem Alter zurückblieb, ohne das zu sein, was seine Vorfahren waren. Franz Joseph befand sich nun in den besten Jahren seiner Manneskraft. Er war

also der Kaiser, der persönlich von Cavour, Napoleon III. und Bismarck besiegt wurde. Seine Zeitgenossen glaubten daher leicht, dass es sich bei der Niederlage in Sadowa nur um das persönliche Regime eines Herrschers handelte, der die Zeichen seiner Zeit nicht verstanden hatte. Für uns, die wir zurückblicken, ist es seltsam, dass nur wenige Europäer es damals besser wussten. Allen voran Thiers, der Seher seiner Nation, und Disraeli, der instinktsicherste Brite von allen, wussten, dass Sadowa die Zäsur zwischen zwei Zeitaltern war. Doch ihre Stimmen gingen im fröhlichen Chor ihrer Landsleute unter, die nur das Ende einer lächerlichen Farce und den Anbruch eines Zeitalters von Blut und Eisen sahen, das schließlich auch sie verschlingen sollte.

Dies war das Endergebnis der jahrhundertealten Identität zwischen Reich und Dynastie, die Europa angesichts des Zerfalls des einen bald in die Agonie der anderen übergehen ließ. Die Dynastie, unfähig, die Probleme des Reiches zu lösen, war dabei noch stark genug, um Europa ihre eigene Sichtweise aufzuzwingen. Habsburgischer als die Habsburger in ihrer Blütezeit hätten sein können, vollzog die Außenwelt schließlich den Willen der sterbenden Dynastie, die in der posthumen Gestalt Franz Josephs kein Reich, wenn nicht gar ein dynastisches Reich wollte.

(§13) Für das österreichische Kaiserreich bestand die katastrophalste Folge von Sadowa darin, dass Franz Joseph, als er endlich sein persönliches Regime aufgab und eine konstitutionelle Regierung akzeptierte, bereit war, seinen dritten Staatsstreich, den verhängnisvollsten von allen, zu begehen und dieses traurigste Ergebnis all seiner Experimente von nun an als die Plattform seines Konstitutionalismus zu wählen. Er stimmte einer

Umgestaltung des österreichischen Kaiserreichs zu, die seine Grundlagen veränderte und zum Ausgangspunkt seiner Selbstaflösung werden sollte. Das war weder Josephs noch Franziskus' Genie noch seine Rasse. Joseph setzte nach den Katastrophen der Schlesischen Kriege, obwohl sie das Herzstück des Reiches betrafen, einen reformatorischen Radikalismus in Gang, der die Existenz des Reiches um ein weiteres Jahrhundert verlängerte. Franz hingegen klammerte sich, als Napoleon in Wien den Frieden diktierte, stur an die Ränder des Reiches, mit denen er schließlich den Rest zurückeroberte und wieder aufbaute. Franz Joseph tat etwas anderes. Inmitten des größten Schlamassels, den er selbst angerichtet hatte, verlor er die Nerven seines extravaganten Absolutismus und entschloss sich mit seinem letzten Entschluss, das Chaos von nun an verfassungsmäßig zu regeln.

In dieser Stimmung versuchte er die Neuordnung des österreichischen Reiches, wodurch seine dreifachen Grundlagen zerstört wurden und sein organischer Trialismus in den Dualismus umschlug. Nun war die österreichisch-ungarische Monarchie als jene verkrüppelte Form des alten Organismus geboren, die allein neben einem siegreichen und mächtigen Preußen-Deutschland noch möglich war. Diese Metamorphose wurde durch den so genannten österreichisch-ungarischen Ausgleich (1867) vollzogen, der in Wirklichkeit ein von der Mystik der Stephanskrone überschatteter Pakt des Kaisers, vertreten durch Beust, mit der magyarischen Oligarchie war, ein Pakt, der das übrige Österreich vor vollendete Tatsachen stellte. Während der magyarische Adel von hochqualifizierten Staatsmännern geführt wurde, unter ihnen Ferencz Deak (gest. 1878), der den Irrationalismus Kossuths durch Realismus ersetzte und in der begrenzten

Perspektive eines halben Jahrhunderts äußerst erfolgreich war, waren die anderen Königreiche und Länder, das Österreich ohne Ungarn, ohne große Führer und ohne angemessene parlamentarische Vertretungen. Tatsächlich vollstreckte eine kleine Clique sogenannter Liberaler, häufig dieselben Männer, die zuerst Revolutionäre und später Nutznießer des kaiserlichen Absolutismus waren, den Willen des Monarchen im Namen Österreichs, oder vollstreckten vielmehr das Todesurteil über Österreich im Namen des Monarchen. Der verhängnisvollste Vorfall von allen war, dass Böhmen, der dritte Partner des Reiches, zusammen mit den historischen Rechten der Wenzelskrone, die der Stephanskrone gleichkam, und mit den nationalen Rechten der Tschechen, die durch diese Symbolik gedeckt waren, die denen der Magyaren gleichkamen, vom Träger der Kaiserkrone selbst verräterisch geopfert wurde. Unter dem Druck von Sadowa willigte der persönlich besiegte Kaiser in eine magyarische Hegemonie in Ungarn und damit in einen magyarischen Kurs in den inneren Angelegenheiten des gesamten Reiches ein, dessen logische Konsequenz schließlich der deutsche Kurs in den äußeren Angelegenheiten und die deutsche Hegemonie in Mitteleuropa war. Irgendwie war Franz Joseph davon überzeugt, dass Bismarck der bessere Mann war, weil er erfolgreicher das gleiche Ziel anstrebte und die gleichen Mittel einsetzte, die ihn, den Kaiser, in die Irre führten. Der metaphysische Antagonismus zwischen Österreich und Preußen, dessen sich Maria Theresia noch bewusst war (während Joseph II. bereits über seine Möglichkeit lachte), schrumpfte in Franz Josephs feudaler Fantasie zu einer Art persönlichem Duell zwischen dem österreichischen Kaiser und dem preußischen Staatsmann, dessen Ergebnis er als erster ohne Widerwillen anerkannte. Dieser moralische Zusammenbruch des

Kaisers, nicht des Reiches, das seine Meinung weit weniger äußern konnte als in früheren Jahrhunderten mit ihren noch bestehenden traditionellen Vertretungen, brachte Österreich-Ungarn unter der Führung seines ersten Außenministers, Gyula Andrássy sen. (gest. 1890), Deaks Mitarbeiter, in den ungarisch-deutschen Schoß der österreichisch-ungarisch-deutschen Doppelallianz (1879), die sich später zum Dreibund (1883) unter Einbeziehung Italiens entwickelte. Die kleine Gruppe von Esoterikern, die für die österreichisch-ungarische Außenpolitik verantwortlich war, stimmte damit zu, dass Österreich-Ungarn ein Partner der bereits bestehenden preußisch-italienischen Achse wurde, die in der Tat die Sehnen des Reiches durchtrennt hatte. Keine persönliche Vertrautheit zwischen Franz Joseph und Bismarck oder anderen Persönlichkeiten konnte die Illusion von zwei oder drei gleichberechtigten Partnern ernsthaft nähren und die erschreckende Realität der deutschen Überlegenheit in allen entscheidenden Fragen ernsthaft ausräumen. Der Dreh- und Angelpunkt Mitteleuropas und damit Europas hatte sich nun von Wien nach Berlin verlagert. Es war die Substanz Metternichs in Bismarck, der die deutsche Überlegenheit nicht durchsetzen wollte, die die allgemeine Anerkennung dieses Aktes in ganz Europa verzögerte. Bismarck wusste sehr wohl, dass das neue Deutschland, verbündet mit einem neuen Italien nach deutschem Vorbild, mit einem Ungarn unter seiner Adelsoligarchie, mit einer österreichisch-ungarischen Monarchie und einer Art magyarisch-deutscher Hegemonie, selbst wenn einige Zugeständnisse an andere Nationen in ähnlicher Weise unvermeidlich sein würden, die deutsche Hegemonie in Europa umso sicherer machen würde, je weniger die deutsche Staatskunst danach fragen würde. Doch nur eine extreme Naivität, zu der Franz Joseph nach dem Fall der

Würfel sicherlich gehörte, konnte den mitteleuropäischen Block unter der Führung Berlins in irgendeiner Weise mit der Tradition der föderativen Agglomeration unter der Führung Wiens vergleichen, für die die echten Habsburger einst das Symbol gewesen waren.

Mit der Entscheidung von 1867 war das nationale Problem des österreichischen Kaiserreichs unlösbar geworden. Die magyarische Oligarchie der "transleithanischen" Hälfte der Monarchie, bestehend aus Adel und Bürgertum, den beiden Gruppen, die bereit waren, den Staat nach preußischem Muster zu regieren, war verfassungsmäßig berechtigt, gestützt auf den feierlichen Krönungseid des Kaiserkönigs, die mittelalterliche Behandlung ihrer nichtmagyarischen Untertanen und auch ihrer magyarischen Untertanen fortzusetzen, und sie taten dies bis zum Schluss unablässig. Sie waren in der Tat die stärkste Metastase des Bismarck'schen Krebsgeschwürs in der österreichischen Struktur, und sie hielten stur an dem fest, was sie als ihr einziges Mittel zum Überleben betrachteten. Einzelne Exemplare österreichischer Magyaren, die im Namen von Dynastie und Reich verzweifelt eine neue Politik versuchten, die auf die Modernisierung Ungarns abzielte, wie die katholischen Adelsfamilien der Zichy und Széchenyis, die die oppositionelle Katholische Volkspartei gründeten und den Kampf der nationalen Bande unterstützten, oder der *homo regius*, General Fézagéjerváry (gest. 1914), der zusammen mit seinem Innenminister Joseph Kristóffy, dem Intimus von Franz Ferdinand, für das allgemeine Wahlrecht kämpfte und die Gewerkschaften unterstützte (1905/6), waren in der bestehenden parlamentarischen Geometrie, die durch die brutalste Fälschung von Wahlergebnissen, die es im



Vorkriegseuropa gab, aufrechterhalten wurde, immer hoffnungslos unterlegen.

Während die ungarischen Nationalitäten, die magyarischen Massen und die katholischen Magnaten die machtlose Opposition darstellten, hielten sowohl der Adel als auch das Kapital, der Calvinismus und das Judentum, während der gesamten fünfzig Jahre des Dualismus die Zügel der Regierung fest in der Hand. Nach Deak und Andrassy, den Schöpfern der Doppelmonarchie, war Kálmán Tisza (gest. 1902) der konsequenteste der magyarischen calvinistischen Diktatoren, unter dem die Magyarisierung der ungarischen Nationalitäten ihren Höhepunkt erreichte und die magyarische Nation durch entnationalisierte Elemente aus der nicht-magyarischen Mehrheit des Landes aufgestockt wurde, unter denen osteuropäische Juden mit ursprünglich deutschen Namen als die leidenschaftlichsten Magyar-Chauvinisten eine auffällige Rolle spielten. Das Regime Fézagéjerváry war nur eine kurze Reaktion auf diesen allgemeinen Trend. Einer der häufigen Ministerpräsidenten des Adels war auch Sándor Wekerle (gest. 1921), der magyarisierte Schwabe, in dessen Person sich Liberalismus besonders mit Antiklerikalismus traf. Die ungarische Politik endete logischerweise in der titanischen Persönlichkeit von István Tisza (gest. 1918), einer Cromwell'schen Natur, wie er zu Recht genannt wurde, der, nachdem er in der letzten Stunde des Reiches noch einmal die magyarische Hegemonie gegen alle Widerstände betont und den Nationalitäten Zugeständnisse verweigert hatte, als erster zugab, dass das Spiel verloren war. Durch das offene Eingeständnis der Niederlage und den damit verbundenen Verzicht auf den realen Zusammenschluss des Reiches (der allerdings den magyarischen Überschwang erst möglich gemacht hatte) hoffte er,

zumindest das magyarische Reich zu retten. Das Harakiri zur Gesichtswahrung nach zwei Generationen böser Verirrung war vergeblich. Kaum irgendwo in der Geschichte hat eine Kaste, nicht unbegabt für die Politik, aber völlig verblendet für das politische Recht anderer Gruppen, im Laufe von Generationen mit solch selbstmörderischer Raserei gehandelt und dabei die internationale Organisation, die österreichische Monarchie, die eigentlich auch ihr einziger wirklicher Schutz war, mit in den Abgrund gerissen. Doppelt tragisch erscheint in diesem Zusammenhang die außergewöhnliche Persönlichkeit von Albert Apponyi (gest. 1933), der, im Grunde den Magnaten zugehörig, während seiner gesamten politischen Laufbahn auf der Seite des Adels stand, bis ihm in letzter Konsequenz die Scherben seines Landes zu Füßen lagen. Nachdem er Ungarn in allen Literatursprachen der westlichen Welt am Friedentisch in Trianon glänzend vertreten hatte, war Apponyi einer der Nachkriegsführer des ungarischen Legitimismus mit den stärksten politischen Kontakten zu österreichischen Parteifreunden, die damals möglich waren. Dennoch blieb der politische Katholizismus in beiden Formen, der Katholischen Volkspartei oder dem Legitimismus, auch im Nachkriegsungarn eine oppositionelle Kraft. Noch weniger Aussicht auf Erfolg, außer in der Stunde der Niederlage und Verzweiflung, in der sich die ungarische Oktoberrevolution 1918 ereignete, hatten in Ungarn jemals die linken Parteien, am wenigsten die wirre Ideologie von Michael Karolyi, auch wenn sein intellektueller Berater Oscar Jászi versuchte, ihr all die Erfahrungen einzuflößen, die sowohl Kossuth als auch Palacký in ihrer Lebenszeit vereint haben könnten. Man fragt sich, wie all diese so gut behaupteten politischen Energien des magyarischen Orbits die österreichisch-böhmisch-ungarische Koexistenz hätten zementieren

können, wenn sie nicht blind ihrem *sacro egoismo* gefolgt wären. In Freundschaftsbanden, die ich in keinem anderen Land außerhalb Österreichs so tief geknüpft habe, habe ich den Schicksalskampf meiner katholischen und sozialistischen Freunde in Ungarn erlebt, die sich in ihrer Opposition gegen die herrschende Kaste im Wesentlichen bewusst waren, dass unter welchem Stern auch immer ihre geistigen Interessen mit denen der breiten Massen und die Interessen Ungarns mit denen Österreichs zusammenfallen. Görgy Széchenyi (gest. 1938), der in Schmerzen über das Schicksal Österreichs starb, und seine jungen Mitarbeiter um "Korunk Szava" haben mir die Wahrheit bezeugt, dass trotz aller Fehler der Vergangenheit die magyarische Nation leben wird, wenn eine neue Führung aus dem Kataklysmus hervorgehen wird.

\*\*

\*

(§14) Obwohl die österreichisch-ungarische Monarchie eine Schöpfung des magyarischen politischen Willens war und daher ihre Hauptmerkmale in der magyarischen Nation hinterließ, entgingen die österreichischen Slawen, sowohl aktiv als auch passiv, nicht der Teilnahme an dem Schema, das folglich auch ihren politischen Charakter formte. In Galizien und Lodomerien war die polnische Oligarchie die nächste, die durch eine Art österreichisch-polnischen Kompromiss (1868) einen Sonderstatus innerhalb des Reiches erhielt, der auf Kosten der Ruthenen ihr Kronland irgendwie vom übrigen Österreich trennte. Dennoch gab es einen tiefen Unterschied zwischen der magyarischen und der polnischen Herrschaft, der auf die einzigartige Stellung des polnischen Erbes innerhalb des österreichischen

Kaiserreichs und auf den konservativen Realismus der konstruktivsten polnischen Führer zurückzuführen war. Zwei Jahre nach der Eingliederung Krakaus in Österreich (1846) wurde der erste polnische Gouverneur in Galizien eingesetzt. Zwanzig Jahre später war die eigenständige Stellung Galiziens innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie gefestigt. Von da an, schreibt Reman Dyboski, "wurde Galizien mit polnischer Verwaltung, Schulen und Gerichten tatsächlich fast zu einem unabhängigen polnischen Staat innerhalb Österreichs". In bemerkenswertem Kontrast zu den Verfolgungen der Polen in Russland und Preußen wurde Galizien "das Piemont der polnischen Nationalbewegung", das einzige Land, in dem die Polen polnisch denken, sprechen und handeln konnten und in dem polnisch-österreichische Ministerpräsidenten, Außen- und Finanzminister den internationalen Kurs des Kaiserreichs maßgeblich beeinflussten. Als das neue Polen nach dem Ersten Weltkrieg entstand, wurde Galizien, das siebenzig Jahre polnische Verwaltung hinter sich hatte und die einzige polnische Bürokratie besaß, zum Mittelpunkt des polnischen Staatsapparats. So wie die polnischen Legionen unter Pilsudski als Kampfeinheit der österreichischen Armee begonnen hatten, so begannen auch die Arbeiter- und Bauernbewegung der polnischen Republik in Galizien.

Doch mehr als diese Volksbewegungen, von denen die Armee nur ein Teil war, wurde vom österreichischen Polen bewahrt und in den polnischen Staat überführt. Der intensivste Kern polnischen politischen Denkens und polnischer Tradition wurde an den beiden Universitäten in Krakau und Lwow sowie an der 1872 unter dem Protektorat Franz Josephs in Krakau gegründeten Polnischen Akademie gepflegt. All dies war das Ergebnis der

Aktivitäten der polnischen Aktivisten in Politik und Literatur, die die österreichisch-polnische Denkschule vertraten, ohne die die österreichisch-ungarische Monarchie ein halbes Jahrhundert nicht hätte überleben können. Politisch war Agenor Goluchowski sen. (gest. 1873), der mit Unterbrechungen ein Vierteljahrhundert lang Gouverneur von Galizien war, diese Schule begründet, von der später Alfred Potocki, Casimir Grocholski, Julian Dunajewski, Wojciech Dzieduszycki, Casimir Badeni, Michal Bohrzyhski, Witold Korytowski, Leon Bilinski und Agenor Goluchowski jr. Vertreter waren, deren Andenken nicht aus dem letzten Kapitel der österreichischen Geschichte getilgt werden kann. Auf ihren Schultern ruhte sowohl das Überleben der polnischen politischen Tradition als auch eines Großteils des österreichischen Konservatismus. Die Badeni'schen Sprachverordnungen für Böhmen und Mähren, in denen ein österreichisch-polnischer Ministerpräsident den Versuch unternahm, eine zweisprachige Verwaltung dieser Provinzen einzurichten (1897), waren in der Tat der letzte konstruktive Entwurf in der österreichischen Reichshälfte zur Lösung des deutsch-tschechischen Problems. Noch ein halbes Jahrhundert danach kann der kritische Beobachter, der die Tage des Kabinetts Badeni in Österreich nicht selbst erlebt hat, aber die Reflexe in der Erinnerung der älteren Generation gesehen hat, nicht mehr verstehen, warum ein so objektiver und unparteiischer Plan, der dem Reich gedient hätte, auf so hysterischen Hass seitens der deutschen Österreicher stoßen konnte. In der Tat wurde der Plan durch den deutschen Nationalismus vereitelt, dem die Sozialdemokraten sofort und die Christlichsozialen schließlich erlagen. Die politische Stärke der Polen in der österreichisch-ungarischen Monarchie beruhte auf ihrer intellektuellen Stärke. Auf dem Gebiet der

Geschichtsschreibung und der politischen Theorie war Josef Szujski (gest. 1885), Professor an der Universität Krakau, der Begründer der Krakauer Schule der polnischen Geschichte, der den Mut hatte, das *liberum censpiro* der polnischen Politik als das wiederbelebte *liberum veto* der Feudalrepublik (1867) anzuklagen und das Ideal des Realismus als die genuinste polnische Politik zu proklamieren, im Gegensatz zur romantischen Tradition der Geheimorganisationen und der machiavellistischen Ideologie, die die polnischen Dichter der Vergangenheit von der deutschen Romantik übernommen hatten. Die Krakauer Schule der polnischen Geschichte (Stanislaw Smolka, Michal Bobrzynski, Anatol Lewicki), die aus diesen patriotischen Bemühungen hervorging, war sowohl polnisch als auch österreichisch, und die gelungene Verbindung dieser beiden wichtigsten mitteleuropäischen politischen Funktionen war eine konstruktive Leistung, deren endgültige Konsequenzen noch nicht erreicht sind.

In den Überresten der westlichen Reichshälfte (die in der Tat keinen anderen offiziellen Namen hatte als "die im Reichstag vertretenen Königreiche und Länder") war ursprünglich eine deutsche Oligarchie vorgesehen. Die Abtrennung eines polnischen Staates war die erste Einschränkung dieser Konzeption, deren Anwendung auf die verbleibende Westhälfte minus Galizien jedoch wesentlich erleichtert werden sollte. Doch die älteren Faktoren der deutschen Hegemonie im österreichischen Reich im Allgemeinen, die Aristokratie und die Bürokratie, mussten ihren traditionellen Einfluss allmählich mit einer Emporkömmlingsgruppe deutscher Bürger, teilweise germanisierter Nichtdeutscher, darunter viele Ostjuden, teilen, die, indem sie den modernen Kapitalismus in Österreich einführten, als die eigentlichen Champions des

deutschen Nationalliberalismus auftraten und die nichtdeutschen Nationalitäten, wo immer sie konnten oder zumindest in ihren Tagträumen, nach Bismarcks Rezept behandelten. Eduard Herbst (gest. 1892), Karl Biskra (gest. 1879) und Leopold Haaner (gest. 1891), alle drei tschechischer Abstammung und in ihrer Jugend auch tschechischen Nationalbewusstseins, waren die charakteristischsten Führer dieser deutsch-österreichischen Nationalliberalen, die das Mandat Bismarcks oder der Magyaren in Österreich ausführten und den Namen des Liberalismus in der politischen Geschichte des modernen Österreichs wirklich diskreditierten. Später gewannen Julius Glaser (gest. 1885) und Joseph Unger (gest. 1913), beide jüdischer Abstammung, den Haupteinfluss in der liberalen Partei, die vor allem durch den jüdischen Einfluss, so schräg das heute auch klingen mag, ihre verhängnisvolle großdeutsche Ideologie entwickelte. Das konservative Intermezzo des Kabinetts Karl Hohenwarth (gest. 1899) und Albert Schäffle (gest. 1903), der eine ein österreichischer Aristokrat, der andere ein süddeutscher Professor für politische Ökonomie, war 1871 die erste österreichische Regierung, die sich für ein modernes Wahlrecht und eine moderne Sozialgesetzgebung aussprach. Beide Ideen, die in Österreich von den Liberalen am leidenschaftlichsten bekämpft wurden, wurden zu den Schibboleths der Konservativen, die sie am Ende verwirklichten, teilweise unterstützt durch die organisierte Arbeiterschaft, die politisch das Ergebnis derselben konservativen Aktion war.

Bismarck war das Ideal sowohl der liberalen Magyaren in Ungarn als auch der liberalen Deutschen in Österreich, die im Übrigen auch gerne die Magyaren kopierten. In beiden Fällen vertraten die führenden Kräfte der Magyarisierung

und Germanisierung, die sich selbst als liberal bezeichneten, jedoch nie die Massen ihrer jeweiligen Völker, sondern eine herrschende Minderheit, eine Art Aristokratie des 19. Jahrhunderts, die zu einem beträchtlichen Teil aus entnationalisierten Elementen anderer Nationen bestand. Während der magyarische Adel trotz dieser Tatsache etwas echt Magyarisches war, war das österreichische Volk nicht wirklich repräsentiert, bevor das allgemeine Wahlrecht eingeführt wurde. Unter den Fittichen des sterbenden Gestern fanden die deutschsprachigen Österreicher nicht zu ihrem vollen Nationalbewusstsein, bevor ihre Massen, städtische und ländliche, für sich selbst sprechen konnten, und auch nicht in der letzten Konsequenz der jahrhundertealten Existenz von Prokuratoren, bevor das Schicksal sie zur Gründung eines eigenen Staates zwang.

Im Gegensatz zur dualen Struktur des Reiches erreichten die slawischen Völker früher die Ebene des Nationalbewusstseins. Dies war ihr großer Vorteil, nachdem die Monarchie zusammengebrochen war. Es ist jedoch kaum zu leugnen, dass trotz der aussichtslosen Lage des Reiches nach 1867 und der versuchten Hegemonie einiger ausgewählter Nationen einige der weniger begünstigten österreichischen Nationalitäten im Vergleich zu anderen polyglotten Staaten wie der Türkei, Russland, Preußen oder - Ungarn einen ziemlich hohen Gipfel nationaler Bildung und Macht erklommen haben.

Die Verfassung der österreichischen Reichshälfte (Dezember 1867) garantierte zumindest die Gleichheit aller Sprachen und Nationen vor dem Gesetz, was selbst als abstrakter Grundsatz nicht überall verwirklicht wurde und eine große moderne Errungenschaft darstellte.



Vor allem die Unterdrückung der Tschechen erwies sich als vergeblich. Nachdem die Enthaltensamkeitspolitik der Alt-Tschechen allmählich durch die Politik des Realismus, für die die Jung-Tschechen standen (1874), ersetzt worden war, erlangten sie bald wieder ihre böhmische Diet, Verwaltung, Gerichte, Schulen, einschließlich ihrer Universität (1882), und die Anerkennung ihrer Sprache auf allen Gebieten. Sie wurden im Vorkriegsösterreich nicht wirklich unterdrückt im Sinne einer erzwungenen Entnationalisierung, wie sie in Preußen oder Russland gegen die Polen durchgeführt wurde. Im Gegenteil, sie konnten sich aller Mittel der Verfassung bedienen, um sich durchzusetzen. Da diese Erfolge aber immer in heftigen Kämpfen gegen die herrschenden Gruppen des Staates errungen werden mussten und nie den gleichen Grad an Autonomie und Unabhängigkeit erlangen konnten wie die Magyaren in Ungarn oder die Polen in Galizien, wurden die Tschechen logischerweise zu den Champions der anti-österreichischen Aktivitäten. Schon damals war die überwältigende Mehrheit der Tschechen Realisten, die nur die verfassungsmäßigen Mittel einsetzen und nicht zur Revolution greifen wollten, und das blieb bis zum Schluss so. Jeder herausragende tschechische Führer, von Frantisek Palacký, dem Weisen der Nation im Jahre 1848, bis zu Thomas Garrigue Masaryk, ihrem Symbol im letzten Unabhängigkeitskrieg, auf den der Erste Weltkrieg für die Tschechen hinauslief, klammerte sich ein Leben lang an die österreichische Lösung des tschechischen Problems, bis die österreichischen Herrscher selbst die tschechische Nation schließlich dazu zwangen, sich mit der Idee einer radikalen Entösterreichisierung ihrer Erinnerungen und Gefühle anzufreunden. Das war vielleicht so kurzsichtig wie der Egoismus der magyrischen Oligarchie, wenn man es

langfristig betrachtet, aber es war die plausibelste Reaktion einer modernen Nation gegen die politische Enthauptung.

Palacký, der 1848 Österreich schaffen wollte, wenn es nicht existieren würde, prägte 1865 die Parole, dass die Tschechen, die vor Österreich waren, auch nach ihm existieren werden. Karel Kramar (gest. 1937), der bis zur Rückkehr Masaryks aus dem Exil der anerkannte Führer seines Volkes war, äußerte in Auswertung der beiden Äußerungen Palackýs einmal seine sehnliche Hoffnung (1906), dass die Tschechen niemals eine Situation erleben müssten, in der das zweite Wort wahr werden könnte. Auch Kramar ging den Weg von Österreich in die Tschechoslowakei. Viele Jahrzehnte lang war die nationale Geduld der Tschechen größer als ihre revolutionären Impulse, eine Tatsache, die das Ergebnis einer langen Erziehung war, deren verantwortlichste, wenn auch nicht immer freiwillige Urheber die österreichischen Regierungen selbst waren. Die tschechischen Beamten gehörten während des gesamten 19. Jahrhunderts zu den treuesten Dienern des österreichischen Staates. Ohne ihren Dienst wäre keines der verschiedenen österreichischen Verfassungsexperimente durchführbar gewesen. Es brauchte Zeit, bis diese Substanz vollständig aufgebraucht war.

Viermal versprach Franz Joseph feierlich, sich zum König von Böhmen krönen zu lassen, um das Symbol der böhmischen Souveränität innerhalb der österreichischen Monarchie wiederherzustellen (1861, 1866, 1870, 1871). Die von František Ladislav Rieger (gest. 1903), dem Schwiegersohn Palackýs und Führer der Altböhmen unter der verfassungsrechtlichen Verantwortung des kurzlebigen Kabinetts Hohenwarth-Schaffle, ausgearbeiteten Fundamentalartikel von 1871 zielten auf einen

österreichisch-böhmischen Kompromiss parallel zum österreichisch-ungarischen Kompromiss ab, einen Vertrag zwischen der Krone und dem böhmischen Volk, der die Struktur der Doppelmonarchie wieder in ein österreichisch-böhmisch-ungarisches Reich (mit Galizien und Kroatien als eine Art von *partes adnexae*). So wie Sadowa den Ausgleich mit den Magyaren unvermeidlich gemacht hatte, vereitelte Sedow den Kompromiss mit den Tschechen. Die grundlegendsten inneren Probleme der österreichischen Monarchie waren bereits zu Funktionen des Umfangs der deutschen Macht in Mitteleuropa geworden.

Infolge ihrer Erfolglosigkeit verloren Riegers Alttschechen schließlich den nationalen Boden an die Jungtschechen (1889), die die Idee der Wenzelskrone zunächst verspotteten, sich aber nach ihrem Sieg ganz zu ihr bekehrten. Dennoch war Rieger immer noch der anerkannte Weise seiner Nation. "Wir brauchen die Dynastie und die Dynastie braucht uns, und wir werden immer zueinander finden", ermahnte er sein Volk in einer Ansprache im böhmischen Landtag (1894), und er fügte in seinen Politischen Testamenten hinzu: "Bewaffnet mit Selbsterkenntnis soll sich das tschechische Volk niemals in törichte Abenteuer stürzen, die unabhängig von Erfolg oder Misserfolg für die Nation gefährlich sind". Ersetzt man das Wort "Dynastie" durch die Idee der dänischen Koexistenz und Symbiose, wie sie in der Tat die Substanz des politischen Credos der böhmischen Konservativen war, und sieht man folglich in dem Versuch, sich dieser historischen und geographischen Verantwortung zu entledigen, ein "Abenteuer", so ist die Ermahnung immer noch sehr passend.

Es ist nicht abwegig zu vermuten, dass eine österreichische Monarchie, die stark genug wäre, den böhmischen Staat

parallel zum ungarischen Staat wieder zu errichten, niemals gestürzt worden wäre, selbst wenn alle anderen Probleme wirklich ungelöst geblieben wären. Auch die in Ungarn trotz des Ausgleichs so stark ausgeprägte Tendenz, die Realunion der Pragmatischen Sanktion durch eine bloße Personalunion zu ersetzen, wäre in einer Dreierunion, in der die Souveränität des Reiches in der Souveränität dreier Königreiche verwurzelt gewesen wäre, aller Wahrscheinlichkeit nach weniger ausgeprägt gewesen. Ein sonst weniger bekannter österreichischer Kultusminister sagte einmal im Parlament anlässlich der Teilung der Prager Universität in eine deutsche und eine tschechische Universität (1682), dass sowohl Deutsche als auch Tschechen anerkennen müssten, "dass die böhmische Ehre auch eine österreichische Ehre ist". Der Hauptgrund für die Hartnäckigkeit von Krone und Regierung, mit Ausnahme des Kabinetts Hohenwarth-Schaffle, in der Frage der böhmischen Souveränität war das Interesse und die Angst der Sudetendeutschen, die in jenen Jahrzehnten vor allem die Ideologie des Nationalismus, des Liberalismus und des Kapitalismus vertraten und auch nach dem Ende der liberalen Regierungen in Österreich großen Einfluss auf die Zentralbehörden des Reiches ausübten. Sie fürchteten, Opfer einer ähnlichen Politik der Entnationalisierung zu werden, wie sie die Tschechen in Böhmen, Mähren und Schlesien betrieben, und wie sie die Magyaren bereits in Ungarn praktizierten. Sie betrachteten Böhmen als ihre eigene Domäne. Sowohl unter den Deutschen als auch unter den Tschechen gab es keine Führungspersönlichkeiten, die die Idee einer Ostschweiz innerhalb der natürlichen Festung des Riesengebirges, in der die Idee der Wenzelskrone die völlige Gleichberechtigung beider Nationen innerhalb des größeren Rahmens des Donaauraums hätte abdecken

können, voll verstanden hätten. Die Sudetendeutschen, das sei ihnen zugestanden, konnten Angst haben, denn das magyarisches Beispiel, das sie selbst nachgeahmt hatten, hätte wahrscheinlich auch die Tschechen angesteckt. Tatsächlich waren die Sudetendeutschen in den böhmischen Ländern zahlenmäßig zu einer kleineren Minderheit geworden, als sie es historisch und zweifellos auch kulturell hätten sein können, zumal Schlesien, das einst zur böhmischen Krone gehörte, von Österreich abgetrennt und von Preußen annektiert worden war. In Schlesien überwog das deutsche Element schon damals sowohl die Tschechen als auch die Polen. Die Vergewaltigung Schlesiens durch Friedrich II. ermöglichte nicht nur die Teilung Polens, sondern machte in ihrer Kausalität auch die Lösung des böhmischen Problems unmöglich, zumindest innerhalb des traditionellen Rahmens der österreichischen Monarchie, ihrer Mittel und ihrer Technik, und damit die Auflösung des Dreikaiserreiches unausweichlich, zumal nachdem es zu einem Doppelstaat verkommen war. Innerhalb der österreichischen Monarchie konnte die böhmische Souveränität ebenso anerkannt werden wie die ungarische, aber so wie im Falle Ungarns das österreichische Interesse einen Kompromiss zwischen den ungarischen Magyaren und den ungarischen Nationalitäten erforderte, so wäre im Falle Böhmens ein Kompromiss zwischen der tschechischen Mehrheit und der deutschen Minderheit notwendig gewesen, die jedoch eine qualifizierte Minderheit war und immer noch ist, die groß genug ist, um eine volle Anerkennung zu fordern. Da es sich bei den Sudetendeutschen auch in den Sudetenländern um eine historische Minderheit handelt, die, obwohl einst eingewandert, nach allen praktischen Maßstäben als autochthon zu betrachten ist, ist ihre künstliche

Entwurzelung, wie sie heute angedacht wird, selbst wenn sie möglich ist, noch keine Lösung des böhmischen Problems. Es bleibt als einzige erstrebenswerte Vision die Idee einer Ostschweiz, bewohnt von Tschechen und Deutschen, die dann lieber wieder Österreicher wären, im größeren Rahmen einer Donaumonarchie.

Trotz der Unvermeidlichkeit eines tschechoslowakischen Staates, nachdem ein böhmisches Königreich im 19. Jahrhundert nicht verwirklicht werden konnte, war das Endergebnis auch für die Tschechen nicht allzu glücklich. Die von Masaryk vertretene seltsame Denkschule, die glaubte, dass nach der Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie die unabhängigen Nachfolgestaaten unter tschechoslowakischer Ehrenpräsidenschaft ein stärkerer Deich gegen die deutsche Flut sein würden, quasi die ideale Barriere, um den deutschen *Drang* nach Südosten aufzuhalten, hat sich tragisch geirrt und ihre Schlussfolgerung grimmig *ad absurdum* geführt. Die Warnungen, von denen jeder große tschechische Denker einige Exemplare hervorgebracht hat, und merkwürdigerweise waren die tschechischen Sozialdemokraten im österreichischen Parlament (unter Bohumir Šmeral) die letzten Vertreter, konnten den größten Aufstieg und Fall in der modernen Geschichte, den eine kleine Nation erlebt hat, nicht verhindern. Man darf sich fragen, wie sich die gesamte Geschichte Mitteleuropas entwickelt hätte, wenn die tschechischen Katholiken (unter der Führung von Jan Šrámek) die gleiche konstruktive Haltung eingenommen hätten, die die tschechischen Sozialisten auszeichnete, oder mit anderen Worten, wenn der radikale christliche Sozialismus des späteren Prager Erzbischofs František Kordac (gest. 1930) den tschechischen politischen Katholizismus wirklich bestimmt

hätte. Nachdem die Würfel gefallen waren, begann die katholische tschechische Wiedergeburt außerhalb des politischen Lagers. Ich hatte enge Kontakte zu diesen katholischen Kräften sowohl in Böhmen als auch in Mähren, und ich bin mir ziemlich sicher, dass sie wieder in den Vordergrund treten werden, auch wenn einige für den oberflächlichen Beobachter durch die "Kollaboration" unter dem Hacha-Regime kompromittiert zu sein scheinen. Wir werden erst im Nachhinein erfahren, was es für das tschechische Volk bedeutete, den grausamsten Imperialismus seiner gesamten Geschichte durchzustehen, im Vergleich zu dem das Regime Ferdinands II. nach der Schlacht am Weißen Berg nicht nur ein Idyll, sondern ein definitives Kulturmerkmal war. Im Lichte dieser Erfahrungen mag die gesamte nationale Geschichte für viele Kritiker heute anders aussehen als gestern, als man Stabilität und Sicherheit naiv für selbstverständlich hielt. So wagt man zu hoffen, dass am Ende die Neubewertung der katholischen Vergangenheit in der böhmischen Geschichte, von Jan Nepomuk und Jan Sarkander neben Hus und Comenius, vor allem die Re-Interpretation des Barocks durch Gelehrte und Dichter wie Josef Pekar und Jaroslav Darren, ein neues Zeitalter der Symbiose zwischen uralten Partnern eröffnen könnte.

(§15) Die Tschechen bieten nur das charakteristischste Beispiel für die nationale Problematik in Altösterreich, die vor allem in der Koinzidenz und Diskrepanz zwischen modernen Verfassungsrechten und der im Grunde schiefen Struktur der traditionellen nationalen Existenz bestand. Auch verschiedene andere nationale Gruppen erreichten auf der Basis ihrer Teilhabe an einem Rechtsstaat die höchste Stufe der nationalen Entwicklung, und zwar eine viel höhere als ihre Mitbürger außerhalb Altösterreichs,

ohne jedoch wirklich zufrieden zu sein. In dem winzigen östlichen Land Bukowina, dem jüngsten österreichischen Kronland, genossen sowohl Rumänen als auch Ruthenen einen sehr hohen Standard der nationalen Entwicklung, an den sie sich in ihrer Sehnsucht wohl noch lange erinnern werden. Die Bukowina, die Österreich unter Joseph II. von der Türkei erworben hatte (1775), entwickelte sich, nachdem sie ein eigenes Kronland geworden war (1849), wirklich zu einem österreichischen Musterland im Osten. Hier lebten die Rumänen, die historischen Vertreter dieses nördlichen Anhängers der Moldau, zusammen mit einer großen ruthenischen Minderheit, die trotz einer jahrhundertalten Romanisierung dazu neigte, die Mehrheit zu werden, mit deutsch-, magyarisch-, polnisch-, slowakisch- und russischsprachigen Kolonien und mit Armeniern, Juden und Zigeunern, die sich über sie alle verteilten. Die Russen dort waren Lipowaner, die unter Joseph II. eingewandert waren.

Das Rassenmosaik der Bukowina wird von einigen ihrer führenden Intellektuellen auf klassische Weise dargestellt. Als das Land politisch erwachte, war ein moldawischer Bojar griechischer Abstammung, Eudoxiu Hurmuzachi (gest. 1874), der in Wien ausgebildet worden war, der Anführer. Eine Delegation aus dem Land ging 1849 in den Westen, um Franz Joseph und dem ersten österreichischen Parlament die Wünsche des Ostens vorzutragen. Ihr Anführer war Eugenia Hacman (gest. 1873), der rumänische Bischof von Czemowitz-Cernauți, der von ruthenischen Bauern abstammte und später der erste Gouverneur des Landes war (1861). Die östlichste österreichische Universität in Czernowitz (1875) war das geistige Zentrum der Bukowina. Der größte rumänische Dichter, Michail Eminescu, ein gebürtiger Moldawier turko-



tatarischen Ursprungs, studierte dort, bevor er nach Wien und Berlin ging. Obwohl es auch in der Bukowina viele Chancen für eine Verbesserung der Beziehungen zwischen den Rassen gab, insbesondere zwischen den vorrückenden Ruthenen und den ihre historische Position verteidigenden Rumänen, haben fünf Generationen unter österreichischem Schutz tiefe Spuren in diesem östlichen Land hinterlassen, die nicht so schnell vergessen werden. Als die österreichische Armee unter Pflanzer-Baltin (unter dem ich die Ehre hatte zu dienen) das Land im Ersten Weltkrieg gegen die Russen verteidigte, gab es hinter den österreichischen Linien keinerlei russische Sympathisanten. Der Landtag der Bukowina im Oktober 1918 war das einzige parlamentarische Gremium der gesamten Monarchie, in dem sich die Vertreter einer altösterreichischen Nation, der Rumänen unter Constantinu Isopescul-Grecul, respektvoll und dankbar von ihrem ehemaligen Land verabschiedeten. Die Bukowina im Ersten Weltkrieg zu halten und sie schließlich trotz aller Schicksalsschläge an Rumänien zu übergeben, als es kein österreichisches Kaiserreich mehr gab, war eine herausragende militärische und politische Leistung, auch wenn sie das Problem nur für eine kurze Generation löste. Die Bukowina, deren Bevölkerung im alten Österreich einen winzigen Bruchteil von kaum 2% ausmachte, wurde dennoch geschätzt und wie ein Augapfel behandelt, und obwohl viele Fehler begangen wurden, gedieh die "Kolonie" gut. Wenn dasselbe einmal zumindest für die nächsten 50 Jahre möglich sein wird, dann wird die Welt sicher sein, den echten Nachfolger der österreichischen Monarchie gefunden zu haben.

Von allen altösterreichischen Völkern, die ihre moderne Entwicklung unter dem österreichischen Staatswesen

begannen, war wohl keines so untrennbar mit dem Schicksal Österreichs verbunden wie das der Ruthenen (oder Westukrainer). Sie haben inzwischen aufgehört, eine politische Nation zu sein, nachdem sie siebenzig Jahre lang in Altösterreich zumindest theoretisch und in mehr Fällen als allgemein angenommen auch praktisch eine gewesen waren. Während die Polen Galiziens, so österreichisch viele von ihnen auch wirklich waren, nach Polen blickten und die Rumänen der Bukowina, zumindest in ihren kulturellen Bindungen, natürlich zu Rumänien tendierten, besaßen die Ruthenen ihren Schwerpunkt in Österreich selbst, da weder Realisten noch Idealisten ernsthaft hoffen konnten, dass sie in der russischen Ukraine ihren kulturellen oder politischen Mittelpunkt finden könnten. Die Ruthenen, die in Altösterreich wegen ihrer sprichwörtlichen Kaiserstreue einst als "Tiroler des Ostens" bezeichnet wurden, gehörten freilich nie zu den privilegierten Völkern. In Ostgalizien, das heute entweder Ostpolen oder Westukraine heißt, wo der Großteil der Ruthenen lebt, standen sie immer unter starkem polnischen Druck. Dennoch waren ihr Nationalbewusstsein, ihre Organisation und ihr Bildungsniveau immer unendlich viel höher als alles, was ihre ukrainischen Mitbürger unter russischer Herrschaft hervorbringen konnten. Da dieses griechisch-katholische Volk, das immer mit Rom verbunden war, jahrhundertlang im Kontext des ungarischen, des polnischen und des österreichischen Reiches lebte, aber nie in der Geschichte unter russischer Herrschaft stand wie die Ukraine um Kiew, hatte es immer ein rein westliches Schicksal. Nur durch die Zerschlagung ihrer gesamten psychologischen und sozialen Struktur konnte der Osten sie assimilieren.

Das Zentrum der ruthenischen intellektuellen Aktivitäten in Österreich war immer ein zweifaches, der griechisch-katholische Metropolitansitz und die Universität, beide in Lwiw-Lemberg, letztere von Joseph II. (1784) als ruthenische Institution gegründet, die, auch wenn sie später polonisiert wurde, immer einige hervorragende ruthenische Lehrstühle bewahrte. Später kam die Taras-Schewtschenko-Gesellschaft (1873) als eine Art ruthenische Akademie hinzu, allerdings auf privater Basis. Politisch wurde das ruthenische Problem von Stadion entdeckt, der während seiner Gouverneurszeit in Galizien die Organisation eines ruthenischen Nationalrates und die Zusammenkunft des Kongresses der ruthenischen Gelehrten (1848) ermöglichte. Infolgedessen wurde er häufig sowohl von Polen als auch von Russen beschuldigt, die Ruthenen "erfunden" zu haben. Einer der wichtigsten Mitarbeiter von Stadion war der spätere Metropolit Jachimowicz. Gleichzeitig wurde der Anführer der Karpaten-Ruthenen, Adolph Dobriansky, nach der Niederlage der ungarischen Revolution zum Generalgouverneur von Karpaten-Ruthenien ernannt, das noch zum ungarischen Königreich gehörte, aber von Franz Joseph unter Stadions Einfluss mit einer gewissen Autonomie ausgestattet wurde. Palacký war damals noch bereit, die Ruthenen den Polen zu opfern, obwohl er die riesige Chance der österreichischen Monarchie bei der Bewältigung und Lösung des ruthenischen Problems durchaus erkannte.

Obwohl die kaiserliche Politik später eher den Rat annahm, die Ruthenen den Polen zu opfern, als ein zweiseitiges Schwert, polnisch und ruthenisch, gegen den Nordosten zu schmieden, brachten selbst diese flüchtigen und bruchstückhaften österreichischen Möglichkeiten

schließlich ein Nationalbewusstsein der Ruthenen hervor, das, wenn auch noch unbefriedigt, so doch schon bald zu einem nationalen Bewusstsein führte, welches – obwohl unerfüllt nach zwei Weltkriegen – nie ganz abklingen wird. Die Tragik der österreichischen Position bestand darin, dass die Polen, obwohl sie selbst zwischen dem russischen und dem preußischen Hammer standen, der Versuchung nicht widerstehen konnten, in ähnlicher Weise mit den Russen gegen die Ruthenen zu kooperieren, wie es die Preußen mit den Russen gegen die polnischen nationalen Interessen taten. Österreich konnte nur hoffen, Galizien-Lodomerien allmählich bis zur völligen polnisch-ruthenischen Gleichstellung zu assimilieren. Trotz dieser quasi-organischen Unzulänglichkeiten werden sich die Ruthenen, Intellektuelle und Bauern, jedoch nicht so leicht dazu verleiten lassen, die österreichische Herrschaft zu vergessen. Michael Hruschewski (gest. 1934), der spätere Präsident der *Ukrainska Centralna Rada* (Ukrainischer Zentralrat) in Kiew (1917/18), der vierzig Jahre lang als Professor in Lemberg und Prag die ukrainische Interpretation der Nationalgeschichte vertrat, bezeichnete Galizien zu Recht als "ein intellektuelles Piemont *sui generis* der ukrainischen Bewegung", genau das, was es für die Polen war. Parallel zu Pilsudskis polnischen Legionen gab es auch ukrainische Legionen (Sichovi Striltsi), die in die österreichische Armee eingegliedert wurden, und weniger ernsthaft strebte eine Zeit lang ein österreichischer Erzherzog, der das ukrainische Bauernhemd trug, nach dem ukrainischen Hetmanentum, das später von den Deutschen an Pawlo Skoropadský verliehen wurde. Von schwerwiegenderen Folgen war die Bildung einer westukrainischen Regierung im Oktober 1918 (unter dem österreichischen Parlamentspräsidenten Eugen Petruschewitsch), die versuchte, Ostgalizien, die

nordwestliche Bukowina und Karpato-Ruthenien zu vereinen, aber unter dem Druck der alliierten Mächte grandios scheiterte. Regierung und Universität zogen zunächst nach Wien, später nach Prag (1923) und in Teilen schon damals nach Berlin. Die Kontinuität des ruthenischen Nationallebens in Polen wurde dann wieder in erster Linie durch die Unierte Kirche repräsentiert, deren Metropolit, Andreas Szeptycky, während zweier Weltkriege der Hirte seines Volkes gewesen ist. Für keine der europäischen Nationen waren die Folgen der beiden Kriege so tragisch wie für die griechisch-katholischen Ruthenen. Im Zusammenhang mit dem polnisch-ruthenischen Konflikt in Ostgalizien betonten zwei Mitglieder des britischen Unterhauses einmal (1931), "dass die Westukrainer während der 150 Jahre österreichischer Herrschaft eine viel größere kulturelle und politische Freiheit genossen haben, als es ihnen unter polnischer Herrschaft vergönnt war". Unter Österreich hatten sie 3000 Schulen, unter Polen nur 700. Alles deutet darauf hin, dass sich ihre Situation nach diesem Krieg noch verschlechtern wird, zumindest für die Intellektuellen und die Bauern, die in Freiheit denken und ihr Land bestellen wollen. Für jemanden, der einmal geistig der kulturellen Sphäre Österreichs angehört hat, wird es niemals eine bloße Lappalie, kein *principiis obsta* wert sein, ob die griechisch-katholischen Ruthenen ein westliches Volk bleiben werden oder nicht.

Die tragischen Folgen von Misswirtschaft und Entnationalisierung sind jedoch im Falle Polens ebenso entsetzlich wie zuvor im Falle Österreichs, wobei kleine Unterschiede zwischen den beiden Ländern unberücksichtigt bleiben. Beide Länder waren nämlich nicht in der Lage, der großen historischen Chance zu entsprechen, die darin lag, dass ein Volk osteuropäischen

Ursprungs, die griechisch-katholischen Ruthenen, in die westliche Umlaufbahn gehörten. Diese Ruthenen sind ein kleines Volk, aber ihre Funktion in den Händen des Westens war gewaltig, wie sie es auch in den Händen des Ostens wieder sein könnte. Sie verkörperten sowohl den Schutz des Westens vor einer Aggression aus dem Osten als auch die Chance, den Osten für die Ideen des Westens zu öffnen, so wie sie jetzt vielleicht genau das Gegenteil werden. Doch ihre westliche Geschichte und insbesondere die 150 Jahre österreichischer Erfahrung werden sie nicht zu einer leichten Beute der Assimilation machen.

Sie sind das erste katholische Volk mit einer eigenen Tradition und einem eigenen Bewusstsein, dem Sowjetrussland begegnet, das eine Sprache spricht, die von den Russen verstanden wird, und groß genug ist, um nicht nur das passive Objekt eines Systems zu sein, das einfach auf sie angewendet wird. So kann die Zukunft durchaus Überraschungen parat haben, auch wenn die russische Ansiedlung definitiv ist.

(§16) Die drei jugoslawischen Stämme Slowenen, Kroaten und Serben, die sich von den südöstlichen Ketten der Alpen bis hinunter zur Adria und in die Balkanhalbinsel erstrecken, waren einst das Rückgrat des österreichischen Reiches, sowohl militärisch als auch politisch. Wenn die Tschechen aufgrund ihres Anteils an der Reichsgründung im Jahr 1526 großösterreichisch waren, so waren es die Polen zumindest so lange, wie Österreich das polnische Erbe sowohl gegen die Preußen als auch gegen die Russen schützen und für die polnische Zukunft bewahren würde, die Ruthenen, weil nur Österreich die kaiserliche Macht darstellte, um sowohl Polen als auch Russen in

Schach zu halten, die Jugoslawen, weil das Donaureich von Natur aus zur Erweiterung auf die Balkanhalbinsel tendierte und sie so allein mit großer historischer Wahrscheinlichkeit befreien und vereinen würde.

Innerhalb der Länder der Stephanskronen genossen nur die Kroaten in ihrem alten "Dreikönigreich" Kroatien-Slawonien-Dalmatien (zu dem sie zumindest theoretisch auch das seit 1797 bzw. 1814 formell zu Österreich gehörende letztere Land zählten) eine ihnen durch den ungarisch-kroatischen Ausgleich (1868) garantierte Halbautonomie, während die Serben in der sogenannten Vojvodina (Banat und Bacska) zu Ungarn gehörten.

Im eigentlichen Österreich, das durch den Reichstag vertreten wurde, gab es Slowenen in Krain, Kärnten, der Steiermark, in Görz-Gradiska, Triest und Istrien, wo sie gegenüber den Deutschsprachigen an Boden verloren, aber gegenüber den Italienern und Furlanern an Boden gewannen, - Kroaten in Istrien und Dalmatien und sogar Serben in letzterem Kronland. Ohne Kroaten und Serben allzu deutlich zu unterscheiden (sie unterscheiden sich in der Tat hauptsächlich durch den Katholizismus und die griechische Orthodoxie), sprach die österreichische Amtssprache einfach von den Serbokroaten, die sich paradoxerweise erst nach dem Ende Österreichs wirklich in zwei antagonistische Nationen aufspalteten.

Neben den Jugoslawen sowohl in Ungarn als auch in Österreich gab es aber noch eine dritte Kategorie, und es war der Status jener Jugoslawen, die nicht zu den beiden offiziellen Reichshälften gehörten, der die österreichischen Staatsmänner am meisten verwirrte. Die Kroaten und Serben in Bosnien-Herzegowina (1878 von Österreich-Ungarn mit einem europäischen Mandat durch den Berliner

Kongress besetzt und 1908 endgültig annektiert) hatten viele wirtschaftliche Vorteile und eine von der Armee aufgebaute vorbildliche Verwaltung, erhielten aber erst am Ende (1910) das Recht auf politische Vertretung. Diese beiden österreichisch-ungarischen "Reichsprovinzen", die einfach "Besatzungsgebiet" genannt wurden, waren ursprünglich unter Andrassy als Außenminister gegen den ausdrücklichen Willen der magyarischen und der deutschen Liberalen erobert worden, vor allem, weil Bismarck Franz Joseph eine Art Entschädigung für seine verlorene deutsche und italienische Position anbieten wollte, und als Hinweis auf die in der Tat sehr vernünftige Idee, dass das österreichische Kaiserreich sich nun auf die Balkanhalbinsel zubewegen müsse. Obwohl die einfachste Lösung des Problems der annektierten Provinzen sicherlich darin bestanden hätte, sie zusammen mit Dalmatien in das kroatische Königreich einzugliedern und damit die Bande zwischen Kroatien und Ungarn erheblich zu – auch wenn die Stephanskrone weiterhin beide symbolisiert hätte, widersetzte sich die magyarische Oligarchie der Vernunft mit aller ihr zur Verfügung stehenden Leidenschaft bis zum Schluss zugunsten des archaischen Legitimus der *partes adnexae*, wonach Bosnien-Herzegowina nur zu Ungarn gehören konnte. Infolgedessen kam die Einverleibung der beiden Provinzen überhaupt nicht zustande, und Österreich-Ungarn bewies damit klassischerweise, dass die alte kaiserliche Armee zwar noch fähig war, sie zu erobern, die Struktur des Reiches aber zu veraltet war, um ein organisches Wachstum zu ermöglichen.

In allen Phasen der Geschichte, wann immer die Magyaren das österreichische Problem verkomplizierten, stellte sich Kroatien, die politische Keimzelle der jugoslawischen Idee



innerhalb des österreichischen Reiches, auf die Seite Wiens. Schon 1713, als die Pragmatische Sanktion im kroatischen Landtag beraten wurde, erklärten sich die Kroaten bereit, die Erbtöchter des letzten Habsburgers und deren Nachkommen als ihre Herrscher anzuerkennen, wenn sie Österreich regieren und in Wien residieren würden, den ungarischen König aber nur, "solange er ein Österreicher, aber kein skythischer Tyrann ist". Dieses Nationalbewusstsein wurde gestärkt, als sich die drei jugoslawischen Stämme 1848 unter dem literarischen Einfluss von Ljudovit Gaj (gest. 1872), der politischen Führung von Jošip Jellačić (gest. 1859) und Ban (Gouverneur) von Kroatien, als "illyrische Nation" konstituierten – unter der religiösen Führung dreier herausragender Bischöfe, einer aus jedem Stamm, die die Idee der jugoslawischen Einheit repräsentierten: der Slowene Ante Martin Šlomšek (gest. 1862), der Kroat Josip Juraj Štrossmajer (gest. 1905) und der serbische Patriarch Rajačić. Während Jellačić und Rajačić neben dem slowakischen Stúr in erster Linie an der Niederschlagung der ungarischen Revolution von 1848 beteiligt waren, war Štrossmajer neben Gołuchowski und Rieger der dritte große österreichische slawische Föderalist der 1860er Jahre. Štrossmajer, "Bischof von Bosnien, Slawonien und Sirmium" in Djakovo, war nicht nur der Gründer der Südslawischen Akademie (1867) und der Universität Zagreb-Agram (1874), sondern vor allem auch aktiv in der Propagierung der kirchlichen Union zwischen West und Ost, deren politische Funktion seiner Meinung nach die jugoslawische Idee war.

Obwohl Kroaten und Serben das Ende der ungarischen Revolution beschleunigten, wurden auch sie von der Reaktion getroffen. Nach nur kurzen Begünstigungen, die

ihnen gewährt wurden, hat der österreichisch-ungarische Ausgleich ihre Autonomie entweder liquidiert oder weiter eingeschränkt als je zuvor in der Geschichte. Es wurde einmal zu Recht gesagt (von dem Magyaren Ferencz Pulszki), dass "Kroatien als Belohnung erhielt, was Ungarn als Strafe erhielt". Trotz dieses Versagens Österreichs waren die kroatischen politischen Theoretiker und Führer immer von demselben politischen Realismus bestimmt, der die Polen und Tschechen in Altösterreich auszeichnete und der die Existenz der Monarchie tatsächlich um ein halbes Jahrhundert verlängerte. Während die Polen jedoch von ihrer Aristokratie angeführt wurden, bevor Arbeiter und Bauern politisch in Erscheinung traten, und bei den Tschechen sowohl Aristokratie als auch Bürgertum, Alt- und Jungtschechen, um die Führung stritten, aber lange Zeit das Gleichgewicht hielten, waren es vor allem Klerus und Bauernschaft, die die politische Theorie und Praxis in Kroatien prägten. Kanonikus Franjo Rački (gest. 1894) war die Seele der jugoslawischen Akademie während ihrer ersten Jahrzehnte. Während der kroatische Adel in der Armee diente, engagierten sich die Bauern, vertreten durch Geistliche oder Juristen, die beide aus ihren Familien stammten, in der Politik. Viele Hierarchen bäuerlicher Abstammung taten dasselbe, darunter die ehrwürdige Gestalt von Jošip Stadler (gest. 1918), Erzbischof von Sarajevo, der letzten großen öffentlichen Persönlichkeit des kroatischen Volkes, die eine kroatische Lösung des jugoslawischen Problems anstrebte.

Die Idee eines jugoslawischen Staates innerhalb des Reiches, entweder auf der Grundlage von Kroatien-Slawonien-Dalmatien und seinen historischen Rechten oder auch nur nach den Linien der nationalen Rechte, ist bis zum Ende der Monarchie nie ganz verschwunden. Der

so genannte Trialismus - eine falsche Bezeichnung für eine der größten Chancen, die das österreichische Kaisertum je hatte - war im Falle der Thronbesteigung Franz Ferdinands durchaus möglich. Dies hätte erstens die Vereinigung des österreichischen Kronlandes Dalmatien mit Kroatien und Slawonien bedeutet, entweder innerhalb oder außerhalb des Stephansreiches, und zweitens die Vereinigung dieses wiedererrichteten kroatischen Königreiches mit Bosnien-Herzegowina zu einer Art Großkroatien, das dann mit Österreich und Ungarn gleichrangig geworden wäre, wenn auch formal noch unter der Stephanskronen. Eine solche Verwirklichung der historischen Rechte Kroatiens wäre offensichtlich die solideste Grundlage für eine gleichberechtigte Verwirklichung der nationalen Rechte der jugoslawischen Nation gewesen, die sowohl Slowenen als auch Serben innerhalb oder außerhalb des österreichischen Reiches umfasst hätte. Dieses Schema hätte jedoch nicht unter der irrigen Terminologie des Trialismus vorgeschlagen werden dürfen, da die Verwirklichung der historischen Rechte Kroatiens automatisch zu einer ähnlichen Forderung nach und einem Privileg für Böhmen geführt hätte, und so, unter Berücksichtigung der Abtrennung Galiziens, die fünf natürlichen Unterteilungen des österreichischen Reiches verwirklicht worden wären, die österreichische Pentarchie, von der schon Belcredi als der einzig wahren Alternative zum österreichisch-ungarischen Dualismus sprach. Nur eine solche Konzeption hätte wirklich die Anziehungskraft auf auswärtige Nationen gehabt, die es zu wecken galt, wenn sowohl die Organisation der Balkanhalbinsel als auch die Erfüllung des jugoslawischen Nationaltraums durch ein modernisiertes österreichisches Kaisertum tatsächlich gelingen sollte. Lange Zeit gab es viele Serben außerhalb der Monarchie, Anhänger beider nationaler Dynastien,

Karageorgević und Obrenović, die sich die Teilnahme Serbiens an einem solchen föderativen Schema, das sicherlich weder eine Volkssouveränität noch eine Dynastie impliziert hätte, ernsthaft vorstellten.

Die ursprüngliche politische Schule für Slowenen, Kroaten und Serben im österreichischen Kaiserreich war entweder durch die Armee oder die Kirche oder beides vertreten. Sie funktionierte in den südöstlichen Teilen der Monarchie als Rahmen der Selbstverwaltung in strikter Kontinuität zu den alten römischen Ideen, die im mittelalterlichen byzantinischen Reich lebendig waren. Über Jahrhunderte hinweg bestand das wichtigste Mittel der nationalen Autonomie in der so genannten Militärgrenze sowohl der Serbokroaten als auch der Rumänen. Dabei handelte es sich um einen militärisch organisierten Grenzbezirk, der ähnlich wie die parallelen ukrainischen Organisationen auf byzantinische Wurzeln zurückging und den Soldaten-Bauern das Privileg verlieh, ihre eigene *Vojvoda* zu wählen. Ein paralleles Privileg, einen eigenen Patriarchen zu wählen, besaß die griechisch-orthodoxe Kirche, Klerus und Laien, die von den Serben in Karlowitz-Karlovci-Karlócza in den Fruška Gora organisiert wurde. Im Jahr 1690 hatten 40.000 serbische Familien, angeführt von ihrem Patriarchen, das türkische Gebiet südlich der Donau verlassen und sich im Bánát und in Bácska, der heutigen *Vojvodina*, niedergelassen. Verschiedene kaiserliche Urkunden sicherten ihnen religiöse und politische Autonomie zu, das Recht, nationale Kongresse abzuhalten und sowohl ihren Patriarchen als auch den *Woiwoden*, das geistliche und weltliche Oberhaupt ihrer nationalen Gemeinschaft, zu wählen. Die volle Anerkennung dieser serbischen Autonomie durch das österreichische Kaiserreich war der stärkste posthume Einfluss, den die

byzantinische Zivilisation durch ihr türkisches Medium auf den österreichischen Barock ausübte. Gleichzeitig, und nicht ganz unbeeinflusst von diesem Modell, wurden im 17. und 18. Jahrhundert die vereinigten Bistümer der Ruthenen, Rumänen und Serben in Ungarn und Kroatien reorganisiert, und diese Kirchen waren wiederum Inseln nationaler Autonomie.

Im Jahr 1790 wurde der serbische Kongress erneut einberufen, der so genannte "Illyrische Landtag", der durch die Weisheit Leopolds II. einberufen wurde, nachdem Joseph II. zum ersten Mal die Ausübung der nationalen Autonomie unterbrochen hatte. Vor allem wegen dieser Autonomie stimmte der serbische Kongress 1848 für Österreich, die Serben unter ihrem Vojvoda, General Stjepan Šupljikae, bekämpften den ungarischen Aufstand, der serbische General Stjepan Petrovic Kničanin (gest. 1855) schloss sich mit serbischen Truppen von südlich der Donau seinen Landsleuten in diesem Kampf an und erlangte dadurch den Maria-Theresien-Orden; Vladika Petar II. von Montenegro bot dafür ebenfalls Hilfstruppen an, und die ganze jugoslawische Welt blickte auf Wien. Franz Joseph empfing nach seiner Thronbesteigung eine serbische Delegation, für die unter Stadions Einfluss ein kaiserliches Dekret (15. Dezember 1848) erlassen wurde, das die alten Privilegien der Vojvodina unter Woiwoden und Patriarch anerkannte. 1867 wurde die Vojvodina Ungarn eingegliedert, wo die Serben, die durch die bestehenden politischen Verhältnisse weniger begünstigt waren als die Kroaten, eine Zeit lang die Führer der ungarischen Nationalitäten waren. Der serbische Führer im ungarischen Parlament, Svetozar Miletić, wurde schließlich inhaftiert und landete in der Irrenanstalt. Es brauchte in der Tat viele Jahrzehnte des Scheiterns in der National- und

Außenpolitik, bis das österreichische politische Kapital unter den Serben völlig verbraucht war.

In Kroatien war die politische Organisation der Bauern das eigentliche Rückgrat des Landes. Ante Starčević (gest. 1896), der Begründer der *Pravašen-Bewegung*, der für die historischen Rechte des kroatischen Staates nach ungarischem und böhmischem Vorbild eintrat, war der erste der intellektuellen Bauernführer. Stjepan Radić (gest. 1928) nahm seinen Platz in den Tagen des Zusammenbruchs der österreichischen Monarchie ein. Seine programmatischen Reden im *Narodno Vijeće* (Nationalrat) in Zagreb während der Novemberrevolution 1918, als die Mehrheit der ehemaligen österreichisch-ungarischen jugoslawischen Parlamentarier die sofortige Gründung des SHS (des Staates der Slowenen, Kroaten und Serben) forderte, waren wahrscheinlich die mutigsten Taten eines der neuen populären Staatsmänner in jenen Tagen des Aufbruchs in den österreichisch-ungarischen Nachfolgestaaten. Radić verteidigte die souveränen Rechte des kroatischen *Sapor*, betonte den moralischen Wert einer tausendjährigen Geschichte ohne Rücksicht auf die Politik und führte die kroatischen Bauern von ihrer sprichwörtlichen Loyalität gegenüber der Habsburgermonarchie zu einem bewussten Republikanismus, der sich gegen die Ansprüche der serbischen Dynastie richtete. "Ein Mensch", sagte er, "der alles vergisst, was er erlebt hat und sich nicht an seine früheren Taten erinnert, gilt als Narr. Das kroatische Volk wird kein Narr sein, es wird seine Vergangenheit nicht vergessen". Radić war nie ein Wortführer der Habsburger, aber in seinem bäuerlichen Instinkt konnte er zwischen Dynastie und Kaiserreich, zwischen den vergänglichen politischen Formen der Tradition und ihrer ewigen glorreichen Substanz unterscheiden. Zehn Jahre später

wurde Radić in der öffentlichen Sitzung der jugoslawischen *Skupština* in Belgrad zusammen mit zwei anderen kroatischen Vertretern ermordet, in einem entsetzlichen Verbrechen, das sowohl von der Regierung als auch von der Mehrheitspartei gut organisiert, minutiös geplant und zynisch vorausgesehen worden war. Dieses Verbrechen hat die Kluft zwischen den beiden Nationen, Kroaten und Serben, vertieft. Von nun an spaltete sich die kroatische Taktik.

Während die Radikalen unter Ante Pavelić ins Exil gingen, um mit ausländischer Hilfe zurückzukehren und ein unabhängiges Kroatien unter der Kontrolle der Achse zu errichten, setzte Vladko Maček, der neue intellektuelle Führer der kroatischen Bauern, den Kampf zu Hause fort, unnachgiebig in seiner kroatischen Sichtweise, aber nicht prinzipiell feindlich gegenüber einer Verständigung mit Jugoslawien, wenn die Serben die kroatischen Ideale anerkennen würden. Seine Überzeugung kam während seines politischen Prozesses (1930) gut zum Ausdruck, in dem er mutig die Ansichten der Precani (der Jugoslawen der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie) formulierte, die in dem historischen Bekenntnis gipfelten: "Wir sind nie unter Österreich versklavt worden". Am spektakulärsten an dieser Entwicklung war, dass die Protagonisten der jugoslawischen Einheit, Ante Trumbić (gest. 1938) und Svetozar Pribicević (gest. 1936), die genau zu jenen gehörten, die Radić 1918 beschuldigt hatte, ihre historische Orientierung verloren zu haben, zu den kroatischen nationalen Idealen zurückkehrten und sogar für deren Bewahrung wieder ins Exil gingen.

Dieses Bild wäre jedoch unvollständig, wenn es nicht versuchen würde, auch die treuesten österreichischen Jugoslawen zu charakterisieren, jene, die in der Armee

dienten, um ihrer nationalen Berufung zu entsprechen. Als der Erste Weltkrieg 1914 in Sarajevo mit den Schüssen begann, mit denen ein serbischer Gymnasiast den österreichischen Thronfolger tötete, war der österreichische Gouverneur von Bosnien-Herzegowina General Oskar Potiorek (gest. 1933), ein geborener Kärntner Slowene bescheidener Herkunft, ein lebendiges Symbol der Aufklärungsarbeit des österreichischen Heeres bei den altösterreichischen Nationen. Potiorek war ein General vom Typ Unteroffizier und nicht der erfolgreichste Führer in militärischen und politischen Angelegenheiten. Doch bei allen Unzulänglichkeiten waren die administrativen Qualitäten, die er an den Tag legte, weder unpassend für die militärische Tradition, die er verkörperte, noch nichtig für die rassische Verwandtschaft, aus der er stammte. Kann man das Gleiche in noch höherem Maße von seinem aristokratischen Nachfolger sagen? Der letzte österreichisch-ungarische Gouverneur der beiden annektierten Provinzen war General Stjepan Sarkotic (gest. 1930), den jeder, der in den Wiener Nachkriegsjahren die Ehre hatte, seine Freundschaft zu genießen, als den klassischen österreichischen Kroaten, vielleicht als das letzte Exemplar in Erinnerung behalten wird. Als konsequenter Vertreter der kroatischen Idee war Sarkotic der jugoslawischen Ideologie keineswegs völlig entfremdet: Er war sich sicher, dass die jugoslawischen Generäle der österreichischen Armee, wenn ihr Dienst vom neuen jugoslawischen Staat akzeptiert worden wäre, die Italiener von jugoslawischem Boden hätten fernhalten können. Sarkotic war die Verkörperung jener Tugenden und Qualitäten, die die österreichische Armeeeerziehung edlen Rassen einzuflößen wusste, und seine Verwaltung Bosnien-Herzegowinas während des Ersten Weltkriegs, so heiß der Boden des Landes auch werden sollte, erntete zu



Recht Wertschätzung und Dankbarkeit von Katholiken, Orthodoxen und Muselmanen gleichermaßen, mit denen er in einer seltenen Mischung aus militärischer Stärke, politischer Klugheit und religiösem Humanismus umzugehen wusste. Im Vergleich zu diesem Adligen war sein Freund Svetozar Borojevic (gest. 1920) ein viel primitiverer Typ, ein Ableger der Militärfront, wahrscheinlich ursprünglich serbischer Abstammung. Doch die eigentliche Stärke der österreichischen jugoslawischen Tradition wurde von niemandem so stark symbolisiert wie von dem Sieger der zwölf legendären Isonzoschlachten gegen die italienische Übermacht an Männern und Waffen bis zum bitteren Ende. Wenn sich die Menschheit einmal wieder zur Besinnung und zum Frieden eingefunden haben wird, wie ihn nur eine andere Art von Donaumacht in Mitteleuropa auf Dauer garantieren wird, werden diese Schlachten zur Sage vieler Völker gehören. Unter diesen Völkern, die am Isonzo kämpften, waren die Slowenen, Kroaten und Serben seine natürlichsten Verteidiger. Aber es gab bis in die letzten Tage Italiener und Furlaner, die sich dem Kampf gegen Italien anschlossen, Ruthenen aus dem äußersten Osten des Reiches und sogar tschechische Regimenter, die noch ausharrten, nachdem alle ihre politischen Führer Österreich bereits verlassen hatten. Das war Boroëvics Genie als General einer Armee, in der alle seine Vorfahren über Jahrhunderte hinweg zu dienen und eine polyglotte Struktur zu befehligen gewohnt waren. Alle drei Generäle, Potiorek, Sarkotic und Boroëvic, sind Symbole für das Mark einer Rasse, die über Jahrhunderte der militärische Kitt war, der die Abenteuer und Errungenschaften eines der einzigartigsten und ehrwürdigsten politischen Organismen der Geschichte, des österreichischen Kaiserreichs, ermöglichte. Welche Verwirrung und welchen Irrtum auch immer der abrupte Abbruch dieser glorreichen Tradition im

Jahre 1918 in vielen Herzen, slowenischen, kroatischen und serbischen gleichermaßen, hervorgerufen haben mag, es gibt, wie Radic einst in der Stunde der Prüfung bekräftigte, keinen Grund, sich für ein Jahrtausend zu schämen. Nur die Narren unter den Völkern lassen sich leicht dazu verleiten, ihre Geschichte zu vergessen. Nur Menschen, die keine Väter haben und sich deren Kämpfe, Leidenschaften und Ideale nicht vorstellen können, sind bereit zu vergessen, dass Nationen Wurzeln haben wie Pflanzen und sterben, wenn man sie abschneidet.

Der kleinste der drei jugoslawischen Stämme sind die Slowenen, deren kulturelles Zentrum Carniola ist und deren Siedlungsgebiet sich bis in die Steiermark und Kärnten erstreckt, obwohl sie dort früher viel größere Teile besaßen, als sie heute beanspruchen können. Die enge Symbiose zwischen deutschen und slowenischen Sprechern in den östlichen Alpenländern über mehr als tausend Jahre hinweg wird klassischerweise durch viele slowenische Familiennamen unter österreichischen Führern (z.B. Schuschnigg) sowie durch viele deutsche Familiennamen unter den repräsentativsten slowenischen Führern angezeigt. Janez Bleiweis (gest. 1881) war zusammen mit Bischof Šlomšek der Vater der nationalen Idee unter den Slowenen im Jahr 1848, der auch als erster das Programm für ein Königreich Slowenien innerhalb der österreichischen Monarchie formulierte. Unter den Slowenen war die katholische Partei immer die stärkste, die von Ivan Sustersio, dem Gouverneur von Carniola, bis zum Schluss in einem streng österreichisch-slowenischen Kurs geführt wurde. Die meisten der slowenischen katholischen Führer waren Priester. Eine der größten Persönlichkeiten des slowenischen politischen Lebens war Janez Krek (gest. 1917), ein Führer, der mit Kordac bei den Tschechen

vergleichbar war, der jedoch zum Leidwesen seines Volkes, aber vielleicht zum Glück für ihn selbst, vor der endgültigen Entscheidung starb. Krek, der slowenischer Abgeordneter im österreichischen Parlament war, stand in engem Kontakt mit den Katholiken in Wien und bewunderte den christlichen Sozialismus in Österreich sehr. Er sagte einmal zu seinen Freunden von der katholischen österreichischen Jugendbewegung (1907), er sei überzeugt, dass die Geschichte von der "Wiener Zeit" sprechen werde, was die politischen und sozialen Ideen betreffe, die er bewusst in Österreich aufgenommen und auf sein eigenes Volk übertragen habe, denn wie Kordac bei den Tschechen war auch Krek ein bekennender Christlichsozialer. Seine großösterreichische Gesinnung macht es eher unwahrscheinlich, dass er jemals den Weg gegangen wäre, den nach seinem Tod sein jüngerer Mitarbeiter Ante Korosec (gest. 1933) gegangen ist. Dieser, ebenfalls ein katholischer Priester, wurde zu einer führenden Figur in der jugoslawischen Politik, wo seine slowenische Gruppe den Balken des Gleichgewichts vertrat und häufig mit den Serben gegen die Kroaten kooperierte, unterstützt von Ante Jeglič, dem Erzbischof von Laibach-Ljubljana, und anderen Mitgliedern der jugoslawischen Hierarchie (außer Stadler). Verführt von der Idee, dass der jugoslawische Staat einen großen Teil zur kirchlichen Union zwischen West und Ost beitragen würde, wurde Korosec im Oktober 1918 Präsident des *Narodno Vijeće* in Zagreb, auf dem gegen den Protest der Kroaten die jugoslawische Union gegründet wurde. Seltsamerweise waren Pavelić und Pribicević damals Vizepräsidenten dieses Rates, der, wie in allen ähnlichen Fällen, die Revolution mit rein parlamentarischen Mitteln unter dem diktatorischen Druck des Präsidenten durchführte.

Korosec war in diesem Verfahren mehr Paravent als Initiator. Später wurde seine Macht auf parlamentarischem Boden und nach außen hin immer realer. Während eine echte Zusammenarbeit zwischen Kroaten und Slowenen den Verlauf des jugoslawischen Staates völlig verändert hätte, war die Zusammenarbeit von Slowenen und Serben gegen die Kroaten einer der Hauptgründe für den vollständigen Zerfall seiner Einheit und Macht.

Während mehr als tausend Jahren haben die Slowenen in den Ostalpen ständig nationalen Boden an die deutschsprachigen Österreicher verloren. Ihre Bauern wurden freiwillig oder unfreiwillig eingedeutscht, aber sie haben dadurch einen großen Teil zu den Besonderheiten der österreichischen Kultur beigetragen. Ohne den rassistischen Einfluss der Alpenslowenen wäre der österreichische Charakter ein ganz anderer. Die Germanisierung der Alpenslowenen durch Österreich war ein Vorgang, der von der Germanisierung der slawischen Stämme in Norddeutschland deutlich zu unterscheiden ist, was die Struktur der österreichischen Zivilisation betrifft. Das Ergebnis der Germanisierung im Norden war Preußen, durch das die slawische Bevölkerung zwischen Rhein und Weichsel in aggressive Deutsche verwandelt wurde. Die Akzeptanz der deutschen Sprache und der gleichzeitige Beitrag zur österreichischen Zivilisation durch die Slowenen in den Ostalpen ist jedoch vergleichbar mit der Akzeptanz des Lateinischen durch die Mittelmeervölker, besonders leidenschaftlich durch die Alpenstämme, unter dem *Imperium Romanum*, wobei auch kleinere Gruppen (wie die Romonen, die Ladiner und die Furlaner) ihre nationale Individualität bewahrt haben. Das Slowenenproblem besteht in Österreich noch immer. Kärnten südlich der Drau (das Land, aus dem Schuschniggs Vorfahren stammten),

war nach dem letzten Krieg Gegenstand erbitterter Auseinandersetzungen und ist seitdem wieder in die Schlagzeilen geraten. Nach dem letzten Krieg hat erst der Griff zu den Waffen durch die Kärntner selbst eine Volksabstimmung herbeigeführt. Während einige Teile der österreichischen Alpenländer (Teile Kärntens und der Südsteiermark), die in ihrer bäuerlichen Mehrheit slowenisch geblieben waren, nach dem Ersten Weltkrieg ohne Volksabstimmung an Jugoslawien abgetreten wurden, ohne Rücksicht auf die Meinung der deutschsprachigen Städte und die Interessen der umliegenden Bauern, stimmte Südkärnten in dieser Volksabstimmung für den Verbleib in Österreich (1920). Es besteht Grund zu der Annahme, dass dasselbe wieder geschehen könnte. Südkärnten ist für Österreich lebenswichtig. Es gibt keine Österreicher, die die slowenische Minderheit in Südkärnten gegen Deutschsprachige aus Jugoslawien eintauschen möchten, und auch die Kärntner Slowenen würden ihr Land nicht verlassen wollen. Eine slowenische Minderheit im Rahmen des österreichischen Staates, die als solche anerkannt und behandelt wird, kann der österreichisch-jugoslawischen Zusammenarbeit mehr nützen als der Austausch von Bevölkerungsgruppen. Außerdem werden die Slowenen in Österreich, die auf ihren nationalen Interessen beharren, ein größerer nationaler Gewinn für Jugoslawien sein als die Aufnahme dieser Menschen in die eigenen Grenzen oder sogar der Erwerb eines anderen Teils von Kärnten. Umgekehrt gilt das natürlich auch für die Deutschsprachigen in Jugoslawien selbst.

(§17) Im adriatischen Litoral setzten sich die Slowenen, Kroaten und Serben in der Vorkriegszeit ständig gegen die Italiener durch, waren aber dennoch stark von deren Kultur

beeinflusst. Die italienische Sprache war von Altösterreich weit über die eigentliche nationale Stärke der italienischen Minderheit hinaus gepflegt worden, die nach dem Wiederverlust des Königreichs Lombardei-Venetien für Österreich (1859 und 1866) übriggeblieben war. Als sich diese verbliebenen österreichischen Italiener nach dem Ersten Weltkrieg Italien anschlossen, brauchten sie keine Angst zu haben, dass sie eine größere Rolle spielen würden, als es ihre Zahl zuließ. Als die österreichischen Italiener das Reich verließen, hatten sie siebenmal so viele Gymnasien pro Kopf wie Italien und keine Analphabeten. Tatsächlich bedeutete die Vereinigung der kompakteren italienischen Siedlungen im adriatischen Litoral mit Italien das Ende des italienischen Kultureinflusses auf den größeren Rest, wo das alte Österreich immer der treue Erbe Venedigs gewesen war, so paradox es in den von den Sirenen des Nationalismus befangenen italienischen Ohren auch klingen mag, in Wirklichkeit bedeutete es den Zusammenbruch einer tausendjährigen italienischen Kulturposition, in der die Weisheit Roms und Byzanz' auf charakteristische Weise überlebt hatte. In ganz Venetien (Görz-Gradiska, Triest, Istrien, Fiume, Zara) wurde die jugoslawische Bevölkerung dagegen zum Opfer der Sezierung, durch die dieser tausendjährige kulturelle Organismus in Stücke geschnitten wurde. Niemals hätte eine so tragische und symbolische Figur wie Nicolo Tommaseo (gest. 1874), ein Dalmatiner namens Onessevich, der als leidenschaftlicher "Irredentist" nach Italien ging, aber trotzdem der klassischste Vertreter der venezianischen und damit österreichischen Symbiose zwischen Romanismus und Slawismus in seinem Jahrhundert war, das Ende des von ihm eingeleiteten Weges wirklich erkennen können.

In einigen Fällen, in Görz-Gradiska, im Trentino und in Südtirol, bedeutete der nationale Triumph der Italiener, in Wirklichkeit der Triumph eines bombastischen italienischen Imperialismus, neben der Entwurzelung von einer Viertelmillion deutschsprachiger Tiroler, wahrscheinlich die Absorption der Furlaner und Ladinern. Wenn sie auch in Altösterreich nicht voll als eigene Nationen anerkannt wurden, so sind sie doch dort, wo sie offiziell schon Italiener sind, immer in geringerer Gefahr, sich selbst aufzugeben, wenn sie mit dem Norden verbunden sind, als mit dem östlichen Süden. Wie die Alpenslowenen, so sind auch die Alpenromanen, von denen die Furlaner und Ladinern die Überbleibsel sind, für die Bildung des österreichischen Charakters wesentlich gewesen, und ihr Einfluss kann nicht aus dem Gesicht der österreichischen Zivilisation getilgt werden. Wenn Südtirol sich wieder dem Mutterland anschließen darf, wird das künftige Österreich neben den Slowenen wahrscheinlich auch eine ladinische (und italienische) Minderheit haben und ihnen dann genau die gleiche Art von nationaler Autonomie zugestehen müssen... Seltsamerweise waren die Furlaner unter der Herrschaft des Nationalitätenprinzips immer eine der intensivsten österreichischen Nationen, die je zur österreichischen Monarchie gehörten. Eine Persönlichkeit wie Monsignore Faidutti, der letzte österreichische Gouverneur von Görz-Gradiska und der Führer der katholischen österreichischen Italiener im letzten Krieg, wird jenen, die ihn gekannt haben, immer als Symbol für den politischen Einfluss in Erinnerung bleiben, den die alte romanische Rasse zwischen Deutsch- und Italienischsprachigen in Altösterreich trotz ihrer Kleinheit anstreben konnte. Die volle nationale Anerkennung sowohl der Ladinern als auch der Furlaner wäre in Altösterreich nicht zu gegebener Zeit gekommen, wie die der

Rumantschen in Graubünden, die erst 1938 ihren Platz als rechtlich anerkannte vierte Schweizer Nation einnehmen konnten.

Da ich im Ersten Weltkrieg in einem Tiroler Regiment (zusammen mit Dollfuß) gedient habe, ist mir das Problem der deutsch-ladinisch-italienischen Symbiose südlich des Brennerpasses durchaus vertraut. Ich wage zu behaupten, dass das Vierteljahrhundert italienischer Herrschaft in Südtirol nicht unbedingt nur als etwas Negatives gewertet werden muss, wenn das Land nach dem Zweiten Weltkrieg bewusster zum Problem der Synthese zwischen Deutschtum und Romanismus und seiner Funktion darin zurückkehrt. Zwar wird der Großteil der Südtiroler noch deutschsprachige Österreicher sein (trotz aller deutsch-italienischen Entwurzelungs- und Transferversuche). Die romanische Prägung in ihrem Denken und Leben wird deutlicher als bisher hervortreten, und diese Tatsache wird sowohl für Österreich als auch für Italien und für ihre echte Zusammenarbeit wertvoll sein. Ebenso wie im Falle Jugoslawiens wird ein Italien, das sich von den Träumen des Imperialismus verabschiedet, in seinem kulturellen Interesse mit einem an Österreich angegliederten Südtirol besser bedient sein, auch wenn dies ladinische und italienische Enklaven unter österreichischer Souveränität bedeuten würde. Die kommende Welt wird besser dran sein, wenn das Nationalitätsprinzip als Phantasmagorie durchschaut wird und allen Augen, die die Wirklichkeit sehen wollen, gezeigt wird, dass es überall dort, wo Recht und Vernunft walten, Ausnahmen von seiner Anwendung geben muss.

Der italienische "Irredentismus" des altösterreichischen Südtirols hat in der Vergangenheit eine viel zu wenig gewürdigte negative Funktion von weitreichenden



europäischen Dimensionen gehabt. Ich war einmal Zeuge, wie Cesare Battisti, der italienische sozialdemokratische Vertreter des Trentino im österreichischen Parlament, der sich der italienischen Armee angeschlossen hatte, zusammen mit Fabio Filzi gefangen genommen wurde, von einem treuen italienisch sprechenden Südtiroler aus dem Hon-Tal (der zufällig ein Kamerad von mir in der Reserveoffiziersschule war und als Offizier gegen die Italiener diente) erkannt und durch die kilometerlangen Reihen wütender italienischer Bauern eskortiert wurde, die die Verräter beschimpften, eine besonders bittere Erfahrung der beiden Idealisten auf ihrem letzten Weg in den Tod (1916). Ich zögere nicht zu sagen, dass ich nie daran gezweifelt habe, dass dieser Wutausbruch der Massen des österreichischen italienischen Volkes die Stimme seines tiefsten Volksinstinktes war. Ich höre noch, wie ihre Vertreter bei den letzten politischen Manifestationen Südtirols vor Kriegsende, z. B. beim sogenannten Deutschen Volkstag in Brixen im Oktober 1918, an dem sie aus Angst um Österreich teilnahmen, ihre Treue zu Dynastie und Reich bekennen, während die herrschenden Deutschnationalen wahnwitzigerweise die Ausweisung aller Italiener, die nicht Deutsche werden wollen, als Grundsatz für die Zukunft proklamieren. Während die katholischen Konservativen zu schwach waren, um sich Gehör zu verschaffen, ernteten die Demagogen des deutschen Nationalismus billige Lorbeeren, die nur wenige Wochen später unter dem Eindruck der italienischen Besatzung schnell wieder verblassten. Wir, immer noch Soldaten unter militärischer Disziplin, die sich heimlich zivil kleiden mussten, um an diesen politischen Versammlungen teilzunehmen, knirschten mit den Zähnen, unfähig, den Lauf der Dinge zu beeinflussen, während die Politiker, arrogant oder

schwach, ein Reich verspielten. Traurig bis zum Tod verließen die letzten österreichischen Italiener Tirols die Szene, wo die geistige Verwirrung einer unverantwortlichen Minderheit zum Symbol des nationalen Selbstmordes einer ganzen Generation wurde.

Es ist wenig bekannt, dass Mussolinis persönlicher Charakter, wie auch der italienische Faschismus, seine Wurzeln in Südtirol haben. Mussolini war in seinen frühen Jahren ein Schüler von Battisti (1908), dem eigentlichen Vater des italienischen "nationalen Sozialismus". Battisti war sowohl Sozialdemokrat als auch italienischer "Irredentist", und dieses Zusammentreffen hinterließ bei Mussolini einen unauslöschlichen Eindruck. In großer Begeisterung verglich er einmal den Galgen von Battisti mit dem Kreuz von Golgatha in einer Rede, in der er unlogischerweise gleichzeitig versicherte, dass das Christentum, der Sozialismus und der Internationalismus gescheitert seien (1916). Nach dem Krieg berauschte sich der Faschismus an nichts auf der Welt mehr als an dem leeren italienischen Imperialismus, dessen wichtigstes Symbol die Unterwerfung Südtirols gewesen war. Die liberalen vofaschistischen Regierungen haben dem Faschismus den Weg geebnet, besonders in dieser Frage, und die Haltung von Giolitti, Sforza oder Croee gegenüber den Südtirolern unterschied sich vom Faschismus nur durch die weniger unverhohlenen brutale, dafür aber umso gefährlichere subtile Methode.

In seinen späteren offiziellen Reden vertrat der Duce mit all seinem Bombast, was er für die *Pax Romana* hielt, gegen das, was er für die deutschen Barbaren südlich der Alpen hielt. Er verkündete freimütig, dass er aus den Perathonern (ein häufiger Familienname in Südtirol) wieder die Pierantoni machen wolle (1921). Während sich das alte

Tirol rühmte, sowohl das Dante-Denkmal in Trient als auch das von Walter von der Vogelweide in Bozen zu haben, schämte sich Mussolini nicht, seine Macht zu nutzen, um die beiden gleich großen mittelalterlichen Geister nicht nur mit dem Pincio und dem Himalaya zu vergleichen (1926), sondern auf dieser problematischen Grundlage seine brutal-systematische Politik der Entnationalisierung aufzubauen, der auch die deutsche Kirche erlag, wie er behaupten konnte. Zu diesem Zweck war der in den Deutschen Volkstagen lebendige Nationalismus von 1918 sein bester Unterstützer. Als die Verfolgung der Südtiroler sogar den vorsichtigen österreichischen Bundeskanzler Seipel zwang, seine Stimme in einem wohlgestalteten Protest zu erheben, prägte Mussolini in seinem ganzen Hochmut das Wort von "*Austria e quello che é*" (1928). Es gelang ihm tatsächlich, nicht nur die katholisch-demokratischen Staatsmänner in Österreich und Deutschland vor vollendete Tatsachen zu stellen, sondern auch seine eigenen Nachahmer, unter denen Hitler mit dem leichtesten Herzen, aber auch Dollfuß, der einst in Südtirol gegen die Italiener kämpfte, Offizier in einem Tiroler Regiment, und Schuschnigg, ein geborener Tiroler und Sohn eines österreichischen Generals, der Tiroler Regimenter kommandierte, es zu einem Prinzip ihrer Außenpolitik machten, die Tragödie und Schande Südtirols ohne Widerwillen hinzunehmen. Dies war der Höhepunkt des italienischen Imperialismus, von dem der Sturz plötzlicher kam, als je erwartet. Das Opfer Südtirols hat seinen Zweck nicht erfüllt. Die unaufrichtige Behauptung von der strategischen Grenze am Alpenkamm, die für die italienische Sicherheit unentbehrlich sein sollte, brach über Nacht zusammen, als die friedlichen österreichischen Beamten des Brennerpasses durch deutsche Truppen ersetzt wurden, und in der gleichen Stunde gehörte Südtirol

latent zu Großdeutschland, wie weit auch immer seine tatsächliche Besetzung noch entfernt sein würde. Als Mussolini am 16. März 1938 seine berühmt-berüchtigte Rede in der *Camera* hielt, muss er gewusst haben, dass das Spiel, das einst in Südtirol begann, zu Ende ist, und dass das Ende der letzten Reste Österreichs und das glückliche Zusammentreffen von Deutschland und nicht nur Italien an der gemeinsamen Grenze in der Tat die Totenglocke für seine eigene Schöpfung, aber für das Italien von gestern läutete.

§18) Die schlimmste Situation innerhalb des Verantwortungsbereichs, den das österreichische Kaiserreich darstellte, bestand sicherlich in Ungarn, wo vor allem die Siebenbürger Rumänen, die Karpaten-Ruthenen und die Slowaken praktisch ohne moderne Rechte in Bezug auf parlamentarische Vertretung und nationale Bildung waren. Zwischen ihnen und ihren österreichischen Mitbürgern lag eine Kluft von Jahrhunderten. Sie hatten keinen Anteil an einem modernen Rechtsstaat und waren in Wirklichkeit nur die anonyme Materie, die als Mutterboden für zukünftige magyarische Generationen wertvoll war. Die deutschsprachigen Inseln in Ungarn, die Schwaben im Banat und Baácsa, die Sachsen in Siebenbürgen und die Heinzen in Westungarn, das spätere Burgenland, das nach dem Ersten Weltkrieg an Österreich überging, waren besser dran als die anderen die anderen ungarischen Nationalitäten, nur weil sie wirtschaftlich gut gesättigt waren und sich nicht viel um nationale Interessen scherten.

Die am weitesten fortgeschrittene Nation unter den ungarischen Nationalitäten waren die Slowaken, die geographisch zu Ungarn gehörten, aber ethnographisch mit den Tschechen verbunden waren und immer eine der

wichtigsten Nationen der österreichischen Monarchie waren. Die Slowaken waren das erste Volk an der Donau, das politisch auf christlicher Grundlage organisiert war – im Mährischen Reich des 8. und 9. Jahrhunderts, das Teile des späteren Böhmens, Ungarns und Österreichs verband, lange bevor diese politischen Gebilde entstanden. Das slowakische Volk in seiner Ausbreitung ist die eigentliche Substanz hinter den stärksten Schichten des tschechischen Volkes, dem breitesten Kontingent der uralten slawischen Einwanderung nach Wien und Österreich und einem sehr bedeutenden Teil der magyarischen Massen in Budapest und den nördlichen Teilen Ungarns.

Es ist kein Zufall, dass zwei der charakteristischsten politischen Geister der österreichischen Vergangenheit, Palacký und Kossuth, Slowaken waren. Beide gehörten zu der protestantischen Minderheit unter den Slowaken, die entweder der eigentliche Meister der tschechoslowakischen Idee wurde oder leicht in den magyarischen Adel aufging. *Ludevít Stur* (gest. 1856), der slowakische Führer von 1848, war der Sohn eines protestantischen Lehrers. Zwei andere slowakische Intellektuelle der gleichen Zeit, die das Slowakische zu einer Literatursprache machten, Joseph Miloslav Hurban (gest. 1888) und Michael Miloslav Hodza (gest. 1870), waren die Söhne lutherischer Pfarrer. Die Slowaken im Allgemeinen und die slowakischen Protestanten im Besonderen waren die eigentlichen Initiatoren der tschechischen nationalen Wiedergeburt. Jan Kollar (gest. 1852) und Pavel Josef Safarik (gest. 1861), die beiden ersten Slawisten, die die slawischen Altertümer umfassend studierten, waren slowakische Protestanten. Von derselben Abstammung war Palacký, während Masaryk, der aus einer katholischen mährischen Familie stammte und erst später zum Protestantismus übertrat, sich

seiner slowakischen Herkunft jedoch sicher war. Milan Stefanik, der tschechoslowakische Flieger des Ersten Weltkriegs, war der Sohn eines slowakischen lutherischen Pfarrers. Milan Hodza (gest. 1944), der letzte tschechoslowakische Ministerpräsident, der in Amerika starb, war ein weiterer Nachkomme derselben Tradition (als Großneffe des anderen oben genannten Hodza). In seiner Persönlichkeit gab es tatsächlich etwas von der geforderten Synthese zwischen Palacký und Kossuth. Er war einst Führer der ungarischen Nationalitäten im ungarischen Parlament, stand in engem Kontakt mit Franz Ferdinand und war wahrscheinlich der letzte aktive Verfechter der tschechoslowakisch-österreichisch-ungarischen Zusammenarbeit vor der Katastrophe. Von Stur bis Hodza hatten die slowakischen Intellektuellen in Ungarn an zwei Fronten zu kämpfen: gegen die magyarischen Oberherren, deren Sprecher Saloman Tisza einmal sagte: "Es gibt keine slowakische Nation" (1875), und gegen die "magyarische" Intelligenz, die Kossuths Weg der Selbstmagyarisierung ging. Der katholische slowakische Klerus trug zur letztgenannten Kategorie bei, wobei er seine Herkunft nicht immer ganz vergaß. Mehrere ungarische Hierarchen, sogar Erzbischöfe von Gran-Esztergom, die den Primat der ungarischen Kirche innehatten, wie Alexander Rudnay (gest. 1831) oder Johannes Scitovszky (gest. 1866), waren slowakischer bäuerlicher Abstammung, sicherlich ein deutlicher Hinweis darauf, wie aufgeschlossen die ungarische Kirche zumindest unter der österreichischen Herrschaft war. Doch die Magyarisierungstendenzen im slowakischen katholischen Klerus machten es für die slowakische Sache unabdingbar, dass auch andere katholische Priester aufstanden und für die slowakischen Interessen kämpften. Wenn der politische Kampf um eine moderne parlamentarische Vertretung von Heldentum

geprägt war, dann in der Vorkriegsslowakei, wo sich Priester und Bauern gegen die primitivste Form der Unterdrückung verbündeten, mit der die ungarischen Machthaber die nationalen Wahlen durchsetzten. R.W. Seton-Watson hat in einem seiner früheren Aufsätze (1912) anschaulich einen solchen slowakischen Wahltag beschrieben, an dem die Bauern eifrig für ihren Kandidaten, Pater Okanyik, den Dekan von Skalitz, stimmten, aber mit allen Mitteln den Regierungskandidaten daran hinderten, bis dieser gewählt war. Der erste und einzige slowakische Priester, der in das ungarische Parlament einzog, war Ferdinand Juriga, der die Slowakische Volkspartei gründete (1905). Der populärste kirchliche Führer der katholischen slowakischen Bauern war jedoch Andrej Hlinka (gest. 1938), der zunächst sein Volk in die tschechisch-slowakische politische Einheit führte, sich aber bald, als sich die Erwartung und das Versprechen der Autonomie nicht erfüllten, so sehr über sein eigenes Tun ärgerte, dass seine Schüler, Joseph Tiso, das spätere Oberhaupt des unabhängigen slowakischen Staates, zu den eigentlichen Protagonisten der Abspaltung von den Tschechen wurden. So nah sich Tschechen und Slowaken sprachlich auch sind, ihre unterschiedliche politische Geschichte über mehr als tausend Jahre hat in der Tat ein unterschiedliches Nationalbewusstsein in ihnen geprägt, das wohl nie wirklich identisch werden wird. Ein tschechoslowakischer Staat, wie er zwischen den beiden Weltkriegen versucht wurde, wäre im Rahmen der österreichischen Monarchie zweifellos möglich gewesen, wenn die Ideen von Palacký und Kossuth, die sich in der Betonung der nationalen Rechte decken, von einem Monarchen aufgegriffen worden wären, wie es Franz Ferdinand zu werden versprach. Nach dem Ende der moralischen Kraft, die die österreichische Monarchie

darstellte, wird ein so künstlicher Körper wie der tschechoslowakische Staat immer einer äußeren Macht bedürfen, die seine Teile zusammenhält. Nur in einer föderalisierten Form, mit slowakischer Autonomie, kann er wirklich überleben, und die slowakische Opposition gegen ihn schwindet, aber auch dann aller Wahrscheinlichkeit nach nur innerhalb eines höheren Rahmens, den nur ein Donausystem bieten kann.

Die stärkste der ungarischen Nationalitäten, mit einem eigenen Nationalstaat im Rücken, waren die Rumänen, vor allem in Siebenbürgen, auf die daher die ganze Kraft der magyarischen Unterdrückung am unbarmherzigsten wirkte. Siebenbürgen, das eigentliche Heimatland der Rumänen, hatte eine interessante mittelalterliche Verfassung mit drei so genannten *universitates nationum*, in denen die Magyaren, die Szekler (oder Siebenbürger Magyaren) und die Sachsen, nicht aber die Rumänen, die Bauern, ihre nationale Vertretung fanden. Genau diese Verfassung war der Grund dafür, dass sich die rumänischen Bauern an den Kaiser in Wien wandten, um Abhilfe zu schaffen. Als Joseph II. Siebenbürgen besuchte, schrieb er an seine Mutter die bezeichnenden Worte, dass "Schönfärberei und Flickwerk hier vergeblich sind". Unter ihm kam es zum Bauernaufstand von 1784, der von Nicola Horia angeführt wurde und für den der Kaiser, wie die magyarische Aristokratie behauptete, wahrscheinlich nicht ganz ohne Verantwortung war. Horia reiste viermal nach Wien, wo der Kaiser tatsächlich seine Beschwerden entgegennahm, und revolutionierte nach seinen Worten "mit Erlaubnis und Befehl des Kaisers" die Bauern. Joseph mag etwas gesagt haben, was die Folge der kaiserlichen Allmacht war, die er sich anmaßte, aber am Ende nicht wirklich verifizieren konnte. Der Aufstand war kurz. Horia, von seinen



Mitstreitern verraten, wurde grausam hingerichtet. Die wichtigste Folge des Aufstandes war jedoch, dass der Kaiser beschloss, in Siebenbürgen nationale Schulen und ein Seminar für den orthodoxen Klerus einzurichten. 150 Jahre lang hörten die rumänischen Bauern nicht auf, zum Kaiser nach Wien zu blicken. Das intellektuelle Zentrum der Rumänen in der österreichischen Monarchie war das vereinigte Bistum Blaj (Blasendorf), in dem erstmals jene historischen Studien gefördert wurden, durch die sich die Rumänen wieder ihres romanischen Ursprungs bewusst wurden. Die Bischöfe von Blaj waren lange Zeit die traditionellen Führer ihres Volkes, und sie versuchten, den Rumänen die Anerkennung als vierten politischen Stand und vierte Nation Transsylvaniens bringen. Einige Bischöfe führten für diese nationale Forderung einen mutigen Kampf vor dem kaiserlichen Hof, und diese Tradition war noch lebendig, als sich 1848 die rumänischen Bauern unter Avram Jancu (gest. 1872) in Blaj versammelten, sich als freie Nation konstituierten und dem Kaiser die Treue schworen. Die Besetzung der Walachei und Moldawiens durch die österreichische Armee im Krimkrieg 1854 stärkte die Hoffnungen auf ein mit der österreichischen Monarchie verbundenes Großrumänien und stellte jedenfalls den Höhepunkt der österreichischen Vorherrschaft über die Rumänen dar. Trotz der Tatsache, dass Österreich die Rumänen 1867 an Ungarn abtrat, herrschten die Österreicher noch ein halbes Jahrhundert lang. Das berühmte Memorandum der rumänischen Führer (1892), das all ihre Beschwerden enthielt, war noch immer an den Kaiser gerichtet; es führte zur brutalsten Verfolgung aller beteiligten Personen. Als einer der rumänischen Vertreter, der griechisch-katholische Priester Vasile Lucaciu (gest. 1923), eine Deputation von dreihundert Intellektuellen und Bauern organisierte, um nach Wien zu reisen, weigerte sich

der Kaiser, sie zu empfangen. Karl Lueger, der zu dieser Zeit gerade zu einer bedeutenden Persönlichkeit aufgestiegen war und sowohl für den Kaiser als auch für den Bürgermeister handelte, sprang in die Bresche und empfing die rumänischen Besucher in wahrhaft wienerischer Manier. Von Lueger kann man sagen, dass er die Rumänen für die österreichische Politik entdeckte und nie zögerte, die gemeinsamen Interessen von Österreichern und Rumänen gegen die magyarische Oligarchie zu betonen. Tatsächlich gab es unter den Rumänen bis zum Schluss eine anti-ungarische und pro-österreichische Haltung. Selbst Octavian Goga (gest. 1938), der konsequenteste siebenbürgische „Irredentist“, der zunächst nach Rumänien ging, wo er schließlich der erste antisemitische und faschistische Ministerpräsident wurde, konnte nicht umhin, in seiner frühen Dichtung Gefühle zu äußern, die noch um den Kaiser in Wien kreisten. Als ich 1916 an der rumänischen Offensive der Mittelmächte teilnahm, fand ich in einer rumänischen Bauernhütte einen Almanach mit einem Gedicht von Goga, das *Povestea Adealului* (Siebenbürgische Legende) hieß, 1914 geschrieben und um die Legende der zwei Augen des Kaisers aufgebaut war, das eine lachend, das andere weinend. In seinem tendenziösen Stück "Domnul Notar" (1914), das kurz vor Kriegsbeginn in Bukarest aufgeführt wurde, zeichnete Goga meisterhaft den bösen Charakter des rumänischen "Magyarone", der sein Volk verließ, um ungeschickt an der Macht und der Kleidung der magyarischen Herren teilzuhaben.

Ein anderer Siebenbürger Rumäne, Aurel C. Popovici (gest. 1917), propagierte unter sichtbarer Billigung Franz Ferdinands die Idee der "Vereinigten Staaten von Großösterreich" (1906), offensichtlich in den Fußstapfen

Palackýs, als das fortschrittlichste Schema des österreichischen Wiederaufbaus, das nach Ansicht des Autors eine föderative Ausdehnung des österreichischen Imperialsystems auf die Balkanhalbinsel ermöglicht hätte. Bis zum Tode Franz Ferdinands und dem Beginn des Krieges lebte Popovici in Wien, wo er die Wochenschrift "Groß Österreich" herausgab, in der ich als Gymnasiast die Ehre hatte, meine ersten literarischen Spuren zu verdienen.) Nach Ausbruch des Krieges ging Popovici in die Schweiz, wo er starb; er hätte sicher nicht gezögert, sich dem großrumänischen Block seiner Landsleute anzuschließen, nachdem seine großösterreichischen Hoffnungen gescheitert waren. Die Siebenbürger Rumänen, die gut organisiert und politisch geschult waren, sollten bald eine wichtige Rolle in Großrumänien spielen. Neben Goga waren sowohl Alexander Vajda-Voevod als auch Juliu Maniu Ministerpräsidenten. Ersterer gehörte einst auch zu den Intimi von Franz Ferdinand. Maniu, der Anführer der siebenbürgischen Bauern, der einst der Verfechter des Aktivismus im ungarischen Parlament gewesen war, stellt noch immer den bei weitem gesündesten politischen Ableger dar, zu dem das heutige Rumänien fähig ist. Selbst die idealistischen und literarischen Ideen von Goga, die mit Pareto, Maurras und Gentile verbunden sind, können vor allem deshalb verurteilt werden, weil sie versuchten, zu politischen Instrumenten zu werden, anstatt sich damit abzufinden, die Lebensanschauung einer kultivierten, intellektuellen Elite zu sein, der Masse des Volkes entsprungen ist. Auch bei diesem Experiment außerhalb der populären Kräfte hat Siebenbürgen seinen Teil zur rumänischen Nachkriegspolitik beigetragen – hat dabei viel verloren, wenig gewonnen und seine ganze verbliebene Substanz verbraucht.

Das große Hindernis für den Wiederaufbau und die Erweiterung des österreichischen Reiches war die magyarische Oligarchie, die auch posthum, wenn ihre uralten Fehler vom Feuer der Geschichte, das vom Himmel fällt, endgültig verbrannt sein werden, in ihrem Schatten das eigentliche Hindernis für ein neues danubisches Zusammenleben sein wird. Einst machte die Ideologie der Stephanskronen, die *partes adnexae* des österreichisch-ungarischen Ausgleichs mit seiner impliziten magyarischen Hegemonie in Ungarn, die Modernisierung der österreichischen Monarchie unmöglich. Nach dieser Ideologie gehörten nicht nur Galizien-Lodomerien, die Bukowina, Dalmatien und Bosnien-Herzegowina "rechtlich" zu Ungarn, sondern sogar Serbien, die Walachei und Moldawien, wenn sie sich dem Reich anschließen würden. Dies war die sterile Doktrin eines mystischen Legitimus, dem der König nach Meinung der magyarischen Herrscher mit seinem Krönungseid zustimmte. Ein Reich mit einem solchen Kern von politischem Irrationalismus war nicht nur nicht in der Lage zu expandieren, sondern war auch nicht überlebensfähig. Franz Joseph und Karl verpflichteten sich, anders als Franz Ferdinand es wollte, durch ihren ungarischen Krönungseid, der Zerstörung des Reiches durch die magyarische Oligarchie zuzustimmen. Die Monarchie als solche hegte im Gegensatz zu ihrem überstürzten Handeln im Ersten Weltkrieg nach der Besetzung Bosnien-Herzegowinas nicht den geringsten Traum von Expansion, sondern war völlig gesättigt und nur an der Wahrung ihrer eigenen Integrität interessiert. Dies wäre in einem gut organisierten europäischen Völkerbund eine sehr geeignete Haltung gewesen, zu dem auf seine Weise beizutragen daher das vitalste Interesse der Monarchie war. In einer europäischen Welt, die sich noch im Umbruch befand und zu der Österreich-Ungarn vor

allem durch die Unterstützung Deutschlands beitrug, widersprach das Gefühl der Sättigung nicht nur dem Gesetz der Geschichte, unter dem die Monarchie einst angetreten war, sondern war auch eine Anomalie inmitten der europäischen Großmächte des 20. Jahrhunderts, die alle eine Expansion anstrebten und schließlich auch erreichten, wenn auch nur im kolonialen Bereich. Das war der Grundwiderspruch der österreichischen Situation: Entweder wollte Österreich-Ungarn sich selbst erhalten, dann musste es den europäischen Gedanken pflegen und die internationalen Friedensorganisationen fördern, oder es wollte sich an der Außenpolitik eines im Grunde aggressiven Staates, nämlich Deutschlands, beteiligen, dann konnte es selbst nicht auf Expansion verzichten. Im letzteren Fall konnte die Monarchie die magyarische Oligarchie als deutsche Vertretung im eigenen Rahmen tolerieren, während im ersten Fall die Liquidierung dieser Oligarchie das zu lösende Hauptproblem war. Ein modernisiertes österreichisches Reich hätte sich jedoch auf seine eigene Weise ausdehnen können, sowohl friedlich als auch organisch, *plus exemplo quam verbo*, mehr durch die eigene Reorganisation der kaiserlichen Struktur als durch irgendwelche Pläne der Diplomatie und des Krieges. Die Balkanhalbinsel, noch unorganisiert, lag vor seiner Tür, und es gab viele andere europäische Staaten, die von ihrem Föderalismus hätten profitieren können. Es war der Gipfel der Selbstaufgabe, dass die verantwortlichen österreichischen Politiker sogar diese Idee fallen ließen. Das war auch der Grund, warum die österreichische Monarchie schließlich zerfiel, nachdem alle ihre Nationen sich ihrer Nutzlosigkeit bewusst wurden. Obwohl die Geschichte bewiesen hat, dass sie nicht ganz so nutzlos war, wie es damals schien, gibt es keinen Weg zurück in das verlorene Paradies - es sei denn, man fängt bei null an,

beackert den Boden, bringt Ideen hervor und baut in mühsamer Arbeit *ab ovo* das Commonwealth wieder auf, ohne die Paraphernalien, die es zerstört haben.

(§19) Obwohl die historische Funktion der österreichisch-ungarischen Monarchie nur dann vollständig verstanden werden kann, wenn ihr nationales Problem in all seinen Implikationen analysiert wird, wie wir es bereits getan haben, wäre es nur ein einseitiges Bild, nur die zentrifugalen Tendenzen und die Schwäche der Zentralgewalt zu sehen, ohne auch das soziale Problem des Vorkriegsstaates in den Blick zu nehmen, wie wir es jetzt zu tun haben. Dies ist der Bereich, in dem sowohl das alte Österreich als auch Franz Joseph im historischen Urteil viel besser abschneiden und dessen Analyse auch für das volle Verständnis des Nachkriegsstaates unerlässlich ist, ohne dass wir uns hier mit den Einzelheiten des Problems befassen, denn schon ein bloßer Überblick wird die politische Geschichte, an der wir in erster Linie interessiert sind, gut ergänzen

Das relative Wohlergehen der österreichischen Nationalitäten innerhalb der österreichischen Verfassung, auf deren Grundlage sie zumindest rechtlich für ihre nationalen Interessen kämpfen und ihre Position faktisch ständig verbessern konnten, hatte seine tieferen Gründe in einer strengen Zweideutigkeit der Regierung Franz Josephs, die alle Experimente des Kaisers begleitete. Seine Außenpolitik war dilettantisch und erwies sich schließlich als katastrophal. Seine Nationalpolitik erreichte in der Folge ein Stadium, das, indem es die magyarische Oligarchie an die Macht rief, nichts anderes als Hochverrat an der österreichischen Idee war. All dies war der groteske Selbstmord einer großen historischen Macht mit den tiefsten Wurzeln im Boden Europas. In seiner Sozialpolitik

hingegen zeigte Franz Joseph während seiner gesamten Regierungszeit viele der besten Eigenschaften seiner Vorfahren und wurde tatsächlich nicht von den Ereignissen gezwungen, sondern zwang sie. Dies ist das bessere Erbe Franz Josephs, in dem immerhin etwas von der konstruktiven Synthese zwischen Joseph und Franz gelungen ist. Unbewusst bereitete der Kaiser, der in seinem hohen Alter nicht mehr an das Reich glaubte, als dass er stur an dem festhielt, was er als seine Pflicht ansah, mit diesen Mitteln faktisch dessen Liquidation vor und lieferte als grundlegende Handwerkszeug für die kommenden Nachfolgestaaten.

Unmittelbar nach der Revolution von 1848 wurde unter dem schöpferischen Einfluss von Stadion – und im Geiste elementarer altösterreichischer Traditionen – ein Gemeindegesetz geschaffen, das allen Völkern des Reiches, sowohl den städtischen als auch den ländlichen Gemeinden, eine weitgehende Gemeindeautonomie verfassungsmäßig garantierte, nicht nur den hochentwickelten Städten römischer Tradition an den Mittelmeerküsten, sondern allen Bauernvölkern bis hin zur Bukowina. Romanische Traditionen, slawische Überbleibsel des byzantinischen Reiches und die Autonomie deutscher Städte und Bauerngemeinden des Mittelalters, die alle auf alpinem und donauländischem Boden besonders gepflegt und bewahrt wurden, standen historisch gesehen Pate für dieses nachrevolutionäre Gesetz. Ursprünglich galt dieses Gesetz auch für Ungarn, wurde dort aber nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich abgeschafft. In Österreich selbst war es jedoch dieses Gesetz, das drei Generationen von Ruthenen, Rumänen, Polen, Tschechen, Slowenen, Kroaten und Serben politisch für die Selbstverwaltung ausgebildet und erzogen hat, von der

deutsch- und italienischsprachige Bevölkerung mit ihrer ausgeprägteren Autonomietradition abgesehen, ermöglichte es ihnen, zahlreiche politische Führer aus ihrer Mitte zu wählen und schließlich, als das Reich zusammenbrach, problemlos ihre eigenen Volksregierungen zu bilden. Auch die ungarischen Nationalitäten standen indirekt unter dem Einfluss dieser kommunalen Praxis, die in der österreichischen Reichshälfte üblich war, und obwohl die Bedingungen dort im Einzelnen unterschiedlich waren, waren die allgemeine Tendenz und das Hauptergebnis identisch.

Ohne zu übertreiben, kann man behaupten, dass die so ausgeprägten Bauernbewegungen aller altösterreichischen Nationen ihre Wurzeln in dieser Schule der politischen Autonomie haben, und ebenso das, was in den Arbeiterbewegungen der verschiedenen Nationen national, nicht international war. Obwohl die Verpflanzung des Marxismus sowohl aus Deutschland als auch aus Westeuropa ihre offensichtliche Rolle in letzterer Hinsicht spielte, gab es immer sehr charakteristische Unterschiede zwischen den Arbeiterbewegungen im Donauraum und im deutschen Einflussbereich. Einer davon ist die viel größere Affinität zwischen der Arbeiterbewegung und der Bauernbewegung in all diesen danubischen Nationen, die in deutlichem Gegensatz zur anti-agrarischen Neigung des deutschen Marxismus steht. Damit sind die Grundlagen sowohl für die politische Zusammenarbeit dieser beiden Faktoren als auch für ihren gemeinsamen Aufstieg in die Regierungsverantwortung gelegt, wie er in der politischen Geschichte der Nachkriegsstaaten tatsächlich häufig vorkam. Einige Namen altösterreichischer Parlamentarier, die über das Schicksal ihrer Nachkriegs-Nationalstaaten entschieden, sollen diese These illustrieren. Die tschechische Agrarpartei von Antonin Švehla (gest. 1955), die polnische Bauernpartei von Wingenty Witos, die



slowenische Katholische Volkspartei von Koroseć, aber auch die kroatische Bauernpartei von Radić, die rumänische Bauernpartei von Maniu, die slowakische Volkspartei von Hlinka und sogar die ungarische Bauernpartei von István Szabo-Nagyatad, sie alle repräsentierten ein sehr charakteristisches Erbe des altösterreichischen Munizipalismus, das in vielen Fällen in Regierungsstellen der Nachfolgestaaten umgewandelt wurde. Nicht überall kann das Gleiche von den Arbeiterbewegungen gesagt werden, aber die tschechische Sozialdemokratische Partei unter Vlastimil Tusar (gest. 1924), die polnische Sozialdemokratische Partei unter Ignacy Daszyński (gest. 1936) und sogar die ungarische Sozialdemokratische Partei unter Erno Garami (gest. 1935) übten politischen Einfluss aus, der die gemeinsame Tradition deutlich widerspiegelt.

Als sich die österreichische Reichshälfte nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich auf parlamentarischem Wege eine Verfassung gab, begannen die österreichischen Deutschnationalen für ein entscheidendes Jahrzehnt (1867/79) den Staat zu regieren. Sie waren von ähnlicher Art wie die Nationalliberalen in Preußen, Deutschland, die ursprünglich gegen Bismarcks Prinzipien waren, sich aber schließlich vor seinen Erfolgen und den Säulen seines letzten Regimes beugten. Sie waren die Crème de la Crème des Liberalismus jener Zeit, Aristokraten, Professoren, Juristen und Industrielle, und unter ihren Führern befanden sich überwiegend germanisierte Slawen und Juden, obwohl es in Österreich, anders als in Deutschland, immer genügend aristokratische Aushängeschilder gab, um die Partie repräsentativ genug zu machen. Die führenden Kabinette dieses deutsch-österreichischen Nationalliberalismus waren die von Beust (1866/6), der den Kompromiss Carlos Auersperg (1867/68)

durchsetzte, und Adolf Auersperg (1871/78). In dieser Atmosphäre fand die großdeutsche Ideologie ihre Verdichtung wieder in direkter Abstammung von den schwarz-rot-goldenen Träumen von 1848 und der deutschen *Burschenschaft* davor. Eine objektive historische Analyse wird nicht davor zurückschrecken, zuzugeben, dass dieser Nationalliberalismus sowohl in Österreich als auch in Deutschland, überwiegend unter intellektueller jüdischer Führung, die eigentliche Keimzelle des All-Deutschtums war, lange bevor die preußischen Konservativen auch nur davon träumten, und damit in der Tat eine Ideologie initiiert hat, die sich am Ende in ihren letzten Konsequenzen so tragisch gegen die Juden im Allgemeinen richtete. In engster Verbindung mit dieser Ideologie eines arroganten und brutalen deutschen Nationalismus lehnten diese liberalen Regierungen in Österreich, antiklerikal, prokapitalistisch und von den deutschen Erfolgen bis zur Selbstverleugnung geblendet, sowohl die Sozialpolitik als auch die Ausweitung des Wahlrechts leidenschaftlich ab, weil beides ihre Macht beenden sollte.

Obwohl dieser Nationalliberalismus in Österreich ohne das feierliche Bekenntnis Franz Josephs zu seinen Prinzipien nicht möglich gewesen wäre, fühlte sich der Kaiser unter dessen Einfluss nicht allzu wohl. Er versuchte kurze konservative Intermezzi mit Taaffe (1896/70), Potocki (1870/71), Hohenwart (1871), konnte sich aber nicht durchsetzen, bevor das liberale Regime durch Misswirtschaft und Korruption zu seinem natürlichen Ende kam. Nun entstand unter Eduard Taaffe (gest. 1895) die in sozialen Fragen persönlichste Regierung Franz Josephs, die dauerhafteste aller österreichischen Regierungen (1879/93), die sich vom Absolutismus der kaiserlichen

Jugend dadurch unterschied, dass es zwar ein Parlament gab, das sich unter dem Druck der Regierung allmählich modernisierte, aber immer noch stark die kaiserliche Autorität vertrat, die nun freie Hand hatte, die fortschrittlichsten Ideen sowohl in der Sozialgesetzgebung als auch in der Parlamentsreform entscheidend voranzutreiben. Das Kabinett wurde von den Polen (mit Julian Dunajewski als Finanzminister), den Tschechen (mit Alois Prazak als Justizminister) und den katholischen Konservativen (unter Hohenwart und Liechtenstein) unterstützt. Taaffe, katholischer irischer Abstammung, formulierte - nicht so sehr zynisch, sondern irgendwie in britischer Reminiszenz - als einzig mögliche Regierungsweisheit in Österreich das "*muddling through*" (*Fortwursteln*). Die Äußerung zeigt gut die Diskrepanz zwischen den Aufträgen, die die Regierung vom Kaiser erhielt, und den parlamentarischen Ergebnissen, die sie ihm vorlegte. Dennoch war das Kabinett Taaffe nicht nur das relativ konstruktivste der gesamten österreichischen Verfassungsära, sondern auch abstrakt und objektiv betrachtet eine große historische Leistung, die eine einzigartige Sozialgesetzgebung von weitreichender Bedeutung hervorbrachte, durch die Österreich parallel zur Schweiz und zu Deutschland zu einem der führenden kontinentalen Staaten auf modernen Gebieten wie der Organisation der Industrie, der Kontrolle des Kapitalismus und dem Schutz der Arbeit wurde. Endlich war Franz Joseph als alter Mann in sein Eigen gekommen. Während seiner gesamten Regierungszeit haben alle seine Regierungen in der doppelten Richtung der Sozialgesetzgebung und des Wahlrechts experimentiert, und man sagt uns, dass von seinen vielen Beratern in zwei Generationen immer diejenigen am meisten geschätzt wurden, die es wagten, ein paar neue Schritte in diese

Richtungen zu unternehmen. Aber erst unter Taaffe war die Zeit reif für eine systematischere Umsetzung dieser Ideen. Die Regierung wusste zwar sehr wohl, was sie wollte, konnte ihre Ziele aber nur erreichen, indem sie sich durch die Schwierigkeiten des nationalen österreichischen Parlamentslebens, in dem sich die ungelösten nationalen Probleme des Reiches widerspiegeln, "durchwurstelte". Das war das Allheilmittel des desillusionierten Kaisers, dass die soziale Frage, an der der moderne Mensch in erster Linie interessiert ist, auf Dauer die Rätsel und Dschungel der nationalen Frage beseitigen werde, wobei die Aussicht bestand, dass die eine die Bürden der anderen lindern und so die österreichische Monarchie durch die Lösung der ersteren dafür büßen würde, die letztere nicht gelöst zu haben. Je älter der Kaiser wurde, desto hartnäckiger klammerte er sich an diese Idee, an der zwar etwas Wahres dran war, aber nicht genug, um das Reich im Sturm zu retten. In vielen Fällen war es die Krone selbst, die in Zusammenarbeit mit den Strömungen von unten gegen die Besitzstandswahrer die Reform des Wahlrechts und die Vorschläge für die Sozialgesetzgebung an die widerstrebenden Parlamente herantrug, die sich bewusst waren, dass die Befolgung dieser autoritativen Linien immer ihre eigene Umgestaltung bedeutete. Man kann mit Fug und Recht behaupten, dass ohne diese konsequente Politik des Kaisers die für die Nachkriegszeit so wichtige Modernisierung der österreichischen Politik und Sozialstruktur nicht zustande gekommen wäre.

Wenn auch Taaffe über die Reform des Wahlrechts fiel, gestürzt durch die unnatürliche Koalition zwischen den Deutschnationalen (Ernst Plener), den Konservativen (Hohenwart) und den Polen, deren gleiches Interesse gegen die Erweiterung der parlamentarischen Grundlagen

war, war keines der vielen österreichischen Kabinette der letzten zwanzig Jahre des Kaiserreichs gleichermaßen erfolgreich. Als schließlich unter dem Kabinett Wladimir Beck (1907) das allgemeine Wahlrecht in Österreich eingeführt wurde, genau im selben Jahr wie im skandinavischen Musterland Schweden, war dies zweifellos das persönliche Verdienst des Kaisers selbst, der nicht nur jahrzehntelang an dieser Idee gearbeitet hatte, sondern in der letzten Phase ihrer Verwirklichung seinen persönlichen Einfluss geltend gemacht hat, der allein die Stände des Ständerats zwingen konnte. Es lohnt sich, Franz Joseph und Bismarck auch in dieser Hinsicht zu vergleichen: Bismarck hatte zunächst in aller Eile das allgemeine Wahlrecht eingeführt, um Österreich durch den größeren Liberalismus Preußens zu übertrumpfen, wie er selbst zugibt, hatte aber, nachdem dieses Ziel erreicht war, diese "undeutsche" Methode, die Vertretung des Staates durch Abstimmung zu bestimmen, heftig abgelehnt und wieder zu beseitigen versucht. Da Bismarcks Widerwillen das Klassenwahlrecht im größten deutschen Staat, Preußen, bis zum Ende der Monarchie aufrechterhielt und Franz Josephs Drängen in die entgegengesetzte Richtung die magyarische Oligarchie nie überzeugen oder zwingen konnte, dem österreichischen Beispiel zu folgen und das allgemeine Wahlrecht zu akzeptieren, stellten sowohl Preußen als auch Ungarn die beiden Klassen-Regime in Mitteleuropa dar, die gleichzeitig die beiden Zentren der unverrückbaren Macht waren. Die demokratischen Tendenzen spiegelten sich hingegen in den Reichstagen sowohl in Österreich als auch in Deutschland wider. Aber während der deutsche Reichstag nur künstlich zu einer ganz anderen Reichsstruktur zusammengeklebt war, die seine Entwicklung zu einer voll demokratischen und rechtsstaatlichen Vertretung des deutschen Volkes

tatsächlich ein halbes Jahrhundert lang zu bremsen vermochte, war der österreichische Reichstag nach dem allgemeinen Wahlrecht die erste wirklich demokratische Vertretung eines großen mitteleuropäischen Territoriums, das sich vom Bodensee im Westen bis Czernowitz im Osten und von Krakau im Norden bis zum Booche di Cattaro im Süden erstreckte. Dem Einfluss eines solchen Gremiums konnte Ungarn eine Zeit lang widerstehen, aber nicht für immer. Es ist nicht gewagt zu behaupten, dass er die Demokratisierung Deutschlands sogar beschleunigt hätte, wenn er fortbestanden hätte. Vielleicht wurde kein anderes gemeinsames Organ der Donaunationen so leichtfertig zerstört, wie das österreichische Parlament, lange bevor die Parlamentarier der verschiedenen altösterreichischen Nationen das Gebäude an der Wiener Ringstraße für immer verließen.

Oft war das österreichische Parlament wegen der zuweilen wortwörtlichen Kämpfe, die sich in seinem Saal abspielten, kritisiert, ja lächerlich gemacht worden, und alle, die eine Neuordnung der österreichischen Monarchie für unmöglich hielten, freuten sich über das Verhalten dieser "höchst ehrenwerten Versammlung", die ihre eigene Existenz untergrub. Und doch war dasselbe österreichische Parlament nicht nur eine großartige Versammlung, sondern eine wirkliche Schule der höheren Politik, von der es schon ein Vierteljahrhundert nach ihrem Ende unverstänlich erscheint, warum sie nicht um jeden Preis erhalten wurde, und sei es auch nur als Kontakt- und Diskussionsforum, in dem eine lose Ansammlung von Nationen und Staaten mit gleichen Interessen zusammenkommen, ihre Absichten klären und zu gemeinsamen Proklamationen an ihre jeweiligen Regierungen gelangen konnte. Mit der Aufgabe des österreichischen Parlaments ist eine

interparlamentarische Keimzelle, vielleicht ein Weltparlament *in nuce*, liquidiert worden.

(§20) Das allgemeine Wahlrecht in Österreich führte zur Bildung von zwei sehr natürlichen Massenparteien, die zunächst auf österreichischem Boden entstanden, aber bald internationale Kontakte und Vorherrschaft gewannen. Zweifellos hätten sie sich, wenn das österreichische Kaiserreich weiter bestanden hätte, zu zwei großen internationalen Lagern entwickeln können, die einen ähnlichen Einfluss auf die Reichspolitik gehabt hätten, wie später ihre Ausläufer in den Nachfolgestaaten. Diese beiden Parteien waren die Christlichsoziale Partei und die Sozialdemokratische Partei, beide Volksparteien auf breiter Basis, doch die eine grundsätzlich katholisch, die andere sozialistisch, die letztere von Anfang an die Partei der Arbeiterschaft mit einem Anhang des Kleinbürgertums, die erstere ursprünglich als Partei des Wiener Kleinbürgertums beginnend, später aber eine eigene Arbeiterpartei (auf der Grundlage der Christlichen Gewerkschaften) entwickelnd und durch Verschmelzung mit den ehemaligen Konservativen auch zur führenden Agrarpartei aufsteigend.

Die Geburtsstunde der Sozialdemokratischen Partei in Österreich fällt in die Zeit des Taaffe-Regimes, als das Genie von Viktor Adler (gest. 1918) auf dem Parteitag in Hainfeld, Niederösterreich (8. Dezember 1888 bis 1. Jänner 1889), den Zusammenschluss der beiden Flügel der Arbeiterbewegung, der Radikalen und der Gemäßigten, mit dem Segen der Regierung erreichte, die klug genug war, einen Partner zu wollen und aktiv zu dessen Gründung beizutragen. Adler selbst stammte vom extremen Flügel der Nationalliberalen, und diese Herkunft hat die Ideologie der Intellektuellen der Arbeiterpartei in Österreich stets beeinflusst. Die neue Sozialdemokratische Partei umfasste

nur für kurze Zeit auch die Nichtdeutschen. Später spalteten sie sich in eigene nationale Arbeiterparteien ab. Der sozialdemokratische Parteitag in Brno-Brünn (1899) sprach sich für eine Neuordnung des österreichischen Staates nach dem Vorbild autonomer Volksgemeinschaften aus, wie sie zuvor von Palacký und später vor allem von Popovici propagiert worden war. Zwei junge sozialdemokratische Theoretiker, die später an der Spitze der Partei stehen sollten, Karl Renner (1902) und Otto Bauer (1906), trugen ihren Teil zu dieser Idee bei, durch die die Arbeiterpartei zur wichtigsten Vermittlungsinstanz für die Ideen der Neuordnung und Modernisierung Österreichs wurde. Obwohl man davon ausging, dass die führenden Theoretiker der Partei Republikaner waren, konnten ihre Vorstellungen von der Reform des Reiches auch von Monarchisten geteilt werden. Dennoch betonten die Sozialdemokraten - gemeinsam mit Palacký und Popovici - ausschließlich die nationalen Rechte und unterschätzten oder übersahen absichtlich die historischen Rechte, die nicht aufhören konnten, ihre Rolle zu spielen, solange die Monarchie bestand.

Die Christlichsoziale Partei entstand in erster Linie in der Kontinuität der katholisch-konservativen Tradition in Österreich, wie sie von der romantischen Schule des politischen Denkens vertreten wurde, für die kein anderer Denker und Schriftsteller etwa fünfzehn Jahre lang, zeitgleich mit dem Regime Taaffe, ein charakteristischerer Vertreter war als Karl Vogelsang (gest. 1890), ein norddeutscher Konvertit zum Katholizismus, der aus diesem Grund seine mecklenburgische Heimat verließ und sich in Wien niederließ (1875). Vogelsang war der dynamische Motor aller Aktivitäten, die schließlich in einer breiten Volksbewegung gipfelten, die sich die Idee einer



antikapitalistischen Sozialreform auf die Fahnen schrieb. Während die Sozialdemokratische Partei auf der Grundlage der Marxschen Lehre, der Ideologie von Klassenkampf und Klassensolidarität, großartig darin war, die Massen des Industrieproletariats zu organisieren, die durch ihre bloße Existenz immer mächtiger wurden, auch wenn sie ihre Stärke gelegentlich in großen Demonstrationen zeigten, - war der Christliche Sozialismus, wie Vogelsang seine Lehre nannte, die traditionelle und fortschrittliche Elemente verband, eine populäre Bewegung, lange bevor sie sich in einer Partei herauskristallisierte. Die Abfolge war christlich-soziale Lehre, Bewegung, Partei. Während dieser christliche Sozialismus der 1880er und 1890er Jahre in Österreich etwas vom Enthusiasmus der Religion zeigte, jung und temperamentvoll, war die Entwicklung dessen, was später Austro-Marxismus genannt wurde, fast das Gegenteil, und wenn es Religion war, war es viel mehr eine Art Kirche, organisiert und autoritär. Hier war die Reihenfolge sozialdemokratische Partei, Bewegung, Doktrin, da der Marxismus, obwohl er in der Arbeiterpartei von Anfang an latent vorhanden war, erst am Ende zu einem tieferen theoretischen Anliegen wurde.

Nachdem Vogelsang die "*Monatsschrift für Christliche Sozialreform*" (1875) ins Leben gerufen und der gebürtige Südtiroler Ludwig Psenner (gest. 1917) die Zentralorganisation "*Christlich-Sozialer Verein*" (1886) gegründet hatte, organisierte Karl Lueger (gest. 1910) die Christlich-Soziale Partei. Lueger war zunächst von der liberalen Partei in den Stadtrat gewählt worden (1875), hatte aber die Liberalen verlassen und die "Demokratische Partei" gegründet (1883), die er, zusammen mit Albert Gessmann (gest. 1920), der als "Zweimännerpartei" verspottet wurde, wieder im Stadtrat vertrat. Er war eine

Führungspersönlichkeit mit Charakter und Integrität, ein Demokrat in Opposition gegen Partei und Diktatur, aber selbst ein Mann ohne Partei. Als er sich schließlich dem Verein von Psenner anschloss (1887), hatten die beiden unverzichtbaren Elemente des politischen Handelns, der qualifizierte Führer und die neuen Massen, Kontakt aufgenommen, und die Christlichsoziale Partei war geboren. 1890 zogen die Christlichsozialen in den niederösterreichischen Landtag, 1891 in den Reichstag und in den Stadtrat ein, und 1895 war letzterer so vollständig in ihrer Hand, dass Lueger zum Bürgermeister von Wien gewählt wurde. Doch erst 1897 bestätigte der Kaiser das Votum des Volkes, nachdem Lueger zum fünften Mal zum Bürgermeister gewählt worden war. 1897 zogen die Christlichsozialen bereits mit 32 Sitzen in den Reichstag ein, bei der ersten Wahl nach allgemeinem Wahlrecht 1907 wurden sie stärkste Partei im österreichischen Parlament. Das war in der Tat die Partei Luegers, denn nach seinem Tod konnten die Epigonen ihre Position 1911 nicht halten, und ihre Niederlage hatte großen Einfluss auf die Ereignisse von 1918, als die Parlamentarier von 1911 den neuen Staat tatsächlich konstituierten und organisierten.

Das entscheidende Datum in diesem elementaren Aufstieg der Christlichsozialen Partei in Altösterreich war der Zusammenschluss mit den katholisch-konservativen der anderen Kronländer außerhalb Wiens und Niederösterreichs. Hohenwart war einst der Führer der Konservativen gewesen. Besonders stark waren sie in Oberösterreich und Tirol. In ersterem Land war Alfred Ebenhoch (gest. 1912) Landeshauptmann, und er schloss den entscheidenden Pakt mit den Christlichsozialen (1907). In letzterem Land trat nur ein Teil der Konservativen dem neuen Zusammenschluss bei, während andere die Tiroler

Konservative Partei fortführten, deren großer Führer, Theodor Kathrein (gest. 1916), ein geborener Südtiroler, Sohn eines Gymnasiallehrers, aber aus einer alten Bauernfamilie stammend, eine klassische österreichische Karriere gemacht hat (wie es Schuschnigg, der sich in seinem Buch auf ihn bezieht, zu Recht nennt. Kathrein war zunächst Vizepräsident des Reichstages (1893), später Präsident (1897), und war Landeshauptmann von Tirol, als das Land das Jubiläum von 1809 feierte. Er starb als erblicher Freiherr des Reiches.

Die wichtigsten Organisatoren der Christlichsozialen Partei in ihrer neuen Funktion als Reichspartei waren Gessmann und Ebenhoch, die auch in das Kabinett Beck eintraten, das die Reform des Wahlrechts durchführte. Lueger nahm als Bürgermeister von Wien die Ausnahmestellung eines Staatsmannes im Kaiserreich ein, indem er lediglich der Chef der Wiener Stadtverwaltung war. Er war die einzige Persönlichkeit des öffentlichen Lebens, die es sowohl persönlich als auch politisch mit der Autorität des Kaisers aufnehmen konnte, dem er zwar aufrichtig die Treue hielt, den er aber an konstruktiver Staatskunst bei weitem übertraf. Unter seiner Führung wurde die christlich-soziale Partei zum anerkannten Sprachrohr der altösterreichischen Bauernvölker, der Kroaten, Rumänen, Ruthenen und Slowaken, die Lueger erneut anzog und ein letztes Mal lehrte, auf den Kaiser in Wien zu schauen. Ein demokratischer katholischer Priester, Joseph Scheicher (gest. 1924), der als Führer des jüngeren Klerus seine Mitpfarrer in den Schoß der Partei holte, war auch der Autor der ersten literarischen Formulierung der großösterreichischen Idee (1900). Alle diese Führer der Christlich-Sozialen standen wie Popovici in Kontakt mit Franz Ferdinand, dem Thronfolger, dem man - zu Recht

oder zu Unrecht, jedenfalls hoffnungsvoll für die Zukunft des Reiches - den Plan des kaiserlichen Wiederaufbaus mit autoritären Mitteln zuschrieb. Wäre er nicht 1914 in Sarajewo ermordet worden, wäre es ihm vielleicht gelungen, wenigstens Ungarn auf die Linie des allgemeinen Wahlrechts zu bringen und sogar das ganze Reich sofort oder allmählich wieder in eine homogenere Form auf der Basis gleicher sozialer Rechte für alle seine Völker zu bringen. Auf dieser Basis wäre dann eine vielleicht polyglotte christlich-soziale Partei die Regierungspartei geworden, mit einer ebenso polyglotten sozialdemokratischen Partei als loyaler Opposition seiner Majestät.

Zum vollen Verständnis der österreichischen Innenpolitik vor und nach dem Krieg gehört aber auch der Hinweis auf eine dritte Gruppe, in die sich die Reste der älteren Liberalen verwandelten: die sogenannten *Deutschnationalen*, vor dem Krieg auch Deutschradikale oder gar *Alldeutsche* genannt, nach dem Krieg nannten sie sich *Großdeutsche*. Die Wandlung von österreichischen Liberalen zu Deutschnationalen lässt sich gut an der Person Georg Schönerers (gest. 1921) ablesen, der den deutschen Rassenantisemitismus in Österreich einführte und nicht nur dadurch Hitler nachhaltig beeinflusste. Er begann im Parlament als Nationalliberaler (1873) ohne besondere antisemitische Tendenzen (seine Frau und seine Kinder waren rabbinischer Abstammung, und sein Vater hatte es als Rothschilds Eisenbahn-Unterlieferant zu Wohlstand gebracht). Schönerers ursprüngliche Mitarbeiter waren allesamt jüdische Intellektuelle, die für ihn das sogenannte Linzer Programm (1880) verfassten, in dem zum ersten Mal der Anschluss der deutsch-österreichischen Bundesländer an Deutschland gefordert

wurde. Die Männer, die dieses Programm des Pangermanismus für Schönerer ausarbeiteten, waren Heinrich Friedjung, ein führender nationalliberaler Autor, der Historiker von 1866, Viktor Adler, der spätere sozialdemokratische Führer, und Engelbert Pernerstorfer, ein weiterer späterer Sozialdemokrat (sudetendeutscher Abstammung). Auch Lueger kooperierte eine Zeit lang mit Schönerer unter der Flagge der "Vereinigten Christen". Die endgültige Trennung der Linken und Rechten von Schönerer erfolgte nach 1888, als er zu einer Gefängnisstrafe und dem Verlust des Adelsprädikats verurteilt wurde (wegen Gewalttätigkeit und Körperverletzung gegen die Redaktion einer Wiener liberalen Tageszeitung), derangierte er völlig, verlor jede Statur und verlegte sich auf die bösartigste antiösterreichische und antikatholische Propaganda, in der er den Nationalsozialismus wie kein anderer vorwegnahm. Während die Deutschnationalen in Österreich immer die dritte (Minderheits-)Partei waren, stellte der radikale Flügel der Schönerianer, die Väter der Hitlerianer, einen winzigen Teil dieser Minderheit dar. Sowohl Schönerer als auch Hitler sind eindeutig unösterreichische Phänomene.

(§21) Nicht so sehr als Bekenntnis, sondern als kritischer Schlüssel für den Leser, der zur Klärung vieler bisher skizzierter Ideen beitragen kann und auch deren natürliche Grenzen aufzeigt, möchte ich dieses Kapitel mit einigen Bemerkungen abschließen, die eher persönliche Erfahrungen beinhalten. Im Weltkrieg wurde der Schlussbericht geschrieben, um das tragische Kapitel der österreichischen Geschichte zu beenden, für das Franz Joseph, Elisabeth und Rudolf, die erste Familie des Reiches, sowohl politisch als auch psychologisch die dynastischen Symbole waren. Für die meisten Österreicher

meiner Generation war die erste Begegnung mit der österreichischen Idee in ihrer Kindheit mit diesen drei Personen, deren Lebensgeschichte, Wahrheit und Klatsch, daher der erste große Schock für jede patriotische Seele sein musste. In der Tat war der "Familienroman" der Dynastie mit den schwersten Bürden für das Reich verbunden. Die Tradition des Konservatismus, im Zeitalter der Liberalen arg verfälscht, verblasste in Sensationen und Skandalen, um die sich der Wiener Witz kaum herumdrücken konnte. Ein halbes Jahrhundert lang waren die Massen des österreichischen Volkes in den Bann dieser Familie gezogen, die auf höchster Ebene das gemeinste Beispiel gab. In diesem Verhältnis zwischen Dynastie und Volk gab es viel Mitleid, aber manchmal mehr der Kleingeist der Bedienten.

Obwohl meine eigenen frühesten Erinnerungen mit der gleichen Art von Patriotismus verbunden sind, finde ich bei der genaueren Suche etwas, das offensichtlich zu einem bestimmenden Faktor meines Lebens wurde. Ich erinnere mich daran, wie ich als Kind lange vor der Schule ehrfürchtig vor den schwarz-gelben Farben stand. Das mag der Einfluss meiner Eltern gewesen sein. Ich sehe mich aber auch durch die mährischen Dörfer um Brünn mit ihren bunten Häusern gehen und eine Sympathie für die Tschechen empfinden, die, da bin ich mir ziemlich sicher, niemand in meiner Familie empfand. So seltsam es klingen mag, und offensichtlich in der nationalliberalen Atmosphäre, in der ich lebte, ziemlich unmotiviert, erinnere ich mich sehr deutlich, unterstützt durch kleine Details, auf denen die Erinnerung gerne ruht, wie ich meinen österreichischen Patriotismus mit dieser Sympathie für die slawischen Menschen verband, für die alle um mich herum nur Verachtung hegten. Ich habe seitdem den Drang in mir

nicht verloren, mich auf die Seite der Unterdrückten gegen die Unterdrücker, der Verfolgten gegen die Verfolger zu stellen. (Wobei die slawischen Arbeiter und Bauern meiner Kindheit wohl nur von meiner Umgebung "unterdrückt" und "verfolgt" wurden und nicht von den bestehenden Verhältnissen, die sich dann häufig gegen die deutschen Redner zu wenden begannen).

Als ich später als Gymnasiast (von denen sich in Altösterreich sehr viele politisch engagierten) meine erste politische Entscheidung traf, war ich leidenschaftlich gegen die damals in all diesen Schulen vorherrschenden deutschnationalen Strömungen, schlug mich aber auf die Seite der Christlichsozialen Partei, weil deren Programm großösterreichisch war. Obwohl die Nationalliberalen im Umfeld meiner Jugend keine religiösen Interessen begünstigte und ich daher schon in sehr frühen Jahren gelernt hatte, mich nicht um Religion zu kümmern, begann ich in der Schule und unter Kameraden feierlich, mich wieder zum Katholizismus zu bekennen, und zwar als Folge meines politischen Bekenntnisses, das, wie ich schon damals gut verstand, nur die Form des Katholizismus, nicht aber seine volle Wirklichkeit zu ertragen vermochte. Da ich schon sehr früh überzeugt war, dass diese Welt Österreich braucht, war ich entschlossen, meinen Teil dazu beizutragen, sie in einer transzendenten Welt zu verankern, zu der ich vorher keinen besonderen Zugang hatte. Wenn die Älteren über die merkwürdigen Ideen der Jüngeren lachen, dürfen sie sicher sein, dass nicht nur tausend Wege nach Rom führen, sondern dass es sich dabei um die ewigen Probleme handelt, die in jeder Generation wiederkehren werden. Ich wage daher zu behaupten, dass nur jene, die diese Probleme toderntst genommen haben, wieder bei Null anfangen können.

In den radikalen Kreisen der katholischen österreichischen Jugendbewegung, der ich mich in der Oberstufe anschloss, gab es wenig spontane Begeisterung für die Dynastie. Das Ideal dieser Jugend war nicht die Dynastie, sondern ein Bürgerlicher, Karl Lueger. Der war freilich schwarz-gelb bis in die Knochen, und wir natürlich auch, nicht nur in Erbloyalität und Disziplin, sondern eher im Verdacht, der Dynastie selbst fehlte diese Loyalität. Es war ein entscheidender Faktor unseres Lebens, dass uns der Bürgermeister von Wien näher am Herzen lag als der Kaiser von Österreich. Der Bürgerliche, den wir liebten, war nicht nur eine kaiserliche Figur, die es mit jedem europäischen Potentaten aufnehmen konnte, sondern auch ein Imperialist in unserem Herzen, der die gleichen Sympathien für die Kroaten, Rumänen und Ruthenen hegte wie wir, während der Kaiser entweder nur der König von Ungarn oder im besseren Fall sein eigener Unteroffizier war, ein Soldat, korrekt und pflichtbewusst, aber nur zur Verteidigung, nicht zum Erobern.

Ich war ein Knabe, als ich zum ersten Mal erfuhr, dass die Leiden des Todes auch meinen Helden nicht verschonen würden, als ich mit Gott um das Leben dieses Mannes kämpfte, als ich mit eigenen Augen sah, dass er wirklich tot war, vorbei an den Hunderttausenden von Trauernden, als er im Rathaus aufgebahrt lag, und als ich mit großem Erstaunen und Bitterkeit beobachtete, wie seine politischen Erben ihre eigene Macht bei der darauffolgenden Wahl verspielten, die das Schicksal der nächsten Generation entscheiden sollte. Ich sehe mich noch als Beobachter inmitten der berauschten Menge, die bei der Wahl nach Luegers Tod den Sieg des radikalen Deutschnationalen in unserem Bezirk feierte. Sie sangen die "*Wacht am Rhein*", ihre Parteihymne, und man war sich sicher, bald einen



Streit mit ihnen zu haben. Ich weigerte mich, den Hut zu abzunehmen. Ich erinnere mich, dass ich schon damals in einer ganz anderen Stimmung als nach einem verlorenen Fußballspiel darüber nachdachte, welche Folgen der Erdbeben für das Reich haben könnte. Manchmal frage ich mich wirklich, ob ein Kind den Schatten der Zukunft so intensiv auf der Seele spüren kann, und ich denke heute, dass es möglich war, weil wir das Land unserer Väter über alle Maßen liebten und hilflos mit ansehen mussten, wie es zerbröckelte und verdorrte, und wir instinktiv seinen Zusammenbruch mit allem, was er für unsere Welt und für die Welt insgesamt bedeutete, voraussahnten. Ich war keineswegs ein Wunderkind und auch nicht der Einzige, der sich so reif fühlte. Die Mehrheit der Schüler in den Gymnasien und Universitäten überging sicherlich das ganze Problem, indem sie sich trotz ihrer tschechischen, kroatischen oder italienischen Namen oder Vorfahren der Mode des deutschen Nationalismus zuwandte, aber die bessere Minderheit sollte diesen Kurs des erzwungenen Vergessens nicht mitmachen und sie sollte ihr besseres Wissen und ihren Instinkt mit ähnlichen Minderheiten unter den jungen Arbeitern und Bauern zusammenschließen und ihren gemeinsamen Dienst dem Lande, der Kirche und der Partei anbieten, wenn diese es wollten. Das war der Beginn der österreichischen Jugendbewegung (1907) aus den Ressourcen des Idealismus, Radikalismus und Konservatismus, die das Land noch aufzubringen vermochte. Lange bevor sich die deutsche Jugendbewegung im symbolischen Protest gegen die Obrigkeit in Staat und Schule erhob, aus hunderten von Ortsvereinen zum sozialistisch geführten Wandervogel (1913) heranwuchs, primär an der eigenen Lebensform, den eigenen Gemeinschaften und Problemen, an Wanderung und Natur interessiert, um schließlich in den

universellen Strom des deutschen Nationalismus einzuschwenken - organisierte sich diese katholische österreichische Jugendbewegung in der Konsequenz des christlich-sozialen Gedankens um der Obrigkeit in Staat und Kirche willen zu ihrer Erhaltung und zu ihrer Reform, in einer großen Geste des freiwilligen idealistischen Dienstes an Nation und Menschheit.

Nur in dieser Perspektive kann man sich wirklich vorstellen, was nach so vielen Erschütterungen durch die erste Familie des Reiches der neue Zweig der Dynastie, repräsentiert durch den Thronfolger Franz Ferdinand, seine mutige Heirat mit einer Frau wenig standesgemäßer Herkunft, seine radikalen Pläne für den Wiederaufbau des Reiches, auch wenn sie mehr Annahmen als Wirklichkeit waren, sowie sein eigener Erbe, Karl in seiner unprätentiösen Einfachheit, bedeuteten für die katholische österreichische Jugend, die noch bereit war, der Dynastie anzuhängen, wenn die Dynastie bereit war, die Idee des Reiches und seiner Modernisierung hingebungsvoll zu vertreten.

Unfähig, den Problemen des Reiches zu begegnen, fand sich die Dynastie am Ende in die gefährliche Außenpolitik ihres Erbfeindes verstrickt, dem sie sich nach der Niederlage bei Sadowa faktisch ergeben hatte. Nachdem die Ferdinands den Dreißigjährigen Krieg überstanden hatten, eine Frau, Maria Theresia, die Folgen des Siebenjährigen Krieges abgewendet hatte, kapitulierte Franz Joseph nach dem Siebenwöchigen Krieg, um am Ende seines Lebens jene Katastrophe zu verlieren, die das Zeichen der dreißig Jahre überdauert hat, die einst die Substanz Mitteleuropas zerstört hatten. Gab es zu Beginn des Ersten Weltkrieges kaum Österreicher, die den neuen Krieg von 1914 in der Perspektive dieser drei Vorgänger sahen, so wird am Ende des Zweiten Weltkrieges vielleicht

gerade diese Perspektive der Beitrag des österreichischen Katholizismus zum geistigen Wiederaufbau Europas werden.

Durch das dreißigjährige Bündnis mit Deutschland an sich selbst verunsichert, dachten alle österreichischen Patrioten 1908, 1912 und 1914 irrationalerweise, dass der Krieg die Bilanz der Geschichte wiederherstellen und das Reich vor Skylla und Charybdis retten würde. Diese Theorie war nicht nur das Monopol der überstürzten Jugend, sondern wurde vom Kaiser, der Regierung, dem Generalstab und allen österreichischen Nationen ohne eine einzige Ausnahme geteilt, wo immer sich die öffentliche Meinung herauskristallisierte. Sie alle waren sich damals sicher, dass der Kampf das eigentliche Mittel zur Rettung des Reiches sein würde, das zu Beginn des Krieges keiner von ihnen aufzugeben wagte. Dieser Irrationalismus, der den Krieg umarmte, war nur die logische Folge von mehr als sechzig Jahren Versagen in der nationalen Außenpolitik, in deren Folgen drei Generationen, einschließlich der Jugend von 1914, verwickelt waren. Die beiden Erben der Dynastie, Ferdinand und Karl, versuchten als symbolische Opfer, unschuldig an der von ihren Vorgängern angehäuften Schuld, den Lauf des Schicksals aufzuhalten, indem sie sich selbst körperlich ins Spiel brachten

Symbolisch sind sie das erste und das letzte Opfer des Ersten Weltkriegs. Schuld, sowohl menschlich als auch politisch, löschte einst die heidnischen Herrscher aus, auch wenn sie für ganze Reiche standen. Christliche Sühne mildert einen historischen Sündenfall. Aber nur die fortgesetzte Sühne, nicht die bloße Rückkehr zur kleinlichen Politik, könnte wirklich den Blick schärfen und den Mut vertiefen, der nötig ist, um bei der Vorbereitung einer Politik *ex fide* jene Chancen zu ergreifen, unter deren

mächtiger Wirkung selbst die Schuld der Geschichte schmilzt. Den Kreis der Vergangenheit schließend, verließ die Dynastie in ihren letzten beiden Repräsentanten die Bühne der Geschichte nicht ohne Größe, sondern sühnend, indem sie ging, aber nicht sühnend wiederbelebend

Kein Ereignis meines ganzen Lebens, weder der Tod meines Vaters noch der endgültige Verlust meines Landes, hat sich so tief in meine Seele eingepägt wie der Tod von Franz Ferdinand und seiner Frau Sophie Hohenberg am 28. Juni 1914 in Sarajevo. Schuschnigg schreibt in seinem Buch teils dasselbe. Dies war der Übergang von einem Zeitalter des Lichts, der Freude und des unbeschwerten Lebens in ein Zeitalter der Dunkelheit, der Traurigkeit und des tödlichen Ernstes, und wir wussten es instinktiv. Ich erfuhr die schreckliche Nachricht bei einem Spaziergang in der Nachmittagssonne inmitten fröhlicher Wiener, die plötzlich alle vom Schatten des Grauens getroffen wurden. Meine Reaktion war, der Sonne zu entfliehen und mich in der benachbarten Kirche, in der ich mich noch vor wenigen Jahren für ein katholisches Leben entschieden hatte, vor dem Mysterium niederzuwerfen. Dann ging ich schnurstracks zu meiner zukünftigen Frau, ich, ein Bursch von 19 Jahren, und sie, ein Mädchen von 15 Jahren, um ihr mitzuteilen, dass nun ein Weltkrieg kommen und Österreich verloren gehen würde. Nur wenige Monate später meldete ich mich, ein halbes Jahr früher als meine Klassenkollegen, bei einem Eliteregiment der Südtiroler Gebirgsjäger, bereit, mein Studium, meine Zukunft, mein Leben für mein Land zu opfern. Damals hatte ich Freunde in der katholischen österreichischen Jugendbewegung im ganzen Reich Studenten, Arbeiter und Bauern, Tschechen, Slowenen, Rumänen und Ruthenen, vor allem aber deutschsprachige

Österreicher aus den Alpen-, Sudeten- und Karpatenländern, und es gab keinen unter ihnen, der nicht bereit gewesen wäre, alles für Österreich zu geben.

Der Tod Franz Ferdinands im Jahre 1914 und schon vor dem Tode Luegers im Jahre 1910 beraubte Österreich in Wirklichkeit dieser beiden einzigartigen Männer, die gewiss die wichtigsten Aktivposten für eine konstruktive Reform des Reiches gewesen wären und die aller Wahrscheinlichkeit nach fähig gewesen wären, die Opfer und den Enthusiasmus der österreichischen Jugend aller Nationen zu einem Zeichen der Regeneration und Erneuerung zu formen, das die Vitalität des Reiches zum Ausdruck gebracht hätte. Sie bekamen nie die Chance, ihre Reformideen in den Dimensionen des Reiches zu verwirklichen, weil der alte Mann auf dem österreichischen Thron nicht einmal im Traum daran dachte, den militärischen Posten zu verlassen, zu dem ihn das Schicksal bestellt zu haben schien, und es kein Verfassungsgesetz gab, das einen zu jungen oder zu alten Kaiser daran hinderte, das Prinzip der Legitimität zu biologisch zu nehmen, wie es die unausweichliche *conditio sine qua non* einer modernen Demokratie wäre, die nicht grundsätzlich dem Verfall preisgegeben werden sollte. Manche Historiker sagen, Kronprinz Rudolph habe aus Verzweiflung über die Entwicklung des Reichs, das er viel lieber nach westeuropäischem, nicht nach deutschem Vorbild geführt hätte, Selbstmord begangen (1889). Ein vernünftiger Beginn des Verfassungsrechts, der die Amtszeit eines senilen Monarchen begrenzt und seinem Erben eine Chance gibt (wie es sie unter den historischen Monarchien nie gegeben hat), hätte das Schicksal Altösterreichs vielleicht schon damals wenden können. Damit soll nicht gesagt werden, dass es irgendeinen

wirklichen Hinweis darauf gibt, dass die Thronbesteigung Rudolfs in irgendeiner Weise ein wirklich glückliches Ereignis für die österreichische Monarchie gewesen wäre. Franz Joseph mag wirklich Recht gehabt haben, als er seinen Sohn daran hinderte, sich mit öffentlichen Angelegenheiten zu befassen, für die ihm wahrscheinlich die moralische Qualität völlig fehlte. Als Franz Ferdinand später große Sorge bei der Planung seiner eigenen Herrschaft zeigte, hätte ein utopisches Gesetz, das die monarchische Souveränität einschränkte, eine weitere Chance bieten können, und dieses Mal wurden die moralischen Qualifikationen vom Thronfolger vielleicht gut erfüllt. In beiden Fällen hätte es eine Art Verfassungsgericht geben müssen. Eine solche Instanz über die Souveränität des Monarchen und der Dynastie zu stellen, wäre auch heute das Mindeste, was ein Volk zu fordern hätte, dem die Obrigkeit von gestern durch äußere Einmischung aufgezwungen wird.

Dies wiederum ist kein moralisches Urteil über einen alten Mann, Franz Joseph, der überzeugt war, seine Pflicht zu tun. Er war der Totengräber des Reiches, das er geerbt hatte, weil er als unerfahrener Jüngling nicht in der Lage war, das nationale Problem zu bewältigen, aber dennoch vom Gesetz der herrschenden Dynastie bestimmt wurde. Nachdem er die große Chance von 1848 verpasst hatte, konnte er sein historisches Versagen nie wieder gutmachen. Nachdem er alles ausprobiert hatte, ruhte er sich schließlich auf dem dekadentesten Plan aus und klammerte sich mit seniler Sturheit an dessen Ränder. Franz Joseph ist das deutlichste Symbol für die Wahrheit, dass die Stunde der europäischen Monarchie bereits im 19. Jahrhundert geschlagen hat, weil es keine wirkliche Chance gab, ihre Souveränität einzuschränken, zu junge

und zu alte Männer auszuschließen und das gesamte Problem der Erbfolge einem konstitutionellen Verfahren und Instanzen über der Monarchie unterzuordnen. Franz Joseph persönlich war irgendwie weise genug, um das Ende der Monarchie vorauszusehen. Er tat, was sich die Griechen immer von ihren besten Tyrannen erhofften: sein Amt nicht für sich persönlich, sondern symbolisch für die Dynastie niederzulegen. Sein Amt zu verlassen, wäre gegen sein Pflichtgefühl gewesen. Er hätte sich als Deserteur der Pflicht betrachtet. Tatsächlich aber bereitete er die Folgen vor, mehr als jeder andere unter denen, die sich wirklich nach dem Ende sehnten, nicht nur durch Fehler auf dem Gebiet der geschundenen nationalen Frage, sondern mehr noch durch konstruktive Gesetzeserlasse zur Lösung der sozialen Frage. Man kann diesen Prozess durchaus als "*Demokratisierung des Reiches*" bezeichnen, auch wenn er sein Ziel nie ganz erreicht hat. Ohne diese Demokratisierungsarbeit, die von Franz Josephs instinktiver Antizipation der Folgen getragen wurde, wären die Nachfolgestaaten noch früher zusammengebrochen, als sie es taten. Dieses Vermächtnis des Kaisers, mit dem er den Weg für jeden bereitete, der einmal glücklich seine eigenen Probleme erben würde, ist es wert, erwähnt zu werden, um einer Epoche und einer Persönlichkeit gerecht zu werden.

Franz Joseph hätte damit ebenso gut die Mittel zur Erhaltung der österreichischen Völkersymbiose vorbereiten können, wenn er nicht mit der gleichen Hartnäckigkeit an dem entgegengesetzten Instinkt in der Außenpolitik festgehalten hätte, der ihn immer wieder in den Schlepptau des Bismarck-Deutschlands zurückwarf. Als Folge dieses falschen Instinkts, der tief in seiner dynastischen Ideologie verwurzelt war, wurde er auch nie jene schlechte Technik in

der Außenpolitik los, die nur die Übersetzung des dynastischen Hochmuts in die Grundsprache der Diplomatie war. Diese schlechte Technik hatte Österreich schon 1859 und 1866 zum "*bete noire*" Europas gemacht, und war 1914 hauptverantwortlich dafür, dass Österreich und nicht Deutschland in den Schulbüchern der Geschichte als Hauptschuldiger an der Entfesselung des Ersten Weltkriegs erscheint.

Die Idee, das Versäumnis von Jahrzehnten durch einen Krieg wettzumachen, der allerdings den Weltenbrand riskierte, war die letzte politische Konzeption, zu der die österreichisch-ungarische Monarchie fähig war. So wurde sie durch den Sturm vernichtet, den sie nach dem Gesetz der ewigen Gerechtigkeit "Auge um Auge und Zahn um Zahn" hatte auslösen müssen. Die altösterreichischen Völker hätten sich und der Welt viel Leid erspart, wenn sie klug genug gewesen wären, nicht auf Gerechtigkeit zu bestehen, sondern es vorgezogen hätten, die Nachkriegswelt auf Barmherzigkeit, Nächstenliebe, Liebe und zivilisierter Intelligenz aufzubauen. Hätten sie ihre Rache begrenzt, die Idee des Alten Testaments der des Neuen Testaments untergeordnet und entweder die österreichisch-ungarische Monarchie in der verbleibenden Zeit wieder gestärkt oder, falls sie wirklich durch eine Lawine oder ein Erdbeben zerstört worden wäre, sofort mit dem Wiederaufbau ihrer Autorität und Macht begonnen, in welcher Form auch immer, monarchisch oder republikanisch, dann hätten sie sich nicht einer ähnlichen Rache der gleichen Gerechtigkeit ausgesetzt, die sie beschworen hatten, nachdem sie ebenfalls gescheitert waren. Wenn sie einmal die Monarchie beschuldigten, das anachronistische Gefängnis ihrer Völker gewesen zu sein, so kehrten sie einfach die Situation um, die der Amboss



und jetzt der Hammer gewesen war, und bereiteten so in zwanzig Jahren mehr als die österreichische Monarchie in fünf Jahrhunderten den Boden für die systematischste Form der Tyrannei, die es je in der Geschichte gegeben hat, die, selbst wenn sie nur einige Jahre gedauert hätte, die nationale Substanz für Generationen verzehrt haben könnte. Die phantastische, von der siegreichen, aber erschöpften Welt in ihrem Delirium angenommene Vorstellung, dass die sechs souveränen Nachfolgestaaten ein Deutschland, in dem nach der Beschneidung seiner Flügel unweigerlich die Säfte aufsteigen, leichter in Schach halten würden, hat die Welt in der Tat in einen zweiten Abgrund gestürzt.

Seite fehlt

Ich kenne zufällig einige der Staatsmänner und Gelehrten, die Meister des Getöses „*Austria esse delendam*“ gewesen sind. Es waren herausragende historische Persönlichkeiten innerhalb und außerhalb Österreichs. Ich bestreite nicht, dass jeder von ihnen aus intellektuellen Überzeugungen und ethischen Entscheidungen heraus gehandelt hat. Sie alle hatten Gründe genug, um gegen Österreich zu sein. Aber ich glaube, ich habe in meinem Leben nie ein traurigeres Schauspiel gesehen als das einiger dieser Männer, die unter der Last ihres eigenen Versagens gegen das Schicksal kämpften und mit allem, was sie hatten, untergingen. Auf die symbolträchtigste Figur unter ihnen, Otto Bauer, werde ich später noch genauer eingehen. Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich 1933, mitten im heißesten Verfassungskampf zu Hause, in die Schweiz, nach Frankreich und Belgien reiste und Bauer mich mit seinen Parteifreunden in diesen Ländern bekannt machte, sein schroffes "Nein" und seine Falten über den Augen, als ich zu ihm sagte: Meinen Sie nicht, dass es nach dem

Machtverlust an Ihren Antipoden doch ein Fehler war, die Monarchie zu zerstören? Ich meinte dann die Donaumonarchie und die Monarchie als solche.

Nur ein Jahr später, 1934, war ich der erste halboffizielle Besucher des neuen österreichischen Regimes in Prag, wo Eduard Beneš noch Außenminister war. In einem Gespräch im Palais Czernin, auf das ich an geeigneter Stelle zurückkommen werde, erklärte der Gastgeber, der noch fest in der Welt von gestern verwurzelt war, dem Besucher, der bereits die Schwelle zu einer neuen Welt mit ganz anderen Problemen überschritten hatte, warum er der Meinung war, dass nichts geschehen sei, was eine Revision seiner Vorstellungen erforderlich mache. Ich hatte Beneš damals zum ersten Mal getroffen, und als ich danach den Hradschin hinunterging, war ich immer noch wie gebannt von so unglaublichen Optimismus und sagte zu einem Freund, der mich begleitete: Wenn der Generalstab der Tschechoslowakei nicht pessimistischer ist als ihr Außenminister, fürchte ich, dass wir noch zu unseren Lebzeiten hören werden, dass Bomben auf den Hradschin gefallen sind. Sie sind nicht einmal gefallen, aber weil sie nicht gefallen sind, mussten sie anderswo in Scharen fallen.

Sowohl in Paris als auch in London lernte ich die gelehrten Experten hinter den politischen Kräften in Mitteleuropa kennen, die in der Vorkriegszeit die einzigen Westler waren, die die Komplexität des österreichischen Problems kannten, die sich zweifellos große Verdienste bei der Behandlung von Fragen erworben haben, die ihre Landsleute angeblich nicht kannten, und die auch vor der westeuropäischen Öffentlichkeit darauf beharrten, dass das

österreichische Kaiserreich reif für Reformen ist, die sich aber meiner Meinung nach dennoch schwerwiegend irren, als sie schließlich in den Chor der *Austria esse delendam* einstimmten. In der primitiveren Sichtweise des traditionellen österreichischen Patriotismus waren sie ebenso "Verräter" wie die innerösterreichischen Revolutionäre, und obwohl das Festhalten an dieser diluvialen Sichtweise längst obsolet geworden war, hatte das österreichische autoritäre Regime hier und da aristokratische Presseattachés in westlichen Hauptstädten, die sie noch immer teilten. Ich musste also selbst nachforschen. Ein kürzerer Kontakt mit Robert William Seton-Watson, dessen dankbarer Leser ich seit meiner Schulzeit war, und häufigere Kontakte mit Henry Wickham Steed gehören zu meinen schönsten Erinnerungen. Ihr Interesse an Österreich in den Jahren 1933 bis 1938 war ein sehr ernsthaftes Anliegen, denn sie waren die einzigen Engländer, die wussten, was der Fall Österreichs für ganz Mitteleuropa bedeuten würde. Ich wage nicht zu behaupten, dass ich sie gut genug verstanden habe, um der richtige Interpret ihrer Gedanken und ihrer Entwicklung durch dreißig Jahre hindurch zu sein, doch schien es mir, dass sie auch Beispiele für die gleiche Art des Argumentierens und Argumentierens waren, die ich in jenen Jahren am klassischsten bei Franzosen vertreten fand.

Für seine alten Überzeugungen, die Freiheit der kleineren Nationen, einzutreten und dennoch einen Kompromiss mit einer stärkeren konservativen Gesinnung einzugehen, hatte er einst für nicht notwendig oder möglich gehalten. Nun aber hielt er sie für unumgänglich.

Zweifellos war es psychologisch sehr natürlich, dass die altösterreichischen Nationen das taten, was sie wirklich

taten, und nicht das, was die Geschichte von ihnen verlangte, und dass die westlichen Intellektuellen ihre negativen und nicht ihre positiven Überzeugungen und Tendenzen verstärkten. Nach Jahrhunderten unter dynastischer Herrschaft konnten die Nationen nicht wirklich frei und emanzipiert handeln, und ihre ausländischen Berater waren weniger ihre Erzieher als ihre Entdecker. Dennoch war es mehr als unklug, wie sie beides taten. Es war die unausweichliche Logik der Geschichte, dass die unter Franz Joseph gescheiterte Monarchie ohne Gnade beseitigt werden sollte. Doch solange die Geschichte nicht entschieden hat, ist es die Aufgabe des Menschen auf Erden, der Logik der Natur die Logik des Geistes aufzuzwingen. Auch im Falle dynastischer Herrschaft hätten die Völker selbst der Geschichte mehr Gnade entgegenbringen können, wenn sie das nordische Erbe von Monarchie und Dynastie eher formalisiert und funktionalisiert hätten (wie es die Briten und Skandinavien taten), wenn sie die populären Tendenzen innerhalb der traditionellen Dynastie hervorgehoben und die Tendenzen des Machiavellismus darin beseitigt hätten, anstatt sie vollständig zu stürzen, noch bevor sie einen Stellvertreter in der Hand hatten. Sie hatten kein Erbarmen, und sie bezahlten teuer dafür, dass sie gerecht statt barmherzig waren, nicht nur mit der Monarchie und der Dynastie, sondern auch mit ihren Vätern, die für ihre damals unbestrittene Identität mit dem Reich und damit mit dem Erbe ihrer Väter in ihrem eigenen Blut und Geist gelebt hatten und gestorben waren.

Wer das Erbe des dynastischen Denkens in der modernen Gesellschaft überwinden will, muss den konstruktiven Ersatz für eine tausendjährige Funktion gut kennen. Wer das nicht weiß, handelt gedankenlos genug, indem er die

monarchische Tradition ersatzlos überspringt. Doch so sehr er auch handelt, keine Reue wird jemals in der Lage sein, die verlorene Kontinuität wiederherzustellen, die allein die historische Funktion der monarchischen Regierungsform war.

Und natürlich - *en vedette*- mussten sich die westeuropäischen Großmächte, Frankreich und Großbritannien, fragen, wie viel von der Rechnung, die ihnen die Geschichte präsentiert hat, und wie viel von den Bürden, die sie nun allein zu tragen haben, einem grimmigen Irrtum über ihre eigenen Interessen geschuldet ist, einem Irrtum, der so grotesk ist wie kaum ein anderer, der je irgendwo in der Geschichte ersonnen wurde. Während Frankreich von Richelieu über Napoleon I. bis Napoleon III. als Kontinentalmacht mit Österreich rang, es aber nicht wirklich ins Mark traf, hat Großbritannien von Pitt dem Älteren über Gladstone bis Neville Chamberlain in gutem Glauben an die eigenen Interessen die entscheidendsten Taten von Friedrich II, Bismarck und Hitler unterstützt, durch die die allmähliche Zerstörung Österreichs vollzogen wurde. Ohne die Hilfe Großbritanniens hätte es die drei verhängnisvollsten Schritte des österreichischen Niedergangs und des preußisch-deutschen Aufstiegs zur Macht nicht gegeben. Das ist der historische Grund, warum jetzt die Bürde, die auf den Schultern des britischen Volkes lastet, so schwer ist. Mit Blick auf die Zukunft Mitteleuropas, für die West- und Osteuropa den Rahmen zu setzen haben werden, genügt es nicht, die negative Kraft zu zügeln, ohne auch die positive Kraft wiederherzustellen, und es genügt nicht, die positive Kraft überhaupt wiederherzustellen, sondern es bleibt die unabdingbare Aufgabe, einen Ersatz für das österreichische Kaisertum zu schaffen, die Föderation

kleinerer Nationen rund um den Donaauraum, nicht wieder als Monarchie, nicht einmal als Monarchie der Monarchien, sondern als republikanische Union der Republiken, die viele kleine Nationen zu einer starken regionalen Macht vereinigen wird, die durchaus in der Lage ist, ihre Stimme im Konzert der Welt zu erheben und ihre Macht und ihren Einfluss wieder auf die Waagschale der Geschichte zu legen. Nur dieses bessere Mitteleuropa wird wirklich ein Gegengewicht zu seinem schlechteren Bruder bilden und ihn für die Menschheit umerziehen.

### **Zweites Kapitel: Die Republik**

(§22) Wenn wir, nachdem wir die Herrlichkeit der Geschichte, die Groß-Österreich war, dargelegt haben, die zwanzig Jahre des armen und schwachen Klein-Österreichs in Angriff nehmen, ist es dann nicht wirklich so, als ob wir, nachdem wir Auge in Auge mit der ätherischen Transparenz unserer Väter in unserem eigenen Leben gesprochen haben, zurückkommen, um nur von uns selbst zu sprechen, einem so winzigen Glied zwischen zwei Ozeanen? Trotz dieses unbestreitbaren Gegensatzes gibt es jedoch keine Macht auf Erden, die stark genug wäre, um den Österreichern, die in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen die handelnden Figuren ihres Landes waren, diesen anderen Ruhm zu entreißen, den Ruhm, mit Größe eine einzigartige und erhabene Rolle gespielt zu haben, eine Weltrolle in einem kleinen Land. Dies war in der Tat die moralische Idee des "Zweiten Österreich", die es für immer von seinen Vorgängern und Nachfolgern unterscheiden wird.

Da ich selbst zu den privaten und öffentlichen Persönlichkeiten dieser österreichischen Generation zwischen den beiden Weltkriegen gehörte, die meiste Zeit

ein Bauer, nur eine Zeitlang so etwas wie ein Turm, aber nie König oder Königin, kann ich vielleicht mit einigem Vorteil sagen, wie diese Generation wirklich war. Sind die Angehörigen dieser Generation, die manchmal in ihrem Herzen von den Schatten der völkermörderischen Taten und von der Vision weiterer Katastrophen verdunkelt wurden, jemals unter dem Druck des Wissens, dass ihre Geschichte nur bruchstückhaft sein würde, ins Wanken geraten? Haben selbst diejenigen, die sich den Hauptakteuren des Dramas in freiwilliger Solidarität mit ihrem Volk und nicht in Identifikation und Anerkennung seiner selbstmörderischsten Taten angeschlossen haben, jemals ihre Entscheidung bereut? Wir gründeten Familien und schenkten Kinder einer Welt, in der wir wussten, dass das Leben niemals das sein würde, was es für andere weiterhin war. Wir träumten so eifrig und arbeiteten so unbeirrt wie keine Generation zuvor und klammerten uns an den Rand der Hoffnung, dass dies dazu beitragen würde, die Welt vor den Folgen des uns aufgezwungenen Schicksals zu bewahren... Wir studierten und diskutierten Platon und Kant und Augustinus, so hochtrabend, wie es nie zuvor getan wurde. Wir analysierten und kritisierten Aristoteles und Hegel und Thomas von Aquin, als ob dies die sicherste aller Gesellschaften wäre. Wir interpretierten Marx neu und entdeckten die romantische Staatstheorie wieder. Wir vertieften das Wissen um und den Glauben an unsere eigene Geschichte und lernten, hinter den Staatsmännern die Heiligen zu sehen. So fanden wir neue Wege in den geistigen Fokus der Zivilisation. Nicht alle von uns taten all diese Dinge oder taten sie gleichermaßen hingebungsvoll. Aber ich frage mich, ob es im Nachkriegseuropa irgendwo ein Land gab, ob siegreich oder besiegt, in dem das geistige und intellektuelle Leben

auf einem so hohen Niveau stattfand und ein so hoher Prozentsatz der Jugend daran beteiligt war.

Nicht wenige werden heute wissen, dass es das erfüllteste Leben war, das eine Generation je gelebt hat, und dass es deshalb im Nachkriegsösterreich erfüllter war als anderswo, weil es von unserem kleinen Land garantiert wurde, das frei und unabhängig war, das sich in der Niederlage von den zerbrochenen Wällen einer großen Vergangenheit erhob und mutig in eine ungewisse Zukunft steuerte, die Hoffnung, die niemand, der sich seiner selbst sicher ist, jemals aufgeben darf. So wahr es ist, dass der Reichtum an Geistigkeit in dem kleinen Land nicht seine Schöpfung, sondern ein Erbe ist, so leicht könnte er zu seinem Vorteil werden. Die überwältigende Mehrheit dieser geistigen Energien war entweder von Anfang an bereit, ihrem Land zu dienen oder konnte leicht durch hervorragende Staatskunst in Einklang gebracht werden, wenn eine solche auftauchen würde. Hier setzt die große Verantwortung der politischen Parteien ein, die mit dem Staat identisch geworden waren. Nur das ständige Vorherrschen rein politischer Probleme, und zwar überwiegend solcher von geringerer Bedeutung, in einem Staat, der in der Tat ständig um sein moralisches Gleichgewicht ringen musste, hat dieses dienstbereite geistige Kapital schließlich vergeudet. Die politischen Parteien haben es nicht verstanden, den Intellekt zu fesseln, und das erklärt, warum sich ein großer Teil der Intellektuellen und ein Großteil derer, die sich als solche betrachteten, dem politischen Leben und dem Staat immer mehr entfremdet haben. Es gibt zu viele Talente in diesem Land, lautete der klassische Satz eines bürgerlichen Politikers, der hilflos vor dem Problem stand, das Österreich war, wo das Geistesleben in der Tat reichlicher sprudelte, als es dem Konservatismus



der politischen Parteien im Allgemeinen nützlich war. So wurde die große Chance, das Land inmitten einer neuen Welt, deren geistiger Dreh- und Angelpunkt es nach wie vor war und für die es auf allen Gebieten die wichtigsten Fachleute hatte, neu aufzubauen, letztlich vertan, und allgemeine Frustration, von der es nur einen Nutznießer gab, war die Folge. Als die politischen Parteien des Nachkriegslandes schließlich Ströme der österreichischen Intelligenz an irrationale Rattenfänger verloren, mussten sie sich genau die gleiche Sünde vorwerfen, für die sie einst die frühere Dynastie verantwortlich machten, nämlich nicht genügend überdurchschnittliche Architekten der Politik in den eigenen Reihen zu haben. So wenig sich eine selbstbewusstere Minderheit der österreichischen Intelligenz durch dieses Versagen der politischen Parteien aus der Ruhe bringen ließ, und so wenig sie deshalb ihre Generation oder ihr Land austauschen wollte, so sehr ließ sich die Mehrheit allmählich dazu hinreißen, nach einer größeren Welt zu rufen, um ihre Träume zu erfüllen. Das war die Intelligenz, nicht das Volk. Die Republik konnte sie weniger befriedigen als die Monarchie, und die politischen Parteien der Republik hatten in dieser Hinsicht einen härteren Job übernommen, als es die Dynastie je zuvor getan hatte. Diese österreichischen Juristen, Ärzte, Chemiker, Ingenieure, Lehrer, Staatsbeamten, die von Großdeutschland träumten, haben aus geteilter Schuld, die politischen Parteien ebenso wie der Großteil der Intelligenz selbst, nie gelernt, was die meisten Politiker schließlich lernten, dass dieses kleine Österreich eine große Chance der Geschichte und ein großartigerer Ort zum Leben und Arbeiten war als das große Deutschland.

Die Verwandlung des österreichischen Namens und der österreichischen Idee, die die Folge der Kriegsniederlage

war, das Schrumpfen des kaiserlichen Überflusses und der Verschwendungssucht in lokale Knappheit, die Verringerung der Quantität, aber die Intensivierung der Qualität, all das war wie die Rückkehr eines Menschen zu sich selbst, eines Menschen, der gewohnt war, seine Seele in tausend Interessen und Problemen auszuschütten, aber nun endlich aufbrach, um wieder in sein wahres Wesen und seinen tieferen Sinn heimzukommen. Im geistigen Licht der Geschichte war dies wie die Rückkehr des verlorenen Sohnes zu seinem Vater. Dennoch kann es nicht überraschen, dass unter dem erschütternden Eindruck eines gigantischen Trümmerfeldes, das das Reich von vier Jahrhunderten hinterlassen hatte, kein Österreicher die Segnungen der Niederlage wirklich erkennen konnte. Instinktiv hielten manche es für besser, besiegt zu werden als unter dem deutschen Joch zu stehen, aber nur aus einer viel größeren Entfernung und unter dem Gesichtspunkt dessen, was Deutschland geworden ist, kann die Niederlage Österreichs im Ersten Weltkrieg wirklich als ein größeres Glück gewertet werden, als es der majestätischste Sieg je hätte sein können. Nicht nur, weil Österreich eigentlich auf der falschen Seite kämpfte, sondern auch, wenn es mit Recht darum gebeten hätte Genugtuung für die Ermordung des Thronfolgers zu fordern und damit seinen eigenen "gerechten Krieg" zu führen, hätte es der Zivilisation durch seine Niederlage vielleicht mehr gedient als durch seinen Sieg. Die Segnungen der Geschichte für besiegte Völker im Allgemeinen wurden in diesem speziellen Fall tausendfach vervielfacht. Dies ist keine hochtrabende Übertreibung um der nationalen Moral willen. Es gibt nur wenige Völker, die den Segen der Niederlage begriffen haben, und es gab logischerweise auch immer nur wenige Menschen, die sich bewusst waren, dass der Segen Österreichs tausendfach

gewesen war. Doch moralische Unzulänglichkeiten in der Erkenntnis der Wahrheit ändern nichts an den historischen Tatsachen. Hätte Österreich den Krieg gewonnen, so hätte es, da es zum Vasallen Deutschlands geworden war, nur die deutsche Hegemonie über Europa verstärkt, mit einer logischerweise abnehmenden und allmählich schwindenden Chance, etwas für seine höheren Interessen zu tun. Wahrscheinlich wäre in einem späteren Stadium die Vasallität Österreichs zu einem ernstem Problem Deutschlands geworden, und die Österreicher aller Zungen, die damals noch im selben Boot saßen, hätten vielleicht gemeinsam die richtige Front gefunden, an der sie stehen konnten. Ob diese rechte Front aber nach dem Sieg Deutschlands im Ersten Weltkrieg jemals wieder eine Chance gehabt hätte, sich zu erholen, und ob gerade auch ein größerer österreichischer Vasallenstaat, ungeachtet der Überzeugungen seiner Bevölkerung, viel zu diesem Ergebnis hätte beitragen können, ist eine andere Frage. Nur die Niederlage Österreichs konnte es also geradewegs zu seiner historischen Mission zurückführen - im Falle einer deutschen Aggression immer antideutsch - und es allmählich auf ein erfüllteres Leben vorbereiten, das aus seinen eigenen geistigen Ressourcen kommen sollte. So sehr sich die Österreicher auch gegen diese Tatsache gewehrt haben mögen und sich gegen das ihnen aufgezwungene Umerziehungsschema gewehrt haben, die Geschichte hat es erzwungen, und die gesünderen Instinkte des österreichischen Volkes haben die Erzwingung akzeptiert, durch die die Fehler von zwei Generationen, vertreten durch einen Mann, Franz Joseph, korrigiert wurden.

Dieses Urteil bezieht sich also sowohl auf die Monarchie als auch auf das Kaisertum, das in den Händen der beiden

letzten Vertreter der Dynastie durch eine zu lange und eine zu kurze Regierungszeit den Weg zum selbstverschuldeten Ende eingeschlagen hat. Wäre Österreich wenigstens in dem Maße siegreich gewesen, dass es aus diesem Grunde auch nur einen Rand der Vergangenheit, eine Art konstitutioneller Monarchie a la Großbritannien und eine gewisse Kontinuität des Donaureiches bewahrt hätte, so hätte es vielleicht weniger gelitten und einen unschuldigeren und jungfräulicherer Geisteszustand bewahrt. Da dauerhaftere Errungenschaften in beiderlei Hinsicht, Monarchie und Kaiserreich, nur als Ergebnis der Zusammenarbeit zwischen allen beteiligten nationalen Interessen möglich gewesen wären, hätte diese Art von begrenztem Sieg oder Niederlage die Welt vielleicht sogar vor einer neuen Katastrophe bewahrt. Sie hätte den Boden für jene Haltung der Barmherzigkeit statt der Gerechtigkeit bereiten können, von der wir vorhin gesprochen haben.

Hätte sich Österreich dabei aber niemals von den negativen Bürden der Tradition, zu denen die rein biologische Interpretation des Legitimitätsprinzips gehörte, befreien können, wäre es in der Tat niemals selbstverantwortlich und selbstzuverlässig geworden, hätte niemals die Reife der nationalen Souveränität erlangt und niemals erfahren, was es wirklich bedeutet, sie zu verlieren, hätte niemals gelernt, vom Baum der Erkenntnis zu essen und damit niemals gelernt, selbst zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Da dieser Baum von Menschenhand gepflanzt wurde und die Regeln von denen gemacht wurden, die zuerst Hand an ihn legten, bedeutete das Gebot, nicht von den verbotenen Früchten zu essen, also nur, dass der Mensch zugunsten eines von einem anderen Menschen arrogierten höheren Status darauf verzichtet, auch nachdem der andere, verantwortlich vor Gott und der

Geschichte, zuerst gegessen und dann dem Volk die Tür geöffnet hatte, um als nächstes zu essen. Wir wären nie gefallen, hätten aber auch nie, *o felix culpa*, die Kraft und Weisheit erlangt, den vollen Anteil, der uns zusteht, zu unserer eigenen Rettung beizutragen. Wir wären vielleicht ausgelöscht worden, ohne jemals in Flammen gestanden zu haben. Kein Volk, das zwei Jahrzehnte Republik und danach die Hölle auf Erden erlebt hat, kann psychologisch zur Monarchie zurückkehren. Symbole, Uniformen, Titel und Umgangsformen, die früher eine Sache der Ehrfurcht waren, sind selbst für diejenigen, die sich früher daran hielten, bestenfalls zu einem Gegenstand von leichtem Spott geworden und in ihrer Vorstellung so vergangen, wie etwas Vergangenes nur sein kann. Wir werden nie wieder in das Paradies unserer Kindheit zurückkehren, wo wir noch nicht wussten, was die Leiden, die Leidenschaften, die Qualen der Völker bedeuten würden, wenn die Zivilisation wirklich zusammenbricht. Aber wir werden, wenn wir noch einen Rest an Mut haben, nach diesen Katastrophen stolzer, weiser und glücklicher auf diesem irdischen Platz sein, als wir es je zuvor waren. Wir werden auf die Monarchie zurückblicken als etwas, das uns nicht leid tun muss, wenn wir an unsere Väter denken, das aber, um die Väter auf ihren Schicksalssternen übertroffen zu haben, ihren Söhnen nicht leid tun muss.

(§ 23) Der Fall der österreichischen Republik, die am Tag nach dem Waffenstillstand an der Westfront (12. November 1918) vom deutschsprachigen Rumpf des altösterreichischen Parlaments feierlich ins Leben gerufen wurde, liefert eines der anschaulichsten Beispiele für den soziologischen Mechanismus von Legitimität und Revolution in der modernen Geschichte.

Die Ideologie der politischen Revolution nach englischem, amerikanischem und französischem Muster, die sich von der sozialen Revolution (d.h. der Förderung des sozialen Fortschritts mit allen Mitteln außer der Ablösung der legitimen Autorität) unterscheidet, hatte für Mitteleuropa nie eine besondere Bedeutung. Und zwar aus zwei völlig unterschiedlichen, ja sogar gegensätzlichen Gründen, die die innere Spannung der mitteleuropäischen Szene über die Äonen der Geschichte hinweg deutlich machen. "Revolution" bedeutete nichts für den lutherischen Norden, weil seine autoritäre Ideologie jeden Freiheitsimpuls in einem Land erstickte, das nie vom römischen Limes erreicht wurde, oder für den katholischen Süden, dessen Menschen im Gegenteil gerade wegen der römischen Kontinuität ihres sozialen Kosmos zu frei waren, um jemals wirklich von der Versuchung berührt zu werden, die Realität der Freiheit zugunsten ihrer Ideologie zu riskieren.

So gab es 1848 weder eine "deutsche Revolution" nach westlichem Muster noch eine "österreichische Revolution", die es wert gewesen wäre, die Führungszeichen wegzulassen, auch wenn wir der Einfachheit halber weiterhin von ihnen sprechen. Alle Versuche, *post festum* einen Revolutionsmythos bei den Östreichern zu schaffen, konnten nie gelingen, da sie zu gut wussten, dass es nie einer Revolution bedurfte, um in Österreich frei zu sein. Wie sehr dies bei einigen der nicht-deutschen Nationalitäten der Monarchie anders war, soll hier nicht im Detail ausgeführt werden. Es soll nur gesagt werden, dass auch hier nicht der Mangel an modernen Individualrechten die klassischen Revolutionen der Geschichte ausgelöst hat, sondern der Mangel an nationaler Souveränität, die ihnen verweigert wurde. Unter den Tschechen, deren nationale Souveränität von Österreich zugunsten Ungarns beseitigt

worden war und die am Ende sicherlich die am meisten revolutionierte aller altösterreichischen Nationalitäten waren, gab es im Exil einen revolutionären Kern. Doch dieser Kern war in Wirklichkeit eine alliierte Regierung mit einer revolutionären Ideologie, deren revolutionäre Taten bis zum Schluss weder die Regimentssubstanz des tschechischen Volkes in der Heimat noch die der tschechischen Regimenter in der österreichischen Armee erreichten, und das, was später die "tschechische Revolution" genannt wurde, war in Wirklichkeit der klassische Fall von legaler Kontinuität, die von einer revolutionären Terminologie überdeckt wurde. Es gibt vielleicht weniger Grund, von der "ungarischen Revolution" als etwas "Falschem" zu sprechen, da in diesem höchst tragischen Fall wirklich eine Welle nationaler Leidenschaft zu revolutionären Aktionen führte, die an sich selbstmörderisch waren, obwohl auch hier gewisse Merkmale von Legalität und Kontinuität nicht fehlen.

In Österreich selbst bemühte sich eine *intellektuelle Elite* innerhalb der deutsch-österreichischen Arbeiterbewegung, hauptsächlich jüdischer Abstammung, ideologisch bestimmt von der schwarz-rot-goldenen Ideologie von 1848 und vom deutschen Marxismus, praktisch aber entschiedener von der tschechischen Propaganda und Haltung beeinflusst, als gemeinhin zugegeben wird, im Nachhinein um eine identische Interpretation der Ereignisse in Österreich mit jenen in Deutschland, wo nach dem Waffenstillstand so etwas wie eine Revolution stattgefunden hätte, wenn die konservativen Mächte den Zusammenstoß nicht lieber vermieden hätten. Inwieweit dies tatsächlich der Fall war, ist hier nicht von besonderem Interesse, wobei es ausreicht zu betonen, dass es zumindest für die deutschen Marxisten in Österreich eine deutsche Revolution gab, die sie

unbedingt verpflanzen wollten. Strukturell brauchen die tschechische, die ungarische, die österreichische und die deutsche Revolution von 1918 insgesamt einen gewissen Euphemismus, um so bezeichnet zu werden. Jede posthume Mythologie kann die Geschichte, wie sie sich tatsächlich zugetragen hat, nicht ändern. An der Art und Weise der Ereignisse, in der zumindest der Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie und die Schaffung der Nachfolgestaaten zustande kamen, kann es keinen Zweifel geben. All diese Ereignisse mit unbestechlichen Augen zu sehen und nicht Opfer irgendeiner mythologisierenden Interpretation zu werden, könnte einer Generation, die, ob sie siegreich oder besiegt, die Zustände von 1918 erneut durchleben muss, von einigem Nutzen sein. Genau zu wissen, wie es wirklich war, kann viele Illusionen abkürzen und viele Leiden vermeiden.

Diese weniger ehrfurchtsvolle Interpretation der Revolution von 1918,1 ich wiederhole, ist kein Versuch, zu leugnen, dass es in der Kriegszeit in Österreich revolutionäre Aktivitäten gab, die ihren Teil zum Zusammenbruch der Monarchie beigetragen haben. Aber nur wenn wir diese Beiträge entmythologisieren, werden wir uns über die Realitäten der Geschichte weniger täuschen. Es waren vor allem die tschechischen Intellektuellen im Ausland, Masaryk und Beneš, die zu der Überzeugung gelangt waren, dass jede Hoffnung auf eine Lösung des tschechischen Problems innerhalb der Monarchie und die Rückgabe der nationalen Souveränität an das tschechische Volk durch die Krone utopische Romantik geworden war, und die deshalb eher einen Krieg gegen Österreich-Ungarn von außen führten als eine Revolution von innen zu versuchen. Sie fanden zu Hause keine Unterstützung, die man auch nur als Vorbereitung einer Revolution



bezeichnen könnte. Bestehende Tendenzen revolutionärer Aktivitäten innerhalb des tschechischen Volkes, die von antitschechischen Elementen in Armee und Bürokratie künstlich aufgeblasen wurden, waren durch die Amnestie, die Kaiser Karl 1917 gewährte und von der der zum Tode verurteilte Kramař den Hauptnutzen zog geschickt gelähmt worden.

Es gab auch den linken Flügel der deutsch-österreichischen Sozialdemokratie und die Führung jüdischer Intellektueller wie Friedrich Adler und Otto Bauer, die sich für die Revolution im Lande einsetzten, doch im Allgemeinen ebenfalls ohne wirkliche Resonanz und Erfolg. Genau diese Apathie der eigenen Parteigenossen war der Grund für ein entsetzliches Verbrechen, das die Massen aufhetzen wollte. Adler, der Sohn des alten Parteiführers, tötete zur tiefsten Verzweiflung seines Vaters den österreichischen Ministerpräsidenten Karl Stürkgh nicht als persönlichen, sondern als symbolischen Feind, was die einen als Heldentat bezeichneten, während andere, auch die Mehrheit der Arbeiterschaft, es ein feiges Attentat nannten (1916). Es war die Tat eines Desperados und sicher nicht die eines kommenden konstruktiven Staatsmannes oder des Erben eines wahrhaft großen Führers, der der alte Adler wirklich gewesen war. Daher war es kein Fanal, das eine Revolution auslöste, nicht einmal das Signal für eine Folge ähnlich heroischer Taten, die zu einer Revolution geführt hätten. Ohne eine ausweglose militärische Situation, die das Endergebnis eines militärischen Vabanquespiels und letztlich das Erbe eines halben Jahrhunderts katastrophaler, wenn nicht gar verräterischer Außenpolitik war, hätte das österreichische Kaisertum, selbst in seiner angenommenen Doppelgestalt, leicht noch extravagantere Aktionen verkraften können,

ohne eine wirkliche Revolution befürchten zu müssen. Mit anderen Worten, selbst die sehr problematische Struktur der österreichisch-ungarischen Monarchie konnte diese revolutionären Aktivitäten gut verkraften. Wäre diese Wahrheit von der Welt vollständig aufgenommen worden, wäre vielleicht die gesamte Haltung der Westmächte gegenüber dem Nachkriegsdeutschland realistischer gewesen.

Zweifellos hatten die Massen aller österreichischen Nationen schon lange die Nase voll von einem Krieg, in dem die Verfolgung deutscher Interessen so sehr im Vordergrund stand. Ihre intellektuelle Avantgarde, indirekt die tschechischen Intellektuellen im Ausland und direkt die jüdischen Intellektuellen der deutsch-österreichischen Arbeiterbewegung, versuchten ihr Bestes, um die Massen zu revolutionieren. Sie hatten einigen Erfolg, nicht den letzten, denn die eine Gruppe, von den Alliierten als Regierung in nuce anerkannt, hatte Zugang zu den österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen, aus denen eine neue Armee für den Krieg gegen Österreich-Ungarn gebildet werden konnte, während die andere Gruppe die Instanzen der verschiedenen Gesetzesregierungen, das Parlament, verschiedene Regierungsstellen und sogar die Schreibtische im Kriegsministerium weitgehend für ihre Zwecke nutzen konnte. Es gab kein autokratisches Regime der Armee, das in der Lage gewesen wäre, den verfassungsmäßigen Rahmen endgültig zu beseitigen, auch wenn unter seinem Schutz die Revolution voranschreiten konnte. Es gab gelegentliche Exzesse der Militärbehörden, aber es gab viel mehr Zusammenarbeit und Absprachen zwischen ihnen und den Vertretern der Volksinteressen, als allgemein angenommen wurde. Doch trotz dieser gut verankerten revolutionären Aktivitäten,

deren Hauptquartiere sich sehr oft in der Nähe der militärischen befanden, hätten die Apathie der überwältigenden Mehrheit des Volkes überall, ihre Antipathie gegen die Revolution, ihre unbedingte Loyalität gegenüber dem bestehenden Regime und nicht zuletzt die Existenz einer noch ungebrochenen Heeresdisziplin niemals eine Revolution zugelassen, die in der Lage gewesen wäre, die Monarchie zu stürzen, bevor die militärische Niederlage der Mittelmächte auf den Feldern in Ost und West eine vollendete Tatsache war. Hier wird deutlich, wie sich die Mythologie der Revolution und die Mythologie der deutschen Unbesiegbarkeit gegenseitig ergänzen und wie problematisch und gefährlich es für Armeen und Feldherren im Feld ist, auf eine Revolution beim Gegner zu warten oder gar darauf hinzuarbeiten.

Die militärische Niederlage der Mittelmächte begann jedoch nicht mit den schwächsten Partnern, Bulgarien und der Türkei, wie allgemein angenommen wird, obwohl diese tatsächlich die ersten Waffenstillstände schlossen, sondern sie begann, ganz im Gegensatz zur späteren Version der deutschen Mythologie, mit dem Zusammenbruch der militärischen Moral des stärksten Mitglieds unter den Mittelmächten, Deutschland, dessen Armeen im Westen unter Hindenburg und Ludendorff bereits im Juli 1918 von Foch an der Marne entscheidend besiegt wurden und dies vom Oberbefehlshaber bis hinunter zum Fußvolk genau wussten. Ohne diese militärische Niederlage der deutschen Armeen und deren Akzeptanz durch ihre militärischen Führer, obwohl die Tatsache erst drei Monate zuvor von Ludendorff öffentlich anerkannt wurde, hätte es keine Revolution gegeben, weder in Deutschland noch in Österreich einschließlich Böhmen, dessen Armee seltsamerweise viel revolutionärer und viel weniger von der

Propaganda des Hinterlandes infiziert war. Die Masse des Volkes und der Armee nahm nicht an den revolutionären Aktivitäten teil und konnte auch nicht von ihnen erreicht werden. Sowohl die tschechischen als auch die Wiener Regimenter kämpften noch in den letzten Kriegstagen weiter. Der eigentliche Zusammenbruch wurde nicht durch eine Revolution ausgelöst, sondern durch die militärische Niederlage und noch mehr durch die Anerkennung dieser militärischen Niederlage, die in ihrer ersten Phase immer eine problematische Tatsache war, durch das deutsche Oberkommando. Als Ludendorff selbst erstmals das Spiel aufgab (8. August), kam ein Kronrat in Spa (15. August) zwar auf die Idee eines neuen Friedensfühlers, teilte aber den Verbündeten Deutschlands nicht vollständig mit, wie es wirklich stand. Es bedurfte noch neuer Schläge durch eine konzentrierte Offensive der alliierten Mächte, bis Ludendorff bereit war, seinen eigenen moralischen Zusammenbruch den alliierten Herrschern mitzuteilen (29. September). Er versteckte sich hinter dem Zusammenbruch Bulgariens, aber das war nur eine schüchterne Umschreibung seiner eigenen Fassungslosigkeit.

Die Nachrichten aus Deutschland entsprachen, so sehr sie auch den Unvorbereiteten trafen, den Wünschen, die in Österreich gehegt wurden, da Karl, der Großneffe Franz Josephs und Neffe Franz Ferdinands, die Regentschaft übernommen hatte (21. November 1916). Karl hat nie aus den Augen verloren, dass der Zusammenbruch Ludendorffs über den Ausgang des Krieges entschied und gleichzeitig die Chance für Österreich war, sich von Deutschland zu lösen. Als ich ihn 1919 in Disentis (Graubünden) traf und der abgesetzte Monarch sich dem unbekanntem, aber loyalen Jüngling öffnete, war er von nichts mehr überzeugt und nichts blieb ihm mehr im

Gedächtnis. In seiner innersten Überzeugung war er der Mann, der die Monarchie, wenn sie überleben sollte, vom deutschen Kurs hätte abbringen können, sobald die Außenwelt die Gelegenheit ergriffen hätte, der Monarchie in dieser Hinsicht zu helfen und sie nicht zu zerstören, als sie gerade begann, sich von ihrem Partner zu trennen.

Der neue Kaiser war durch seinen Schwager Sixtus Bourbon-Parma zunächst zu den hoffnungsvollsten Friedensgesprächen mit der anderen Seite gekommen, die es während des Ersten Weltkriegs je gegeben hatte, um einen Frieden "ohne Sieger und Besiegte" zu initiieren. Trotz zahlreicher Zugeständnisse konnte Karl jedoch nichts erreichen, da Italien mit seiner endgültigen Hartnäckigkeit Österreich-Ungarn endgültig vernichten wollte. Geblendet von der Aussicht auf einen ungeahnten Imperialismus vergaß Italien in tragischer Weise, dass der schwächere österreichische Partner in den Alpentälern und an der Adria, da die angestrebte Anarchie in der nördlichen Sphäre sicher nicht auf Dauer herrschen würde, immer dem stärkeren deutschen Partner vorzuziehen sei. Vielleicht wäre der italienische Einfluss auf Dauer nicht ausschlaggebend und weitere Gespräche erfolgreicher gewesen, wenn der Außenminister Österreich-Ungarns, Ottokar Czernin, nicht absichtlich oder ungeschickt Clemenceau provoziert hätte, die Tatsachen zu enthüllen und damit die Tür für weitere Verhandlungen zu schließen. Der kaiserliche Minister, der viel deutschfreundlicher war als Karl, zwang damit seinen exponierten Kaiser zu einem verschärften "deutschen Kurs" innerhalb und außerhalb des Reiches, ob dies nun seine wahre Absicht war oder nicht. Die Zustimmung Karls zu diesem Kurs gegen seinen Willen war die Offenbarung einer elementaren Schwäche in seiner Psyche und seinem Charakter, die vielleicht nicht über die

des durchschnittlichen Staatsmannes seiner Zeit hinausging, jedenfalls aber für die vor ihm liegende überdurchschnittliche Aufgabe weniger hätte sein müssen. Karl sehnte sich seither danach, sich von dem Kurs zu befreien, auf den ihn sein Außenminister erneut verpflichtet hatte. Als Ludendorff ihm deshalb die Gelegenheit bot, war er mehr froh als traurig, aus einem Konflikt und einem Bündnis auszusteigen, das er seit seiner Thronbesteigung verabscheut hatte. Die Folgen einer Niederlage würden das Ende dieses Bündnisses beschleunigen, dessen war er sich sicher, könnten aber dennoch zur Schaffung eines neuen Österreichs führen, wenn sowohl die Sieger als auch die Völker der Monarchie klug genug wären, wenigstens eine formale Vereinigung unter den neu entstehenden Nationalstaaten zu retten. Für diese Aufgabe hielt sich der Kaiser bereit und nahm an, er hätte die Hilfe außerhalb und innerhalb der Monarchie gefunden, wäre sicherlich nicht im Geringsten geeignet gewesen, die neue Rolle des Verfassungssymbols eines modernisierten und demokratisierten Reiches zu spielen.

Indem sie Wilson um einen Waffenstillstand baten (3. Oktober), gaben die Mittelmächte vor dem Weltforum ihre militärische Niederlage zu. Dies war ihre letzte gemeinsame Aktion. Von nun an trennten sich ihre Wege rasch. Karl, von der deutschen Vormundschaft befreit, handelte nun endlich so, wie er - sofern seine Persönlichkeit an politischem Geschick und Klugheit überdurchschnittlich gewesen wäre - schon zwei Jahre zuvor mutig hätte handeln müssen. Die öffentliche Meinung der Monarchie, die in ihm den Erben von Franz Ferdinands Plänen zum Wiederaufbau des Reiches sah, hätte ihm folgen können, der damals mit Begeisterung dabeiblieb. Karl jedoch, der sich in vielen Punkten an die Ideen und

Persönlichkeiten seines Onkels hielt, war keineswegs von der politischen Statur, die man Franz Ferdinand unterstellte, obwohl er nie die Gelegenheit hatte, dies zu zeigen. Karl vollzog eine bloße Karikatur dessen, was Franz Ferdinand hätte versuchen können, und das auch noch zwei Jahre nach dem Termin, den der Onkel dafür vorgesehen hatte, nämlich der Thronbesteigung. Ganz am Ende des kaiserlichen Weges der Monarchie bot Karl durch seinen österreichischen Ministerpräsidenten Max Hussarek die nationale Selbstbestimmung zumindest der österreichischen Reichshälfte durch ein kaiserliches Manifest an, das *ex auctoritate* zur Bildung von Nationalräten aufforderte (17. Oktober). Obwohl damit formal noch die Einheit des Reiches betont wurde, handelte es sich faktisch um die Anerkennung der nationalen Souveränitäten durch den Kaiser, wo auch immer diese nationalen Räte zustande kommen würden. Mit diesem Schritt wurde, obwohl neun Monate *post festum*, Wilsons Idee teilweise verwirklicht und gleichzeitig die nationalen Bestrebungen der Italiener anerkannt (Punkt 9) und die Polen aus der Monarchie entlassen (Punkt 13).

Das grundlegende Manko der gesamten Aktion war jedoch, dass Ungarn aus dem Schema der Föderalisierung ausgeklammert wurde. Die Magyaren unter István Tisza und Sándor Wekerle, dem wirklichen Führer des Adels und dessen schwäbischer Handlanger, wehrten sich noch immer in der grotesksten Verkennung der Realität, die seit jeher ihre politische Atmosphäre und ihr Erbe war, gegen jedes Zugeständnis, das ihnen andererseits der Kaiser selbst, der durch den Krönungseid gebunden war, nicht abzurufen wagte. Zwei Jahre zuvor, vor der Krönung in Ungarn, die Tisza bereits für den Monat nach der Thronbesteigung Karls zu arrangieren gedachte, hätte der

Kaiser dem ganzen Reich eine Selbstverwaltung verschaffen können, indem er das Testament Franz Ferdinands erfüllte und Wilson zuvorkam. Er hätte keine Komplikationen riskiert, wenn er eine Situation des Krieges gewählt hätte, in der Deutschland klugerweise nicht zu einer wirklichen Verteidigung des österreichisch-ungarischen Dualismus hätte kommen können. In der Praxis hätte dies die Umstellung auf den slawischen Kurs Österreichs bedeutet, und der Kaiser von Österreich hätte sich entscheiden müssen, zuerst zum König von "Böhmen" gekrönt zu werden, bevor er zustimmte, nur unter völlig neuen Bedingungen zum König von Ungarn gekrönt zu werden. Ich weiß nur von einem Außenseiter der Politik (Richard Kralik), der diese Idee dem jungen Paar auf dem österreichischen Thron ernsthaft vorgeschlagen hat. Gewiss, diese Rückkehr zu den Grundlagen des Reiches wäre von vielen Magyaren und Deutschen als Revolution empfunden worden und hätte einen großen, einsamen und kühnen Staatsmann zu ihrer Durchsetzung erfordert. In einer solchen Angelegenheit auf Ratschläge zu warten, war gleichbedeutend damit, sie fallen zu lassen. *In abstracto* hatte der Monarch zu diesem Zeitpunkt noch die Macht, das Reich durch eigene Handlungen wiederherzustellen, indem er darauf bestand, mit den symbolischen Werten seiner Krone in der richtigen Reihenfolge zu spielen. Doch Karl war nicht der richtige Mann, um das Reich in eine solche Schieflage zu bringen. Er war eine edle Seele, bereit zu leiden und sich zu opfern, aber im 20. Jahrhundert war er noch weniger das, was Franz Joseph im 19. sein hätte sollen. Sein späterer geistlicher Freund, der rätoromanische Benediktinerpater Mauras Camot von Disentis, erzählte mir einmal, dass er scherzhaft von sich selbst sagte, er habe in seiner Jugend den Ehrgeiz gehabt,



Leiter der österreichischen Postverwaltung zu werden, nicht einmal General, geschweige denn Kaiser.

Als Wilson seine 14 Punkte formulierte, zu denen auch die Modernisierung Österreich-Ungarns gehörte (Punkt 10), war es für Karl zu spät, um das Reich noch zu retten, nachdem er sich freiwillig an die ungarische Sichtweise gebunden hatte, für die eine Aufgabe der historischen Rechte nicht in Frage kam. Außerdem hatten die Westmächte die tschechoslowakische Exilregierung inzwischen als Verbündete anerkannt. Nachdem Masaryk in Washington die tschechoslowakische Unabhängigkeit proklamiert hatte (18. Oktober), bedeutete Wilsons Antwort an Österreich-Ungarn (19. Oktober), in der er die Idee der Modernisierung der Monarchie aufgab und die Souveränität sowohl der Tschechoslowakei als auch Jugoslawiens anerkannte, faktisch die endgültige Liquidierung jeder Hoffnung auf eine Föderalisierung des Reiches in rechtlicher Kontinuität. Nur zwei Tage, nachdem die österreichische Regierung mit dem Manifest Karls den letzten Versuch in diese Richtung unternommen hatte, erloschen die Lichter der Jahrhunderte, ausgelöscht durch die Tatsache, dass der Sprecher der westlichen Welt die bis dahin noch bestehende Legitimität nicht mehr anerkannte. Während die Aktion Karls versuchte, die Monarchie zu retten, aber politisch zu spät und noch schlimmer zu bruchstückhaft war (obwohl es historisch nie zu spät ist, so bruchstückhaft es auch sein mag), hat Wilsons Handeln auf der Grundlage von Masaryks Ratschlägen der Monarchie und allem, wofür sie historisch und politisch stand, den Todesstoß versetzt. Auch wenn es für den Vertreter der rechtlichen Kontinuität zu spät war, um die Versäumnisse eines Jahrhunderts aufzuholen, so war es doch sowohl für die Sieger als auch für die Völker der

Monarchie selbst nie zu spät, um zu einer Modernisierung der gesamten imperialen Struktur zu gelangen, und wenn nicht mehr der Monarchie, so doch zumindest des dahinterstehenden wirtschaftlichen und politischen Zusammenlebens. Es mag auf Seiten der Sieger noch die vage Vorstellung bestanden haben, dass sich auch souveräne Nationen im Donauraum ohne gemeinsames Symbol freiwillig vereinigen und sogar, wie Masaryk naiv glaubte, einen viel stärkeren Deich gegen die deutsche Flut bilden könnten als der historische Organismus der österreichischen Monarchie unter der Führung einer diskreditierten deutschen Dynastie. Es gibt Hinweise darauf, dass Oberst Eduard M. House so dachte und später sogar bedauerte, dass in den Friedensverträgen nicht vorgesehen war, den Nachfolgestaaten irgendeinen politischen oder auch nur wirtschaftlichen Rahmen zu geben, der sie zusammengezwungen hätte. Wenn diese Friedensverträge den Anschluss Österreichs an Deutschland verboten hätten, hätten sie auch den Nachfolgestaaten ergänzende Einschränkungen ihrer Souveränität auferlegen können. Die Haltung Wilsons gegenüber Österreich-Ungarn war keineswegs von Anfang an antithetisch. Es war jedoch logisch, dass der Einfluss Masaryks allmählich in eine andere Richtung führen würde. Dennoch handelten alle Westmächte am Ende so, als ob sie vom sprichwörtlichen österreichischen Wunder eher überzeugt gewesen wären und sich sicher waren, dass die Habsburgermonarchie doch nicht völlig zerstört werden könne, auch nicht durch eigene Fehler. Sie alle rechneten vage mit einer Art Rekristallisation im Donauraum. Aber wenn solche vagen Vorstellungen bei den Siegern noch vorhanden waren, so leiteten sie sie nicht konsequent. Anstatt so viel wie möglich von den gemeinsamen Einrichtungen der Monarchie zu bewahren, und sei es auch

nur für eine Föderation von Republiken, förderten die Sieger die Desintegration oder rieten zumindest nicht davon ab, bis zu dem Punkt, an dem für die gesamte nächste Generation keine Reintegration mehr möglich war.

(§24) Der politische und militärische Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie vollzog sich nach dem Manifest Karls und dem Todesurteil Wilsons in einem rasch beschleunigten Tempo. Die Vertreter der verschiedenen Nationen kehrten von Wien in ihre Heimatstädte zurück, um die neuen Nationalstaaten zu gründen. Sie waren dazu im Rahmen des kaiserlichen Manifests legitimiert, aber sie wussten alle, dass sie nie wieder nach Wien zurückkehren würden, um sich im Haus an der Ringstraße niederzulassen, und sie waren alle froh darüber. Sie unternahmen jedoch nicht sofort die letzten Schritte der Trennung. Der tschechische Nationalrat (Narodni vybor) in Prag und der jugoslawische Nationalrat (Narodno vijece) in Zagreb existierten bereits und sollten nun in Folge der Antwort Wilsons zu den handelnden Staatsorganen werden, die in einem Umfeld zu schaffen waren, in dem die Autorität der österreichischen Armee immer noch überragend war. Die Polen und die Italiener gehörten zwar nicht mehr zum Reich, aber auch in ihrem Gebiet gab es noch die alte Autorität. Die Rumänen in der Bukowina konstituierten ihren Nationalrat in Czernowitz (18. Oktober), die Ruthenen in Ostgalizien in Lwow (19. Oktober), unter den gleichen Bedingungen, bald bereit, ihre eigenen Wege zu gehen, zögerten aber noch eine Weile, die letzten Konsequenzen zu ziehen. Die Ruthenen waren nicht weit davon entfernt, dasselbe zu tun, und hätten es vielleicht auch getan, wenn sie hätten voraussehen können, unter welchen Bedingungen sie schließlich nach Wien zurückkehren würden - ins Exil. Die meisten

altösterreichischen Nationen haben sich von der Vergangenheit verabschiedet, ohne zurückzublicken. Keines von ihnen aber begrüßte den Abbruch der uralten Beziehungen so hysterisch wie dasjenige, das am meisten leiden und seine Schuld am wenigsten anerkennen sollte, die Magyaren, denen Karl als Gegenleistung für das österreichische Manifest (15. Oktober) eine Personalunion angeboten hatte.

Auch die Abgeordneten der deutschen Parteien im österreichischen Parlament, Christlichsoziale, Sozialdemokraten und Deutschnationale (die späteren Großdeutschen), versammelten sich symbolisch im Gebäude der niederösterreichischen Stände (wo einst die Märzrevolution von 1848 begann) und gründeten den Deutschösterreichischen Nationalrat (21. Oktober). Zum ersten Mal und deutlicher als die anderen es bisher gewagt hatten, sprachen sie von ihrem souveränen Staat, der seine Beziehungen zu den anderen Nationen durch gegenseitige Vereinbarungen regeln wolle. Sie konstituierten sich als Provisorische Nationalversammlung Deutsch-Österreichs, wie sie den neuen Staat nannten, und beanspruchten, ganz im Gegensatz zu diesem entschlossenen Beitrag zur Auflösung des Reiches, für den neuen Staat das gesamte deutschsprachige Gebiet der österreichischen Hälfte der Monarchie, einschließlich der Sudetendeutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien. Obwohl diese deutschsprachigen Gebiete keine territoriale Einheit bildeten und daher nur im Rahmen der Monarchie oder ihres durch föderative Vereinbarungen zwischen den altösterreichischen Nationen gebildeten Ersatzes auf einen Staat hoffen konnten, setzten die deutschösterreichischen Parlamentarier alles daran, beide Chancen zu vereiteln. Dies war der Geburtstag des neuen Österreichs, viel mehr

als das endgültige Datum des 12. November, an dem die österreichische Republik formell gegründet wurde. Österreich war also der erste und nicht der letzte souveräne Staat, der aus dem Erbe der Monarchie hervorging, obwohl die Österreicher alles Interesse daran gehabt hätten, der letzte zu sein. Wenn es in jenen Tagen überhaupt eine Revolution gab, die über das kaiserliche Manifest hinausging, dann war es diese parlamentarische Revolution, die einstimmig das deutsche Österreich proklamierte. Trotzdem sprach Viktor Adler immer noch von der Union freier Völker, der Deutsch-Österreich gerne angehören würde, wenn seine Nachbarn dies ebenfalls wünschten, und er bezeichnete den möglichen Zusammenschluss mit Deutschland nur als ein unvermeidliches Mittel für den Fall, dass sich die Nachbarstaaten nicht auf einen neuen Bund einigen wollten. Selbst von Karl sagte Adler damals halb scherzhaft zu einem aus dem Gefolge des Kaisers: *"Sie können sicher sein, ob als König von Österreich oder als Kaiser von Südosteuropa, diesem Herrn wird nichts passieren"*. Die ältere Generation glaubte noch nicht an ihr eigenes Bekenntnis zum Republikanismus. Die jüngere Generation war sich zwar viel bewusster, was sie wirklich wollte, doch auch Otto Bauer vertrat wenige Tage später auf dem sozialdemokratischen Parteitag (1. November) den gleichen Standpunkt der *Priorität des Donaubundes gegenüber dem Anschluss*, nur eine Nuance skeptischer, ob die anderen Nationen wirklich zustimmen würden, wiederherzustellen, was sie gerade zerstören wollten.

Während dieser politischen Selbstauflösung eines Reiches kämpfte das kaiserliche Heer, das zwar schon ohne Land war, aber noch aus allen Nationen bestand, deren parlamentarische Vertreter in die Heimat abgereist waren,

die letzte Schlacht, die visionäre Skeptiker schon vor Jahren vorausgesagt hatten, von vornherein dem Untergang geweiht, aber in mancher Heldentat mit Bravour geschlagen. Das war die Soldatentradition des I. und R. (k. u. k.) Österreichischen Bundesheeres, ein Organismus von vier Jahrhunderten, der in tausend Schlachten für die europäische Zivilisation gekämpft hat und der einen stolzen Stolz machte, dabei gewesen zu sein, auch wenn er im endgültigen Scheitern auf der falschen Seite für eine verlorene Sache stand. So tragisch das Ende auch war, so zeichnete es sich doch durch Wunder an Loyalität und Disziplin aus, die von Regimentern aus allen Nationen des Reiches vollbracht wurden und die den Dienst in dieser polyglotten Armee einst so einzigartig und aufregend zugleich machten. Dieses Ende war der Waffenstillstand mit Italien und das, was in der italienischen Version als der Sieg von Vittorio Veneto (24. Oktober - 3. November) in die Geschichtsbücher einging, fast vier Monate nachdem das Rückgrat der Offensivkraft der deutschen Armeen an der Marne gebrochen worden war.

Während dieser Schlacht wurde Gyula Andrasay, Jr. (gest. 1929), der letzte Außenminister der Monarchie, Sohn des Mannes, der einst als erster das Bündnis mit Bismarck-Deutschland geschlossen hatte, übermittelte J. Wilson den letzten Versuch des Reiches, als bestehende Qualität behandelt zu werden. Die Depesche erkannte sowohl die Tschechoslowakei als auch Jugoslawien als souveräne Staaten an und vollzog formell die Trennung von Deutschland, indem sie um einen Separatfrieden bat (28. Oktober). Die Geste rettete nicht einmal die Trümmer des Reiches. Doch erst jetzt wurden der tschechoslowakische und der jugoslawische Staat wirklich geschaffen (29. Oktober), und zwar im Wesentlichen auf der gleichen

Grundlage, auf der der deutsch-österreichische Staat bereits seit einer Woche bestand. *Die Tschechen machten Revolution, wie ihr Historiker Pekar spottete, nachdem sie "offiziell erlaubt" worden war.* Jetzt hörte die Autorität der österreichischen Armee auf zu existieren. Das war aber nur die logische Folge der Tatsache, dass in allen österreichischen Ländern nur Minderheiten revolutionär tätig waren und die kaiserliche Autorität selbst eine organische Entwicklung ermöglichte. Es war also völlig überflüssig, Abenteuer gegen die verfallende, aber immer noch gewaltige Macht des sich selbst auflösenden Reiches zu führen. Aus diesem Grund habe ich die "tschechische Revolution" von 1918 als klassisches Beispiel für die rechtliche Kontinuität zwischen zwei Regimen bezeichnet, auch wenn diese Realität manchmal durch die Ideologie oder sogar Mythologie der Revolution verdeckt wird.

Eine viel echtere Revolution, wenn wir sie nicht nur als eine weitere Phase des systematischsten Harakiri eines ganzen Volkes bezeichnen wollen, ereignete sich in jenen Tagen in Budapest, wo latván Tisza ermordet wurde, Michael Karolyi als letzter Ministerpräsident 4-8 Stunden lang den Eid auf den König ablegte, vom Eid entbunden wurde und die Republik ausrief, und Oscar Jászi in stürmischen letzten Verhandlungen mit den siebenbürgischen Rumänen versuchte, eine Art ungarische Föderation ein halbes Jahrhundert zu spät zu retten. Die ungarischen Regierungen der Vergangenheit unter der verhängnisvollen Führung des Adels hatten ihren tödlichen Teil zur Versteinerung des Reiches beigetragen, die jede Modernisierung unmöglich machte. Nun warfen die magyarischen Massen der Hauptstadt, unter ihnen in ihrer überwältigenden Mehrheit die magyarisierten Nicht-Magyaren, deren Aneignung durch das letzte Jahrhundert

der politische Stolz des Adels war, das traditionelle Regime in einem revolutionären Rausch über Bord, der mit noch größeren Exzessen die heftigste Reaktion in ihrem Schoß trug. Die Ungarische Volksrepublik (16. November), deren Präsident Karolyi war, konnte entsprechend der gesamten Struktur der ungarischen Gesellschaft nur ein Intermezzo von wenigen Monaten sein, dem bald die Ungarische Sowjetrepublik (unter der Führung von *Bela Kun*) folgte, auf die wiederum nach wenigen Monaten und unsäglichem Sadismus die unvermeidliche Reaktion der konservativen Schichten folgte, für die schließlich der ehemalige Vizeadmiral Nikolaus Horthy zum Symbol wurde (1920). Unter Horthy wurde die Macht des Adels durch die erneute Beschneidung des Wahlrechts (1925/26) so absolut wiederhergestellt, wie sie jemals war. So war die "ungarische Revolution", verkörpert durch die Namen Karolyi und Kun, letztlich nur die Intensivierung der Herrschaft des Adels, der nach der Zerstörung der Monarchie nun freie Hand hatte, sein eigenes Land zu zerstören.

Während es in Wien und Prag außer in der posthumen Mythologie keine Revolutionen gab, war derselbe Wille, die Legalität in den Behörden des untergehenden Staates am Leben zu erhalten, nicht stark genug, um sich auch um Ungarn zu kümmern, und so kam es in Budapest (wie auch in München) zu einer Revolution. Während die Tschechen sich als Verbündete der Sieger wussten und die Österreicher noch auf das Wunder der nationalen Selbstbestimmung hofften, war den Magyaren sofort klar, dass ihre tausendjährige Existenz zusammengebrochen war. Zwei Faktoren trugen also überall zum Bestehen oder Nichtbestehen der Revolution bei. Der große Anteil der magyarisierten Nichtmagyaren im Blutstrom der



magyarischen Nation trug unweigerlich auch zum Ausbruch und zum Schrecken der ungarischen Revolution bei, in der der Hass gegen die ehemaligen Führer in den Abgrund, die Enttäuschung über den Verlust einer einmal erkaufte Herrschaftsposition und die innere Rassenfeindlichkeit zusammenfielen und das nationale Chaos in unerhörte Höhen trieben. Mehr als jedes andere Land hätte Ungarn von Kontinuität und Legalität profitiert. Auch politisch gesehen hätte der Adel nicht davon befreit werden dürfen, die Verantwortung für das von ihm geschaffene Chaos in der Nachkriegszeit voll mitzutragen. Die doppelte Revolution erlaubte es dem Adel, als Retter aufzutreten. Es kann nicht der geringste Zweifel daran bestehen, dass der Wiederaufbau nach dem Krieg sowohl in Österreich als auch in der Tschechoslowakei möglich war, weil es in Wien und Prag keine Revolution gab, während im Gegenteil die Revolutionen in Budapest und München entscheidend mit dem späteren Aufkommen des dortigen hysterischen, irrationalen Nationalismus zu tun haben, der schließlich ganz Mitteleuropa erfasste.

Bei dieser ganzen Tragödie, der Liquidierung von vierhundert Jahren ruhmreicher Geschichte innerhalb weniger aufgeregter Tage, stellt sich unwillkürlich die Frage, wie viele dieser Ereignisse unvermeidliche Katastrophen waren, wie es Lawinen oder Erdbeben sind, und welche davon durch eine andere Haltung des Menschen hätten verhindert werden können, und wem es guttut, diese Haltung an den Tag zu legen. Alle neuen Nationalstaaten haben in ihren ersten feierlichen Erklärungen ihre Unabhängigkeit und Souveränität bekundet und die Bande untereinander mit freudigem Herzen gekappt, wie Knaben, die sich über die Bevormundung ärgern. Keiner von ihnen wollte etwas von

der Gemeinschaft bewahren, die sie gerade grimmig auflösten. Ihre frühere gemeinsame Autorität war verächtlich und hilflos, etwas anderes zu tun als zu resignieren. Die im Entstehen begriffene neue Weltautorität war sich keineswegs darüber im Klaren, dass das bloße Verschwinden einer gemeinsamen Autorität in einem Teil Europas letztlich ihre eigenen Probleme nicht erleichtern, sondern verschlimmern würde.

Aber all diese Umstände bedeuteten nicht notwendigerweise den völligen Bruch des gemeinsamen Rahmens von gestern, solange Wien staatsmännisch einen konstruktiveren Kurs steuerte und damit vielleicht sowohl den Partnern als auch den Siegern demonstrierte, dass militärischer Zusammenbruch nicht implizit politische Liquidation bedeuten musste. Wie das Reich von seinem archimedischen Punkt an der Donau in Wien aus geschaffen wurde, so kann jede souveräne Regierung, die Österreich von Wien aus regiert, jederzeit Ähnliches tun, wenn nicht ein nicht mehr zeitgemäßes Reich schaffen, so doch zumindest die politischen Voraussetzungen, unter denen die Nachbarn auf Dauer immer wieder gerne nach Wien kommen werden, um gemeinsam die gemeinsamen Interessen zu verwalten.

(§25) Für die österreichische Regierung 1918/19 hätte es vielleicht nicht mehr gebraucht als die spontane Anerkennung jener historischen Tatsachen, die später der Friedensvertrag von St. Germaine dem neuen Staat aufzwang. Das bloße Bewusstsein, Rechtsnachfolger Altösterreichs zu sein, wenn es von Anfang an im neuen Staat vorhanden war und nicht erst später von außen aufgezwungen wurde, hätte dann eine konstruktive Kraft von größter Bedeutung sein können. Weder die Würde, die den Besiegten zustehen sollte, noch die Tatsache, dass

der Nationalstolz durch die Desertion der Partner verletzt wurde, hätten geleugnet werden dürfen, wenn nur die Ressentiments in diesen beiden Punkten überwunden werden konnten. Ein solches staatsmännisches Handeln der Parlamentarier war aber noch weniger zu erwarten als ein überdurchschnittliches Herrscherhandeln der alten Kaiser. Schließlich waren beide die Funktionen der gleichen Atmosphäre. So gingen die Parlamentarier in der einen Hinsicht ganz so bedenkenlos voran wie der junge Franz Joseph, in der anderen waren sie so hilflos, aber nicht so demütig wie Karl in seiner Not. Die Schaffung des deutsch-österreichischen Staates am 21. Oktober und der deutsch-österreichischen Republik am 12. November waren in ihrer historischen Kausalität die entscheidendsten Taten der Trennung, entscheidender als die Schaffung aller anderen Nachfolgestaaten, weil sie den Einfluss des zentralen Symbols, der Krone oder ihres legitimen föderativen Nachfolgers, auf den österreichischen Boden selbst endgültig beseitigten und damit den Wiederaufbau einer Brücke ausschlossen, die das alte Reich mit einer neu zu gestaltenden Föderation, monarchisch oder republikanisch, hätte verbinden können. Während alle Nachfolgestaaten befürchteten, dass jede neue Union untereinander zur Monarchie tendieren würde und damit eher die Idee verdarben, als die Rückkehr der Dynastie zu riskieren, wäre es die Aufgabe des österreichischen Staates, ob Monarchie oder Republik, gewesen, zu beweisen, dass die Wiederherstellung dieser Union das *unum necessarium* bedeutet, unabhängig von der Regierungsform, und zu diesem Zweck, selbst wenn das Ziel die republikanische Föderation der Republik gewesen wäre, die Kooperation des ehemaligen Monarchen zu gewinnen, die aller Wahrscheinlichkeit nach ohne mit der Wimper zu zucken gewährt hätte. Die Geschichte hat

bewiesen, dass die republikanischen Nachfolgestaaten aus ihrer eigenen Dynamik und Interessenlage heraus nicht in der Lage waren, die notwendige Schaffung eines Donaubundes zu erreichen, der die positive Tradition der Monarchie hätte fortsetzen sollen. Dieses Scheitern mit seinen katastrophalen Folgen lässt die historische Spekulation zu, ob nicht vielleicht sogar die bloße Galionsfigur eines Kaisers in Wien, wie es Karl resigniert war, ausgeschlossen von jeder realen politischen Macht, in seiner Person eine bessere Chance als Keimzelle des Wiederaufbaus bewahrt hätte, wenn die Sieger klüger gewesen wären als die Völker. Wenn sie klüger gewesen wären, hätten sie aber ebenso gut der Gesamtheit der Nachfolgestaaten dieselbe Beschränkung der nationalen Souveränität auferlegen können, die sie Österreich durch das Verbot des Anschlusses an Deutschland tatsächlich auferlegt haben, und sie dadurch gezwungen haben können, sich insgesamt in ein eigenes wirtschaftliches und schließlich politisches System einzufügen. Da derartige Voraussetzungen in der Realität weder bei den Siegern noch bei den ehemaligen Partnern gegeben waren, hatte der österreichische Staat die Chance und die Verantwortung, Symbol und Träger des Wiederaufbaus zu sein, und dazu brauchte Österreich, auch wenn es die konstitutionelle Monarchie als wenig realistisch aufgeben wollte, die Kooperation des ehemaligen Monarchen.

Das Haupthindernis für diesen Triumph der Vernunft über die Leidenschaft auf der ganzen Front war das plötzliche Fieber des deutschen Nationalismus, das die drei österreichischen Parteien, nicht nur die Großdeutschen, sondern auch die Christlichsozialen und die Sozialdemokraten, trotz ihrer programmatischen Grundlage in einer internationalen oder supranationalen Doktrin,

erfasst hatte. Als die drei deutsch-österreichischen Parteien, von denen die kleinste – jene der bekennenden Deutschnationalen - der treibende Faktor war, im Wiener Parlament allein gelassen wurden, schufen sie zuerst den deutsch-österreichischen Staat und dann die deutsch-österreichische Republik, wobei sie letzterer ein Geburtstagsgeschenk machten, das die verhängnisvollste Entscheidung war, die jemals von Vertretern eines Volkes getroffen wurde. Ihre Theorie war, dass, da ihre ehemaligen Kollegen der anderen Nationalitäten bereits ihre eigenen Nationalstaaten geschaffen hatten, sie, allein gelassen in Wien, mehr als nur das Gleiche tun mussten. Doch das war nur parlamentarische Logik. Hätten sie sich der historischen Logik bedient, hätten sie vielleicht schon damals erkannt, dass die österreichische Republik oder wie auch immer zweideutig genannt, unter keinen Umständen dem Schicksal entgehen würde, als rechtmäßige Erbin der österreichischen Monarchie zu gelten, und hätten besser schon jetzt entsprechend gehandelt. Doch diese ablehnende Haltung war nur einer nationalen Metaphysik untergeordnet, die zu formulieren die Legitimation der 1911 gewählten Parlamentarier bei weitem überstieg. Diese Metaphysik sollte das Haupthindernis jeder neuen Union unter den Nachfolgestaaten und die verhängnisvollste Bürde werden, durch die die Architekten des neuen Staates dessen Entwicklung erschwerten. Es war dasselbe parlamentarische Gremium mit derselben parlamentarischen Logik, das jedoch seine parlamentarische Legitimation überschritt, als es gleichzeitig mit der Ausrufung der deutsch-österreichischen Republik die Vereinigung Österreichs mit Deutschland verfügte. Dieselben Parlamentarier, die gerade einen neuen Staat gegründet hatten, lösten ihn also gleich wieder zugunsten eines anderen Staates auf.

All dies waren parlamentarische Akte, und die österreichische Revolution war nichts anderes als eine parlamentarische Angelegenheit, die Niederlage, Anarchie und die Mühen der Geschichte mit der revolutionären Spontaneität des österreichischen Volkes verwechselte. Trotz dieser parlamentarischen Schaffung der Republik dachten weder die Christlichsozialen noch die Sozialdemokraten ursprünglich an ein vollständiges Ende der Koexistenz der Donaustaaten. Trotz ihrer eigenen Beteiligung an deren Zerstörung konnten sie sich die bloße Möglichkeit einer Diskontinuität nicht vorstellen, aber sie hielten es für ihre Pflicht, auf die Ouvertüre der früheren Nationen zu warten, anstatt im Stillen selbst die Stunde vorzubereiten, in der Wien wieder aufgerufen sein würde, durch sein Dasein die Wiederherstellung des uralten Commonwealth zu unterstützen. Zumindest die ältere Generation der österreichischen Parlamentarier stellte sich nichts anderes vor als eine wiederhergestellte Gemeinschaft der Donaumonarchie als oberstes Ziel und den Zusammenschluss mit Deutschland nur dann als unausweichlich, wenn die Österreicher von ihren ehemaligen Partnern endgültig im Regen stehen gelassen werden würden. Als sie sahen, wie die befreiten nicht-deutschen Nationen in der ersten Wut ihrer Mutter den Rücken kehrten, wollten sie die gleiche Hartnäckigkeit zeigen. So schlossen sie sich auf dem Papier ihrer ersten Verfassung feierlich Deutschland an. Keiner jener Parlamentarier, die die österreichische Republik schufen und sie zum Teil der deutschen Republik machten, dachte ernsthaft an die Notwendigkeit, dass der neue Staat ein Zwischenspiel der Geschichte allein würde durchstehen und durchkämpfen müssen. Sie stimmten für den Anschluss, wie sie es gewohnt waren, im Parlament für etwas zu stimmen, das später Gegenstand von

Verhandlungen mit der Regierung sein würde. Sie dachten in ihren hochfliegenden Träumen nicht daran, welche schlimme Hypothek sie dem österreichischen Volk aufbürden würden und dass dies eine der Hauptursachen für die Isolierung des neuen Staates sein würde, aber genau das sollte das Schicksal der Österreicher werden, geführt von parlamentarischen Revolutionären, die sich der wirklichen Parallelen nicht bewusst waren, die, in völliger Unkenntnis des realen Kräfteparallelogramms in der Außenwelt, sich Deutschland anschließen wollten, selbst um den Preis, von ihren früheren Partnern endgültig im Stich gelassen zu werden, durch die bestehenden Machtverhältnisse am Anschluss an Deutschland gehindert wurden und freilich von denen im Stich gelassen blieben, deren Fahnenflucht ihnen, wie sie sagten, gleichgültig war. Diese Fahnenflucht war zwar die eigentliche Ursache für Österreichs Not und komplizierte Existenz während des Zwischenspiels, aber ihre eigene Ursache war die eifrige Vorwegnahme und Provokation durch die Wiener Parlamentarier, die in die Welt trompeteten, dass sie dem besiegten Deutschland helfen würden, den nächsten Krieg zu gewinnen, es aber nicht so meinten, und die in der Tat zu den soliden Grundlagen von so etwas wie dem donauländischen Zusammenleben zurückkehren wollten, es aber nicht teilten. Sie waren in vielen Fällen mutig und hartnäckig, aber sie standen vor einem Problem, das ihre Fähigkeiten weit überstieg, wobei es nicht verwundern kann, dass sie in der einzigen Hinsicht, in der die Zukunft ihres Volkes gesucht werden konnte, nie mutig und visionär waren. Mehr als sie selbst wissen konnten, waren sie in Wirklichkeit die legitimen Erben der Unzulänglichkeit der Dynastie während der letzten Generationen, und paradoxerweise waren sie es umso mehr, je weniger sie davon wussten. Jene Linken unter den österreichischen

Parlamentariern, die darauf erpicht waren, ohne den Kompass der Tradition, nicht nur ohne die traditionelle Monarchie, sondern sogar ohne die Idee von Österreich als Nummer 1, in den offenen Ozean zu segeln, waren die letzten, die die Kunst des Regierens erlernten und die ersten, die die Zügel der Regierung wieder verloren.

Das Vorgehen der drei Parteien bei der Gründung der österreichischen Republik wurde im Wesentlichen durch Karl selbst erleichtert, der von seinem letzten österreichischen Kabinett, Heinrich Lammasch (gest. 1920), beraten wurde, dem auch Ignaz Seipel angehörte und das nur für die Abwicklung der Geschäfte ernannt wurde (27. Oktober), ein zweites Manifest (1. November) abgab, in dem er, indem er die von Seipel vorgesehene scholastische Unterscheidung zwischen der Substanz seiner legitimen Autorität und ihrem zufälligen Gebrauch akzeptierte, auf seine Beteiligung an der Regierung verzichtete, ohne formell abzudanken, und die Entscheidung des österreichischen Volkes über die Staatsform, Monarchie oder Republik, im Voraus anerkannte. Dies war eine großzügige Geste des Kaisers, die beweist, dass er bereit war, auch den republikanischen Wiederaufbau zu unterstützen, obwohl die Formel, in der diese Geste von den Beratern des Kaisers präsentiert wurde, eine gefährliche Zweideutigkeit enthielt. Die Kaiserin Zita, mit einem tieferen Gespür für die Folgen dieses Schrittes, soll gegen alles gewesen sein, was später als Abdankung interpretiert werden könnte, während der Hauptberater des Kaisers in dieser Hinsicht, Seipel, das Manifest nur so formulieren wollte, dass es rechtlich die Abdankung vermied, aber politisch den gewünschten Eindruck auf die zeternden Teile des Volkes machte, als ob der Kaiser bereits abgedankt hätte.



Gleichzeitig verließ der Kaiser mit seiner Familie seine Residenz Schönbrunn und zog in ein Provinzschloss ein paar Kilometer außerhalb Wiens. Sicherlich handelte Karl als besorgter Vater im Interesse der Sicherheit von Frau und Kindern, denen in jenen Tagen des Aufruhrs das Schicksal der Romanows hätte widerfahren können, solange keine förmliche Abdankung bevorstand und der Kaiser die Einladung ausschlug, als Bürger unter Bürgern zu leben und damit den Schutz des republikanischen Rechts zu genießen. Aber so psychologisch verständlich dieses Verhalten auch war, der Kaiser gab durch diese zweideutige Handlung seine Autorität sogar noch mehr auf als durch eine aufrechte Abdankung, die ihm schließlich zugestanden hätte, während seine Absetzung nun rechtlich gesehen eine Sache des Volkes war, die vom Kaiser selbst als auf dieses übertragen anerkannt wurde. Durch die Verweigerung der Abdankung hätte er auf sein Recht pochen oder das Land sofort verlassen können. Durch die formelle Abdankung, die vom dynastischen Standpunkt aus nicht in Frage kam, konnte er seine Mitarbeit an der neuen Union der Donauvölker bewahren, die eine weitere Chance gehabt hätte, wenn die Angst um Habsburg hätte beseitigt werden können. Indem er sich jedoch der Entscheidung des Volkes anpasste und jede Alternative für oder gegen die Monarchie im Voraus legalisierte, gab der Kaiser das letzte Quäntchen an souveräner Entscheidung auf, das er besaß, und fügte sich sowohl dem Schicksal der Dynastie als auch dem des Reiches, jedoch ohne die souveräne Geste, entweder freiwillig auf eine überholte Autorität zu verzichten und damit viele ihrer tatsächlichen Implementierungen zu bewahren, oder für ihre volle Bedeutung kraft seiner eigenen Rechte einzustehen und auf eine andere Zukunft zu warten. Mehr als alles andere bewies dieser Abgang, dass das Zeitalter der Monarchie

vorbei war und dass der letzte Monarch, der bei der Formulierung seines Standpunktes auf zweifelhafte Hilfe angewiesen war, nicht einmal den Instinkt bewahrt hatte, den richtigen Berater zu wählen.

Als Karl später, unmittelbar vor der formellen Entthronung und Ausweisung des Hauses Habsburg-Lothringen durch die Nationalversammlung (3. April 1919), mit seiner Familie Österreich in Richtung Schweiz verließ, protestierte er in einem dritten Manifest in Feldkirch (Vorarlberg) (23. März), bevor ihn der Zug ins Exil brachte, indem er seine damalige Bereitschaft zur Abdankung als bloße Unterwerfung unter ein Plebiszit interpretierte. Aber diese Interpretation des zweiten Manifests ist in der Tat unzulässig. Wenn der einstimmige Beschluss der parlamentarischen Vertreter, eine österreichische Republik zu gründen, nicht Plebiszit genug war, so waren es die Wahlen zur verfassungsgebenden Nationalversammlung (16. Februar 1919) zweifellos. In dieser Wahl bezeugte das Volk, dass die Fortsetzung des Wiederaufbaus durch die beiden Großparteien höher bewertet wurde als der Schatten von gestern, und dies kam indirekt einem Plebiszit über die Regierungsform gleich, eine andere plebiszitäre Institution gab es damals im österreichischen öffentlichen Recht nicht, und ein dafür geeigneter Mechanismus hätte notwendigerweise von derselben republikanischen Regierung geschaffen werden müssen, gegen die das Plebiszit zur Wiederherstellung der Monarchie gerichtet war. Es war nur logisch, dass die Führer der republikanischen Koalitionsregierung, Sozialdemokraten und Christlichsoziale, unisono eine solche Anstrengung nicht für lohnenswert hielten. Die Regierung hatte in der Tat andere Sorgen, obwohl es von ihrer Seite sicherlich klüger gewesen wäre, die Vergangenheit nicht nur durch ein

Verfassungsgesetz, sondern durch plebiszitäre Mittel formell zu liquidieren, aber in Wirklichkeit zogen es die republikanischen Autoritäten, die sowohl aus Sozialdemokraten als auch aus Christlich-Sozialen bestanden, vor, die Existenz der Republik mit einem Rest derselben Zweideutigkeit fortzusetzen, durch die die Autorität des Kaisers zu ihrer Entstehung beigetragen hatte. In dieser Hinsicht waren die Christlichsozialen, die immer Monarchisten waren (und sich noch am 22. Oktober in der provisorischen Nationalversammlung durch ihren Sprecher, den Tiroler Landeshauptmann Josef Schraffl, zu ihrer Treue und Überzeugung bekannt hatten), sicherlich inkonsequenter als die Sozialdemokraten, die nie einen Zweifel daran gelassen hatten, dass ihr letztes Ideal die Republik sein würde. Die Haltung der Christlichsozialen wurde durch die Haltung Seipels gut symbolisiert, der, nachdem er wesentlich an der Abfassung des zweiten Manifests Karls mitgewirkt hatte, mit der Formel, dass niemand "kaiserlicher als der Kaiser" sein dürfe, das gesamte Problem aus der innerparteilichen Diskussion ausschloss. Hätte diese Taktik zur rechtlichen und moralischen Beseitigung des letzten Überbleibels der Vergangenheit mit verfassungsrechtlichen und plebiszitären Mitteln geführt, wäre sie vielleicht in Ordnung gewesen. Doch obwohl sie darauf abzielte, die Monarchie zu beseitigen, sollte sie das Ressentiment darüber aufrechterhalten, und so musste dieser entmonarchisierte Monarchismus unter höchst beklagenswerten Bedingungen und völlig beraubt von seinen früheren positiven Bestandteilen inmitten der konsolidierten Republik wiederkehren. Unter den Parlamentariern und Staatsmännern der österreichischen Republik gab es danach nie eine monarchistische Partei oder auch nur eine ausgesprochen monarchistische Persönlichkeit. Sonst wäre

es vielleicht günstiger gewesen, den Krypto-Monarchismus endgültig zu assimilieren, der schließlich mit der Monarchie der Vergangenheit kaum noch etwas zu tun hatte, jedenfalls nicht mit ihren Tugenden, sondern nur noch das Sammelbecken aller Ressentiments gegen die Republik war und vor allem die Sozialgesetzgebung betrifft. Ein einziges Mitglied der Christlichsozialen Partei, der spätere Bundespräsident Wilhelm Miklas, stimmte im Parlament gegen die Ausweisung jener Habsburger-Lorraine, die ihre Titel und Würden nicht niederlegen wollten. Ein anderer späterer Abgeordneter zur Nationalversammlung, der frühere Außenminister Ottokar Czernin, hat mit seiner Haltung in dieser Frage gelegentlich angedeutet, dass er von den Wiener Juden gewählt worden sei, aber wenn er jemals ein "Monarchist" gewesen sei, habe er sicher nicht an die Dynastie Habsburg-Lothringen gedacht. Jedenfalls war die Methode, mit der die Monarchie in Österreich sowohl von sozialdemokratischen Radikalen als auch von christlich-sozialen Taktikern beseitigt wurde, zu künstlich und unzureichend im Umgang mit einer wesentlichen Macht der Geschichte, um deren vollständige und wirkliche Beseitigung zu erreichen.

Zu dieser Wirkung trug auch der Abgang der Monarchie selbst bei. Zusammenfassend kann man wohl sagen, dass Karl, dessen tiefere Sympathien von Anfang an den populären Kräften unter seinen Völkern galten, natürlich nicht auf Kosten seiner eigenen monarchischen Interessen, und auch deren vorherrschende antikriegerische und antideutsche Gesinnung, leider ohne größere Aktivitäten seinerseits, dennoch die besseren Wege seines Großonkels Franz Joseph fortsetzte und vollendete, indem er die Nachwehen vorbereitete. Er legitimierte sowohl die Auflösung des Reiches in Nationalstaaten durch das

Manifest vom 17. Oktober als auch die Schaffung der entscheidenden österreichischen Republik durch das Manifest vom 11. November. Sein drittes Manifest, das bezeichnenderweise nie in Österreich zirkulierte, sondern erst später literarisch bekannt wurde, hat weder die Geschichte, die der Kaiser selbst gemacht hatte, rückgängig gemacht, noch konnte es das klare Bewusstsein der überwältigenden Mehrheit des österreichischen Volkes in allen Parteien ändern, dass die Entstehung der Republik, wenn auch vielleicht nicht völlig legitim im ideellen Sinne, so doch so legal war, wie es in einem solchen Wirrwarr von Ereignissen, wie es nach dem verlorenen Krieg bestand, nur sein konnte. Es war die österreichische Republik selbst, die die Dinge hätte geradebiegen müssen, um zu verhindern, dass sich selbst kleinere Mängel zu größeren Problemen auswachsen. Als Karl nach zwei gescheiterten Versuchen, die Krone in Ungarn wiederzuerlangen (März und Oktober 1921), in Funchal auf Madeira einen tragischen Tod starb (1. April 1921), blieb er in den Völkern, die er zwei Jahre lang regiert hatte, nur in kleinen Kreisen in Erinnerung, für die er den Heiligenschein hatte, der sein Leben für die künftige Vereinigung der Nationen opferte, die ihn vergessen hatten. Die Monarchie war mit ihm gestorben, aber ihr Schatten sollte noch eine verhängnisvolle Rolle spielen.

(§26) Trotz aller Unzulänglichkeiten und Erschütterungen bei seiner Geburt, die durch keine Mythologie aus dem Gedächtnis getilgt werden können, bleibt die Tatsache bestehen, dass die österreichische Republik, die in ihrer Absicht so provisorisch und in ihrer Lebenszeit so kurz war, ein außergewöhnliches Geschöpf im Bereich der Politik war. Nicht so sehr die "österreichische Revolution", aber sicherlich der österreichische Wiederaufbau, der unter der

Ägide der "rot-schwarzen" Koalitionsregierung (1919/20), der Kooperation der "Roten", der Sozialdemokraten, und der "Schwarzen", der Christlichsozialen, begann, war etwas, wofür die politische Reife des österreichischen Volkes sicherlich Anerkennung verdient. Obwohl diese Kooperation die natürlichste Lösung war, war sie doch das Außergewöhnlichste in einer Welt, in der nichts Vergleichbares zuvor nötig gewesen war. Kein Wunder, dass das Experiment schließlich scheiterte, aber nicht bevor es den Staat begründet hatte, unter dessen Deckmantel sowohl Regierung als auch Opposition überhaupt erst möglich waren.

Eine der Grundvoraussetzungen für diese Leistung, den Aufbau des neuen Staates durch die Koalitionsregierung, war, dass der gesamte Apparat der früheren Bürokratie und Polizei völlig intakt in die Republik überging, das Erbe der Monarchie im Allgemeinen und des Verständnisses des letzten Kaisers für den unvermeidlichen Gang der Geschichte und die Zusammenarbeit mit den neuen Behörden im Besonderen. Da er die Transformation sowohl erleichtern als auch behindern konnte, wählte er die erste Alternative. Die Wiener Polizei unter Johann Schober (gest. 1952), dem späteren mehrfachen Bundeskanzler der Republik, hatte wohl mehr als jeder andere Faktor mit dem historischen Erfolg der "österreichischen Revolution" zu tun. Schober wurde vom Kaiser selbst in der Übertragung seiner Loyalität von der Monarchie auf die Republik bestätigt, und dieser Wechsel war gleichbedeutend mit einer friedlichen Konversion von der einen zur anderen und der späteren erfolgreichen Verteidigung der Republik gegen jede Art von Umsturzversuch. Schober gehörte zur älteren schwarz-gelben Schule der deutsch-österreichischen Nationalliberalen, die auch unter der

Republik und in den meisten verantwortlichen Ämtern des neuen Staates nicht aufhörten, sich um die Meinung des ehemaligen Kaisers und seiner Witwe zu kümmern, obwohl seine Loyalität für die Dynastie nie seine kaum weniger korrekte Haltung, die er als Bürokrat in erster Linie für die Republik an den Tag legte, überschritt.

Die andere Voraussetzung für den historischen Erfolg der österreichischen Revolution war, dass die Führer der sozialdemokratischen Partei, die in den Tagen zuvor die Revolution organisiert hatten, zum Teil von ihren Schreibtischen im Kriegsministerium aus, nun in ihrem eigenen großen Interesse konservativ taumelten und den von ihnen geschaffenen Staat gegen jedes weitere Abdriften in revolutionäre Aktivitäten verteidigten. Jene Anarchisten unter den sich zurückziehenden Soldaten, die sich als Kommunisten bezeichneten und die versuchten, in Wien die Ereignisse von München und Budapest zu wiederholen oder vorwegzunehmen, wurden durch die entschlossene Zusammenarbeit der Sozialdemokraten, der Partei, der Gewerkschaften und der Armee mit der Wiener Polizei besiegt. Den sozialdemokratischen Führern jener Tage kommt sicherlich das historische Verdienst zu, verhindert zu haben, dass Wien die Verbindung zwischen Kurt Eisner und Bela Kun herstellen würde und damit ein Machtstreben des radikalen Flügels der Arbeiterschaft auch dort zu einer blutigen Reaktion führen würde. In jedem Detail hat der alte Staat dem neuen sein Erbe vermacht. Diese Stärke des alten Staates im neuen und diese Führung durch neue Kräfte, an die sich die alten anpassten, verhinderten in Wien ein weiteres Experiment, das in West und Ost so grausame Narben hinterließ. Das war in erster Linie das Verdienst der sozialdemokratischen Führung, in zweiter Linie aber auch jener Vertreter des

alten Regimes, den Kaiser und den Wiener Polizeipräsidenten eingeschlossen, die ohne Ressentiment der Staatsidee unabhängig von der Regierungsform dienten.

Das Erbe des alten Staates zeigte sich auch in der Existenz der beiden führenden Parteien und in allem, was sie taten, in ihren Ideologien ebenso wie in ihren Techniken beim Aufbau des neuen Staates, so sehr sie sich auch voneinander unterschieden. Sie waren bereits in der Monarchie zwei politische Maschinen, die durch das allgemeine Wahlrecht entstanden waren, und sie setzten nach dem Gesetz der politischen Schwerkraft die Methoden fort, mit denen sie groß geworden waren. Beide sträubten sich gegen die Kontinuität, konnten aber nicht umhin, sich von ihr bestimmen zu lassen wie von einer Atmosphäre, die einen Körper durch jede seiner Poren durchdringt. Seltsamerweise dachten und handelten sie weiter, als ob sie noch in einer Monarchie und nicht in einer Republik leben würden. Sie hätten sich in ihrem Unterbewusstsein gründlicher von der Vergangenheit emanzipieren können, wenn sie die Idee der Kontinuität demütig anerkannt hätten. Solange ihre Koalition herrschte, fanden sie schlecht ein gemeinsames Ziel, das ihr eigenes Gesetz der Schwerkraft überstieg. Wo die Koalition scheiterte, und sobald sie gänzlich zusammenbrach, verfielen sie sofort wieder in die Gewohnheit, so zu denken und zu handeln, als ob sie noch in einer Monarchie lebten, in der die Existenz des Staates als selbstverständlich vorausgesetzt wird und eine über den Parteien und dem Parlament stehende Instanz zur rechten Zeit die für das Gemeinwesen insgesamt allzu negativen Folgen des parlamentarischen Gezänks und Geplänkels eindämmen würde. Es war die eigentliche Tragik der österreichischen



Republik, dass sich ihre beiden mit dem Staat weitgehend identischen Hauptparteien weiterhin so verhielten, als gäbe es die Monarchie noch, um ihre eigenen negativen Errungenschaften zu kompensieren.

In der Koalition waren die Sozialdemokraten das fortschrittliche Element, das den Partner vorwärtstrieb. Eine Zeit lang waren sie der Verantwortung, ein Volk zu regieren, das nur zu vierzig Prozent sozialdemokratisch war, voll gewachsen. Sie taten dies in der Hoffnung auf einen schnelleren Gewinn der einundfünfzig Prozent, als es tatsächlich geschehen konnte, was ihr eigener Marxismus sie gelehrt haben hätte können. Sie waren enttäuscht und seltsam verbittert, dass das Volk ihnen nicht die absolute Mehrheit gab, die sie wollten. In einem ebenso undemokratischen wie unmarxistischen Verhalten beschließen sie, die Mehrheit des Volkes für diesen Misserfolg zu bestrafen und die Koalitionsregierung freiwillig zu verlassen (23. Oktober 1920). An diesem schicksalhaften Tag kehrten die Sozialdemokraten zu den Methoden der parlamentarischen Opposition zurück, notfalls sogar zum Filibustern, das im altösterreichischen Parlament "Obstruktion" genannt wurde, wo sie diese Technik perfekt gelernt hatten. Sie vergaßen nur, dass die parlamentarischen Methoden einer Oppositionspartei in der Monarchie und einer Regierungspartei in der Republik, auch wenn letztere wieder in die Opposition geht, grundsätzlich unterschiedlich sein müssen. So wurden sie wieder ungewohnt zu regieren, entfremdeten sich quasi freiwillig von dem Staat, den sie geschaffen hatten, und mussten es am Ende ihren eigenen Fehlern zuschreiben, als ihre Gegner, nachdem sie lange Zeit hartnäckig die Zusammenarbeit verweigert hatten, schließlich lernten und dasselbe taten, nachdem sich die Machtverhältnisse völlig

verändert hatten. Mit all diesen Mitteln konnten die Sozialdemokraten bis zur letzten Wahl nie die notwendigen einundfünfzig Prozent erreichen, während ihre Gegner, die bürgerlichen Parteien zusammen, diesen Vorsprung immer hielten.

Die Christlich-Sozialen waren ursprünglich die konservativen Partner der "rot-schwarzen" Koalition gewesen, die zunächst versuchten, den Kurs des Staatswagens zu bremsen, aber schließlich, als sie mit dem Kommando allein gelassen wurden, schnell lernten, sich als Stellvertreter der früheren monarchischen Autorität zu verhalten. Wie sie zuvor ihren möglichen Einfluss bei der Schaffung des Staates unterschätzt hatten, dessen zweiter Partner in der Tat von gleicher Bedeutung war, so überschätzten sie nun ihre tatsächliche Macht, indem sie bald die Notwendigkeit eines zweiten Partners für sich selbst zum größten Nachteil des Staates ausschlugen. Die neue bürgerliche Koalition, die die Christlichsozialen mit den Großdeutschen (1922) und dem sogenannten Landbund, einer deutschnationalen liberalen Agrarfraktion (1927), schlossen, ermöglichte es notfalls sogar der zweitgrößten Partei, den Staat zu regieren und mit Hilfe zweier kleinerer Gruppen die größte Partei in der Opposition zu halten. Man kommt nicht umhin anzuerkennen, dass dies technisch eine staatsmännische Leistung war. Auch wenn dies nur im Rahmen einer Koalition mit den Großdeutschen möglich war, für die gewisse Opfer gebracht werden mussten, so besteht doch kein Zweifel daran, dass letztere weniger verlangten, als die Sozialdemokraten es getan hätten. Als die Christlichsozialen und die Großdeutschen 1927 den Pakt schlossen, der sie bei der laufenden Wahl zur bürgerlichen oder antimarxistischen "Einheitsfront" machte, und sie 49 %

aller Stimmen erhielten (gegenüber 42 % für die Sozialdemokraten), schuf der christlich-soziale Führer Ignaz Seipel damit quasi ex nihilo die Großdeutsche Partei und erwarb damit einen treuen Partner, für den er jedoch keine besondere Verantwortung übernehmen musste. Damit war das Ei des Kolumbus für das nächste Jahrzehnt gefunden, wie eine christlich-soziale Regierung zu erhalten ist, die weder vor der sozialdemokratischen Opposition noch vor dem großdeutschen Partner Angst haben muss. Formal war die Lösung in der engen Sicht dieses Jahrzehnts ein Meisterwerk, das die Arbeiterschaft nur wenige Jahre nach der "österreichischen Revolution" wieder fast so machtlos machte wie zuvor. Unter all den Erfahrungen der Selbstentfremdung und des Selbstausschlusses von der Macht, die das Schicksal der europäischen Arbeiterbewegung unter dem Einfluss der Marxschen Lehre von der Skatologie des Staates war.

Der Sprung des Austromarxismus von der unangefochtenen Macht zur Hilflosigkeit bietet das groteskste Beispiel für Unzulänglichkeit und Ungenügen, das umso erschreckender ist, je weniger die im Netz ihrer eigenen Dialektik gefangenen Führer wirklich wie Ferkel waren, wie sie von ihren Gegnern oft dargestellt wurden. In der Tat brauchten nur die Antimarxisten, die ihnen folgten, noch weniger Zeit, um aufzusteigen und wieder zu fallen.

Die Sozialdemokraten hatten eine ganze Reihe hervorragender Führer, die sich nach ihrer Machtergreifung sofort auf ihren Spezialgebieten durchsetzten. Es fehlte auch nicht an dem Genie, das durch eine unter seinen Parteigenossen unübertroffene theoretische Meisterschaft und durch ein noch wachsendes Maß an praktischer Weisheit die Führung der Massen beanspruchen konnte. Otto Bauer (gest. 1938) übernahm nach Viktor Adlers Tod

die Führung der Sozialdemokratischen Partei. Nach einem kurzen Zwischenspiel als Außenminister, bei dem er sich als hartnäckiger Befürworter des "Anschlusses" entpuppte, war er für den von der Koalition beschlossenen Sozialisierungsplan verantwortlich, bis er für mehr als ein Jahrzehnt zum bloßen Parteivorsitzenden der Opposition wurde. Seine Führung wurde oft als Unglück für die Partei angesehen, denn Bauer war ein Intellektueller, ein Theoretiker, ein Ideologe, wenn nicht gar ein Idealist. Er war nicht der Mann, den die Parteimaschine hervorbrachte, sondern wie Adler der geborene Führer jenseits der Maschine, dessen Aufstieg ebenfalls der des wohlhabenden jüdischen Intellektuellen war, der sich der Arbeiterbewegung aus Protest gegen die dass anschloss, aus der er selbst stammte. So war Bauer durch Theorie und Sympathie mit der Arbeiterschaft eins geworden, und das war für die Bötianer Grund genug zu sagen, dass er nur ein Demagoge der Arbeiterschaft war. Seine Politik war gewiss nicht allzu glücklich und sein Dasein vom Tag seines freiwilligen Austritts aus der Koalition bis zum Tag, an dem er das Land verlassen musste, nicht allzu glücklich. Seipel hat ihn in seinem epigrammatischen Witz, noch bevor alle Folgen sichtbar waren, einmal spöttisch den Mann mit den zwei linken Händen genannt. Kein Zweifel, die Marxsche Lehre und Ideologie, die Bauer von Entscheidung zu Entscheidung führte, trieb die Arbeiterbewegung in Wirklichkeit von Katastrophe zu Katastrophe. Sie hatten irrtümlich geglaubt, dass der Marxismus für sie die Schlacht der "österreichischen Revolution" gewonnen hatte, wo nur Niederlage und Verzweiflung herrschten, und sie verließen sich auf den bewährten Mechanismus, um dasselbe Wunder erneut zu bewirken. Andererseits kann niemand darüber hinwegtäuschen, dass nur dieser von Bauer und seinen

Freunden verkörperte Marxismus die österreichische Arbeiterbewegung zusammenhielt und die Aufspaltung in zwei rivalisierende Fraktionen, Sozialisten und Kommunisten, verhinderte. Mehr noch, der Austro-Marxismus allein hat der österreichischen Arbeiterschaft jene fünfzehn Jahre des Lebens beschert, in denen sie politisch und ökonomisch ihr Schicksal weitgehend selbst bestimmen konnte, als ein Faktor, mit dem auch in der Opposition gerechnet werden musste. Allein die Marxsche Theorie war die Quelle sowohl einer ungeheuren Arbeiterbildung als auch eines nicht abreißenden Stroms konstruktiver Vorschläge zur konkreten Rettung des österreichischen Staates auf jedem Tummelplatz seines Weges, Vorschläge, die von den Gegnern stets von vornherein abgelehnt wurden, aber dennoch ein Haufen Weisheit für die Zukunft. Man könnte sagen, dass auch der österreichische Marxismus nur in ein oder zwei Jahrzehnten dachte, aber damit würde man nichts Schlimmeres sagen als das, was man auch vom österreichischen Antimarxismus sagen muss - mit dem einzigen Unterschied, dass eine Klassen--Partei ganz selbstverständlich in primitiven Begriffen denkt, während eine Regierung sich niemals so weit degradieren sollte, dass sie in Begriffen des Klassen--Kampfes denkt und sich auf die eine oder andere Seite schlägt. Also sowohl Marxismus als auch Antimarxismus

130

ziemlich genau auf der gleichen Ebene, politisch und historisch. In beiden gab es Schuld und Tugend. Und doch lag in dem einen, der für die Emanzipation der Arbeit

kämpfte, ein Körnchen größerer Tragik als in dem anderen, der für die Interessen des Kapitals eintrat.

Ein noch orthodoxerer Marxismus hätte allen Bestrebungen des Austromarxismus entgegenhalten können, dass die Macht der Arbeiterschaft auf ihre ökonomische Stärke und nicht auf die politische Rationalisierung dieser Tatsache zurückzuführen sei, weshalb man den Marxschen Intellektuellen besser raten sollte, zugunsten der Funktionäre und Agitatoren des Marxschen Parteiapparats zu schweigen. Aber jede Interpretation der Geschichte, für die der schöpferische Intellekt über der Materie steht, wird nicht zögern, sich auf die Seite jener Schule des Marxismus zu stellen, für die die Dialektik der Marxschen Idee und die Hermeneutik des Marxschen Buchstabens im Vordergrund stehen, obwohl ihre tragische Position inmitten des metaphysischen Marxismus und des Antimarxismus ganz offensichtlich ist. Die Theoretiker und Führer der österreichisch-marxistischen Schule waren an dieser Tragödie voll beteiligt. Sie konnten sich rühmen, die Arbeiterschaft eines ganzen Volkes ohne praktisch bedeutsame Ausnahmen davon überzeugt zu haben, dass ihr Kurs und ihre Interpretation des Marxismus die einzig realistische war, zumindest für eine halbe Generation und unter den historischen Bedingungen, in denen sie arbeiteten. Das war eine große Leistung für die damalige Zeit, und Bauer die größte unter den Planern und handelnden Figuren des Austro-Marxismus. Es wäre für das ganze Volk nur dann heilsam gewesen, wenn seine Vorherrschaft länger als nur eine halbe Generation gedauert hätte. Doch wer je in den Büchern der Geschichte zu lesen gelernt hat, wusste vom ersten Strahl dieser Herrschaft an genau, dass die Füße derer, die den Leichnam tragen würden, schon vor der Tür standen. Der

Nachkriegstriumph der Sozialdemokraten in Österreich hing wesentlich von ihrer Vorkriegssubstanz ab. Nachdem diese von jenen aufgezehrt worden war, die die Quellen ihrer eigenen Stärke nicht kannten, brach das Gerüst zusammen.

Innerhalb der Sozialdemokratischen Partei wurde Bauer durch den konservativeren Ansatz von Karl Renner ergänzt, der, nachdem er ein Hauptbefürworter der Modernisierung und Föderalisierung der Monarchie war, Staatskanzler oder Ministerpräsident der Koalitionsregierung wurde, deren historische Funktion darin bestand, die Diktate zu empfangen und die Bestimmungen des Friedensvertrags von St. Germaine (10. September 1919) auszuführen. Er wäre der bombensichere Führer der Partei gewesen, wenn anstelle von Bauer ein Radikaler eine kommunistische Opposition organisiert und geführt hätte. Bauer bewahrte den linken, Renner den rechten Flügel innerhalb der Partei, beide haben sich das Verdienst erworben, den Rahmen bewahrt zu haben, den Viktor Adler einst geschaffen hatte. In ihren besten Zeiten waren Bauer und Renner ein Team, das die Einheit der Partei und der Arbeiterbewegung garantierte. Während Bauer trotz seiner tiefen Sympathie für das bäuerliche Leben und die bäuerlichen Probleme nie in der Lage war, das Misstrauen jenseits des Zauns abzubauen, war Renner tatsächlich der einzige sozialistische Intellektuelle, dem es jemals gelang, intime Kontakte zu den Bauernführern herzustellen. Seine Idee der Demokratisierung auf allen Ebenen der Verwaltung und der Genossenschaftsbewegung sowohl in der Industrie als auch auf dem Lande kam den Interessen der Bauern näher als Bauers Sozialisierungsplan, obwohl auch dieser, der vielleicht besser Demokratisierung der Industrie genannt werden sollte, das Interesse der Bauern

hätte wecken können, wenn er ihnen in einer Sprache ihrer eigenen Welt nahegebracht worden wäre, indem er von Demokratie, Genossenschaften und Kooperation sprach, anstatt die Marxsche Terminologie zu verwenden.

In der sozialdemokratischen Partei gab es viele Fachleute, die unter der Koalition und später in gerechter Würdigung ihrer Leistungen, die in Österreich selbst über die Grenzen Wiens hinaus nicht immer voll anerkannt wurden, Weltruhm erlangt haben. Unter diesen sozialdemokratischen Führungspersönlichkeiten befanden sich Nachkommen der gesamten ehemaligen Monarchie, die im Zuge der industriellen Entwicklung nach Wien gekommen oder von ihren Wahlkreisen dorthin geschickt worden waren. Sudetendeutsche Arbeiter und jüdische Intellektuelle dominierten jedoch die Gruppe, und diese Tatsache war weitgehend für die besondere Färbung des Austromarxismus verantwortlich, der in dieser Hinsicht weniger in das Umfeld des neuen Alpenstaates passte als die komplementäre Gruppe der Christlichsozialen Partei. Zu diesen sozialdemokratischen Fachleuten gehörten Ferdinand Hanusch, der die Sozialgesetzgebung organisierte, Wilhelm Ellenbogen, der für die Sozialisierung zuständig war, Julius Deutsch, der Organisator des neuen Heeres, Otto Glöckel, der Zauberer des neuen Bildungswesens, Julius Tandler, das Genie der Sozialmedizin und der Wohlfahrt, Hugo Breitner, der Banktechniker im Dienste der Arbeiterbewegung, und nicht zuletzt Robert Danneberg, der führende Gemeindeverwalter unter zwei sozialdemokratischen Bürgermeistern Wiens, Jakob Reumann und Josef Seitz. (Letzterer war der erste Präsident der Nationalversammlung und in den ersten Jahren der Republik, als es das Amt des Staatspräsidenten noch nicht



gab, dessen Ersatz). Die Arbeiterbewegung der letzten fünfzig Jahre hatte eine Fülle von Intellektuellen hervorgebracht, die bereit waren, dem Proletariat so loyal und treu zu dienen, wie je ein Staatsdiener dem Staat gedient hat, wenn nötig auch mit Enthusiasmus und sogar mit Leidenschaft. Die meisten dieser Männer bekleideten zunächst Ressorts in der Koalitionsregierung. Mit ihrem Rücktritt in allen Fragen der Bundespolitik konzentrierten sie sich aber auf die Wiener Stadtverwaltung, wo sie mit einer qualifizierten Mehrheit in den wichtigsten Bundesländern faktisch jenen Modellstaat aufbauten, den sie in der von ihnen geschaffenen und schließlich verlassenen Republik nicht verwirklichen konnten. Von den altbewährten Gewerkschaftsführern aus allen altösterreichischen Ländern, vor allem aber aus den Sudetenländern, bis hin zu den kultiviertesten jüdischen Intellektuellen, die noch mehr den Conflux der Vergangenheit repräsentierten, waren die sozialdemokratischen Führer in der Tat ein höchst charakteristisches Erbe der Monarchie an die Republik. Trotz dieses universellen Hintergrunds waren sie in der Republik nur das Sprachrohr der kleineren Hälfte des Volkes, obwohl es sich dabei um die besser organisierte, besser ausgebildete und kultiviertere Hälfte, die Arbeiterbewegung, handelte. Es handelte sich offensichtlich um ein Bündnis zwischen intellektuellen Kräften, die in der Vorkriegswelt geformt worden waren, und den Arbeiterproblemen, die in der Nachkriegswelt anstanden, die überall so unterschiedlich waren wie in Österreich. Man könnte es ein Bündnis zwischen Arbeiterschaft und Intellektualismus nennen, die beide nicht immer dieselben historischen Wurzeln haben, aber es war in Wirklichkeit ein Bündnis zwischen den beiden Ausgestoßenen der konservativen Gesellschaft, die zwar

einmal durch den Josephinismus emanzipiert wurden, aber immer noch geistig und materiell vom Rest der Gesellschaft getrennt lebten, das Bündnis zwischen Proletariat und Judentum. Joseph II. emanzipierte die Bauern, kümmerte sich aber nicht um die Folge, das Industrieproletariat, und er emanzipierte die Juden, konnte aber ihre Assimilierung nicht erreichen. So trafen die beiden Merkwürdigkeiten und Anomalien der konservativen Gesellschaft aufeinander und kooperierten. Wenn dies überall der Fall war, so war diese Zusammenarbeit in Österreich aufgrund der Tradition der josephinischen Emanzipation kreativer und intensiver, indem sie der Arbeiterschaft eine bombensichere Führung aus der Tiefe eines identischen Schicksals und dem jüdischen Intellektualismus eine große historische Funktion verschaffte. Ohne das volle Verständnis dieser Tatsache kann weder der Marxismus im Allgemeinen noch der Austro-Marxismus im Besonderen richtig analysiert und bewertet werden. Auch in dieser Hinsicht der Komplementarität zwischen der intellektuellen Führung und der Arbeiterschaft kann die Arbeiterbewegung des Nachkriegsösterreichs ihre enge Beziehung zu den Vorkriegsbedingungen nicht verleugnen oder verheimlichen, wenn nicht sogar ihren Abstieg aus einer veralteten Struktur, die logischerweise mit jedem Nachkriegsjahrzehnt mehr überwunden werden musste.

Die Führung der Christlichsozialen Partei war von einem völlig anderen Typus. Anstelle von Gewerkschaftern, von denen viele nicht-österreichischer Herkunft waren, gab es Bauern aus allen österreichischen Ländern, und anstelle von jüdischen Intellektuellen osteuropäischer Herkunft gab es katholische Priester, die die gleiche Herkunft hatten wie die Bauern. Nur ein kleiner Teil der katholischen Laienintellektuellen war nicht-österreichischer (d.h.

großösterreichischer) Abstammung. Von der ersten Kategorie war der Bauernführer Jodok Fink (gest. 1929), Vertreter des kleinsten österreichischen Landes, Vorarlbergs, der ältesten ununterbrochenen Demokratie im Herzen Mitteleuropas östlich der Schweiz, der Sprecher, dessen Charakter und Weisheit ihm die Bewunderung beider Parteien einbrachte wie keinem anderen zeitgenössischen Parlamentarier. Fink war der Vizekanzler in der Koalitionsregierung und als solcher der engste Mitarbeiter Renners. Er war der Mann, der wie kein anderer christlich-sozialer Führer davon überzeugt war, dass nur die "rot-schwarze" Koalition mit allem, wofür sie stand, auch der Sozialisierung, der Aufgabe der Stunde, der Gestaltung des neuen Staates für das ganze Volk, nicht nur für eine seiner Hälften, gerecht werden konnte. Die Gesetzgebung zur Einführung elementarer Merkmale der industriellen Demokratie, von ihren selbstmörderischen Verfassern fälschlicherweise als Sozialisierung bezeichnet, wurde unter Finks Gegenzeichnung weitergeführt. Es gab viele andere Bauernführer in den anderen Ländern, die Fink in ihrem kleineren Rahmen ähnelten, aber keiner erreichte seinen Rang in der Geschichte.

In der zweiten Kategorie war Ignaz Seipel (gest. 1932) das herausragende Vorbild, der in der schicksalhaftesten Phase des Anfangslebens des neuen Staates zum Führer seiner Partei wurde. Während alle anderen klerikalen Führer in Oberösterreich, der Steiermark, Kärnten oder in Tirol nicht über die lokale Ebene hinauswuchsen, wo sie durchaus mächtig waren, wurde Seipel, ein geborener Wiener, der Professor für Moraltheologie war, quasi von oben herab in die Politik hineingezogen, einflussreiche Faktoren in Hof und Hierarchie des Vorkriegsösterreichs, ohne dass er sich von unten heraufarbeiten musste. Wenn

Renner und Fink beim Aufbau des Staates unter der Koalitionsregierung komplementär waren, so waren Seipel und Bauer "Führer" bei der Zerstörung dieser Zusammenarbeit und bei der Versündigung gegen den Geist des neuen Staates, der die Zusammenarbeit forderte. Innerhalb der Arbeiterbewegung hielten Renner und Bauer bis zum Schluss das Gleichgewicht. Innerhalb des politischen Katholizismus aber war das endgültige Verschwinden des Typs Fink und die absolute Vorherrschaft des entgegengesetzten Typs Seipel in der Führung der Partei das sprechende Symbol für einen verhängnisvollen inneren Prozess, der schließlich das Ende des Staates als solchem bedeutete. Obwohl Seipel ursprünglich ebenso wie Fink hinter der Koalition stand und sie sogar als Theologe zu rechtfertigen versuchte, war die Interpretation, die beide der Koalition angedeihen ließen, eine ganz andere, und noch mehr waren es die Folgen, die den einen von den Hoffnungen, die den anderen genährt hatten, abbrachten. Später, 1930 widmete Seipel sein Buch über die Reform der österreichischen Verfassung dem Gedenken an Fink, obwohl der Weg, den er, Seipel, dann ging und anderen riet, ihn auch zu gehen, zweifellos dem diametral entgegengesetzt war, was Fink jemals gedacht und geträumt hatte.

Natürlich gab es auch in der Christlich-Sozialen Partei viele katholische Laien, die entweder die Bundesländer regierten oder sich an Seipels Regierungen beteiligten oder ihn sogar eine Zeit lang vertraten. Es ist richtig, dass die klerikalen Führer, die in der Monarchie die Szene beherrschten, in der Republik allmählich durch katholische Laien ersetzt wurden. Zu letzteren gehörten einige der Landeshauptleute (mit dem Titel Landhauptmann) wie Franz Rehrl in Salzburg, Otto Ender in Vorarlberg. Anton

Rintelen in der Steiermark und Karl Buresch in Niederösterreich (von denen die meisten entweder Kanzler oder zumindest Minister für einige Zeit waren). Andere waren Seipels Kabinettskollegen und Minister in anderen Kabinetten der Partei wie Heinrich Mataja für Außenpolitik, Viktor Kienböck für Finanzen, Josef Reach für Soziales, Rudolf Ramek für Justiz und Innenpolitik, Richard Schmitz für Bildung und Innenpolitik, Karl Vaugoin für das Heer sowie Führer bestimmter gesellschaftlicher Gruppen wie Rudolf Buchinger, der Führer der bäuerlichen Genossenschaftsbewegung, oder Leopold Kunschak, der Führer des Christlichen Arbeitervereins, der auch die christlich-soziale Minderheit im Wiener Stadtrat anführte. Einige dieser Männer konnten durchaus eine eigene Politik verfolgen, solange sie in ihrem Spezialgebiet, dem lokalen oder beruflichen, blieben. Wer sich aber in die Bundespolitik einmischte, musste sich der Übermacht von Seipel beugen, der mehr denn je Bauer, seine Partei dominierte. Seine Mitarbeiter waren Experten in seinem Team, aber nicht von eigenem Recht und Format. Manchmal nannten sie sich teils ironisch, teils stolz die "Seipeloten". Obwohl der Katholizismus der allgemeine Rahmen für die christlich-sozialen Führer war, hatte der Christliche Sozialismus im Sinne von Vogelsang und Lueger für sie aufgehört, eine Ideologie und Doktrin zu sein, aus der sie ähnliche Begeisterung, Initiative und schöpferische Fähigkeit hätten schöpfen können, wie ihre Gegner offensichtlich aus dem Marxismus. Seipel aber, so stark seine Persönlichkeit auch war, konnte zwar die älteren christlich-sozialen Ideen entwerten und damit die Partei der christlich-sozialen Reform in die Sackgasse des Antimarxismus und der bürgerlichen Klassen--Politik treiben, aber er konnte seine Anhängerschaft nicht wirklich dafür begeistern, sich für diese bloß praktischen und

taktischen Ziele als neue große Idee von Leben und Tod für die Partei einzusetzen. So war das Team von Seipel nie so kühn und effizient, nie so kreativ und erfolgreich wie das von Bauer und Danneberg. Es war eine langweiligere Partei, die von dem Theologieprofessor geführt wurde, aber es gab etwas in Seipels Führung, das die Partei vorwärts und über sich hinaus trieb. Das war der politische Rahmen, in den die jüngere katholische Generation spontan hineinwuchs, die Männer, die später die Verfassung, ja sogar die Partei abschaffen sollten, um dann aber doch den Kurs und die Tradition Seipels zu bewahren und fortzusetzen.

Im Grunde war die "rot-schwarze Koalition" eine zwischen Arbeitern und Bauern, den beiden sozialen Grundschichten des neuen Staates, die nur um des Überlebens willen ein gemeinsames Haus bauen mussten. Während ihre Parlamentarier auf der Rechten und auf der Linken an einen Staat "auf Pump" dachten, nahm das Volk, das sich mehr für das Heute als für das Gestern und Morgen interessierte, die Aufgabe todernst. Trotz aller posthumer Mythologisierung der "österreichischen Revolution" war der neue Staat keine Revolutionsbombe, sondern von eiserner Notwendigkeit diktiert in einer Lebens- und Todeskrise des österreichischen Volkes, in der die revolutionär gesinnte Minderheit ohne die aktivste Mitarbeit der antirevolutionären Mehrheit nur eine Karikatur eines Staates geschaffen hätte. Die österreichischen Massen, Stadt und Land, haben in dieser Krise beschlossen, dass sie trotz aller Unterschiede und Ungleichheiten ein Volk sein wollen, und diese Tatsache wurde durch die Handlungen ihrer Parlamentarier besser dargestellt als durch ihre Erklärungen. Gewerkschafter und Bauern, katholische Priester und jüdische Intellektuelle waren in der

Lage, für einen Augenblick alles Trennende fallen zu lassen und sich einmütig auf die Dringlichkeit der Stunde einzustellen. Eine Opposition gab es in dieser Hinsicht nicht. So groß war diese Dringlichkeit, dass selbst die scheidende Autorität des alten Staates im Voraus legalisierte, zu was auch immer die Energien der beiden großen Parteien, gemeinsam die wahrhaftigste Stimme des Volkes, die in der Krise bestimmbar war, gelangen würden. Das war der eigentliche Segen der Niederlage, denn so unerlässlich die Kräfte des Volkes für diese Bewältigung auch waren, ohne den Schatten der Sieger über ihren Köpfen hätten sie sich auflösen können. Nur in der Niederlage konnten sich die Fehler der Vergangenheit in einem neuen Österreich herauskristallisieren. Es gibt kaum ein anderes Beispiel in der Geschichte, wo alle beteiligten Faktoren, von einer Krise des Seins oder Nicht-Seins getroffen, wirklich zusammenhielten, um ein Ziel zu erreichen, die Autorität von gestern ebenso wie die beiden Flügel von heute, um gemeinsam das Schicksal von morgen zu gestalten. Dieser Zustand war in der Tat ein großes Experiment der Geschichte, das in der Stunde der Prüfung vom ganzen Volk, von den Lebenden, den Toten und den Ungeborenen gleichermaßen erprobt wurde.

(§27) Das ist der historische Rahmen, in dem die Verfassung der österreichischen Republik (1. Oktober 1920), das Endprodukt der Koalition, wenn auch erst nach deren Auflösung in Kraft getreten, zu verstehen ist. Damit wurde ein "Bundesstaat" konstituiert, der aus acht "Bundesländern" bestand: Wien, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Vorarlberg, Kärnten und Steiermark (später neun zusammen mit dem Burgenland, das 1921 von Ungarn an Österreich übertragen wurde).

Diese österreichische Verfassung, technisch gesehen eine Schöpfung von Hans Kelsen in enger Zusammenarbeit mit Renner, die aber auch viele Ideen von Seipel aufnahm, der der Sprecher (und Berichterstatter im Parlament) war, basierte auf zwei sehr entscheidenden verfassungsrechtlichen Ideen: der Jurisdiktionalisierung der Politik durch den Verfassungsgerichtshof im Falle von Kompetenzkonflikten zwischen den verschiedenen Organen der nationalen Souveränität in einem Bundesstaat und der komplementären Konstitutionalisierung der Politik durch die institutionelle Zusammenarbeit zwischen einer knappen Mehrheit und einer qualifizierten Minderheit in allen relevanten Fragen. Diese beiden Punkte und nicht die bloße Parlamentarisierung der Souveränität in einem demokratischen Gefüge ohne wirkliche präsidentiale oder gar regierungsamtliche Autorität waren ausschlaggebend, denn letztere Idee konnte prinzipiell ergänzt werden und wurde durch die Änderung der Verfassung (1930) zumindest teilweise verwirklicht, ohne deren Grundstruktur anzutasten. Seipel hatte diese Struktur ursprünglich gebilligt, offensichtlich in Unkenntnis der Tatsache, dass die eine Bestimmung, der Schutz der qualifizierten Minderheit, den dauerhaften Einfluss der Arbeiterschaft auf das Parlament sicherstellen würde.

Die eine Bestimmung, der Schutz der qualifizierten Minderheit, würde den ständigen Einfluss der Arbeiterschaft auf die bürgerliche Regierung sichern, während die andere Bestimmung, der Oberste Gerichtshof, einen ähnlich kontrollierenden Einfluss der Rechtsprechung auf die Politik garantieren würde. Damit war er der Hauptverfechter der Verfassung auf dem rechten Flügel des Parlaments. Als er später seinen Fehler entdeckte, bedeutete sein Ruf nach der "wahren Demokratie"



(1928/29) vor allem die Abschaffung dieser beiden Bestimmungen.

Anstelle eines plebiszitären Mechanismus, den es in Österreich nie gegeben hatte, konnte sich die Zusammenarbeit zwischen Mehrheit und Minderheit, Regierung und Opposition, die ein altes Mittel des österreichischen Parlaments war, nun zum Zweiparteiensystem unter der Aufsicht des Obersten Gerichtshofs als einer Art zusätzlicher politischer Instanz entwickeln, die garantierte, dass das Interesse des Volkes als solches nicht durch eine winzige und vielleicht vorübergehende Marge majorisiert wurde. Plebiszitäre Institutionen (formal in der Verfassung vorgesehen, aber in der Praxis nie zustande gekommen) konnten jederzeit hinzugefügt werden, aber förderlicher für den gleichen Zweck und mehr der österreichischen parlamentarischen Tradition entsprechend war die Verfassungsbestimmung, dass alle verfassungsändernden Gesetze einer Zweidrittelmehrheit bedurften und damit die beiden großen Parteien in jeder denkbaren Konstellation zur Zusammenarbeit verpflichtet waren. Das Interesse des Gesamtvolkes war freilich, dass eine kompakte und qualifizierte Minderheit von vierzig Prozent, die die qualifizierte Mehrheit der Hauptstadt darstellte und auch die fortschrittlichen Industriegebiete vertrat, in ihren vitalen Interessen nicht von der willkürlichen Mehrheit einer sozial weniger kompakten Schicht abhängen sollte, deren eitles Bestreben es war, die Hauptstadt vom Lande zu entmachten. So benötigte die knappe Regierungsmehrheit, die sich auf die Koalition zwischen Christlich-Sozialen und Großdeutschen stützte, für alle Entscheidungen in grundsätzlichen Fragen die Zustimmung der qualifizierten sozialdemokratischen Minderheit. Auf diese Weise wurde

das Zweiparteiensystem quasi konstitutionalisiert und eine Zusammenarbeit zwischen den beiden Flügeln des Volkes in allen Fragen des nationalen Gemeinwohls gewährleistet. In dieser Hinsicht überlebte die "rot-schwarze" Koalition sozusagen ihre formale Auflösung, und die bürgerliche Regierung musste die Arbeiteropposition konsultieren und respektieren. Es war ganz natürlich, dass Seipel, nachdem er sich dieses Mechanismus bewusst geworden war, sich darüber ärgerte, denn auf dieser Grundlage war sicherlich keine streng unabhängige Regierung nach seinem Geschmack, keine antimarxistische Regierung möglich.

Während die sozialdemokratische Opposition auf den Bestimmungen der Verfassung beharrte, später aber auch auf die plebiszitären Institutionen aufmerksam zu machen versuchte, war Seipels vorrangige Idee die Entwicklung der präsidentialen Funktion nach deutschem Vorbild, insbesondere die Wahl des Präsidenten durch das Volk, nicht durch das Parlament, wie es die Verfassung vorsah. Bereits 1922 legte der spätere Präsident Miklas dem Parlament einen Gesetzentwurf vor, in dem die Wahl des Präsidenten durch das Volk "nach dem Vorbild der beiden großen germanischen Reiche" (sc. Deutschland und die Vereinigten Staaten) gefordert wurde, wie es im Antrag bombastisch hieß. Die Sozialdemokraten, die sich ursprünglich damit begnügten, den Präsidenten der Nationalversammlung für alle repräsentativen Zwecke zu haben, für die ein Präsident der Republik wünschenswert erscheinen könnte, waren strikt gegen die plebiszitäre Wahl des Präsidenten als ein Symptom des Cäsarismus, wie sie es nannten. Als sie 1930 der Verfassungsänderung zustimmten, machten sie in dieser Hinsicht einige Zugeständnisse, um andere Positionen zu wahren.

Damit erlangte der Bundespräsident der Republik Österreich tatsächlich die Stellung des deutschen Bundespräsidenten nach der Weimarer Verfassung, jedoch nur, um am Ende genau den gleichen Gebrauch von seiner Macht zu machen wie sein Vorbild, nämlich der konsequenteren Verkörperung der autoritären Ideologie zu erliegen. Seipels Propaganda für die Beteiligung des österreichischen Bundespräsidenten an den deutschen Vorrechten war nicht ganz frei von persönlichen Ambitionen, träumte er doch am Ende seiner Laufbahn davon, Bundespräsident einer Regierung zu sein, die die Pläne, die er zu entwerfen vermochte, aber aufgrund seines klerikalen Charakters nicht selbst verwirklichen konnte, umsetzen würde. So wahr es ist, dass der Teilerfolg der Propaganda für die Verfassungsreform, deren Hauptvertreter Seipel war, das Ende der österreichischen Demokratie nur beschleunigt hat, so bleibt doch das Problem, ob eine Verfassung, die von Anfang an eine Präsidialbehörde vorsah, nicht eine andere Wirkung gehabt hätte.

Es besteht kein Zweifel, dass die mutige Einführung des plebiszitären Mittels 1918 nach Schweizer Vorbild, betreffend Referendum und Initiative, einen sehr heilsamen Einfluss auf die gesamte politische Entwicklung Österreichs gehabt hätte. Sie hätte nicht nur das Problem der Regierungsform endgültig gelöst, sondern auch in vielen anderen Fragen den wirklichen Willen des Volkes immer wieder in den Vordergrund gerückt und damit eine Kontrolle der politischen Parteien ermöglicht. Dadurch hätte der verfassungsrechtliche Mechanismus der Zusammenarbeit zwischen Mehrheit und Minderheit, später das allseits verhasste Symbol für die Unzulänglichkeiten der Republik, in den Hintergrund treten können. Auch die Propaganda für

die deutschen Rechte des österreichischen Bundespräsidenten wäre vielleicht nie aufgetaucht, oder aber, wenn die Verfassung einen Präsidentenkanzler nach amerikanischem Vorbild geschaffen hätte, hätte diese Tatsache dazu gedient, den Konstitutionalismus zu betonen, nicht ihn zu zerstören. Die Befürchtung der Opposition, dass in einem mächtigen Präsidenten eine Art "Kaisersersatz" entstehen würde, war nur so lange legitim, wie dieses Amt und diese Funktion gegen ihren Protest durchgesetzt werden würde, nicht aber, wenn die von der Koalition vorbereitete Verfassung dies bereits getan hätte.

Es stimmt also, dass derselbe Zweck, den die österreichische Verfassung durch die Technik der parlamentarischen Zusammenarbeit erreicht hat, auch durch andere technische Mittel hätte erreicht werden können, nämlich durch eine quasimonarchische präsidentiale Autorität auf plebiszitärer Grundlage und ein System von Plebisziten, das aufgrund von qualifizierten Minderheiten in Gang gesetzt wurde. Die Einführung beider Instrumente hätte die beiden österreichischen Parteien allerdings weiter von der altösterreichischen Tradition wegführen können, als sie es sich wirklich leisten konnten. Weder das amerikanische noch das schweizerische Modell eigneten sich wirklich für einen Staat, der eine parlamentarische Schöpfung von zwei großen Parteien war. Ihr Zusammenwirken war der wichtigste Faktor bei der Entstehung des neuen Staates, und dieses Zusammenwirken hätte um der kontinuierlichen Erneuerung des neuen Staates willen bewahrt werden müssen. Dieser Faktor schloss die weitere Übernahme von Elementen der amerikanischen oder der schweizerischen Verfassung nicht aus, stützte sich aber nicht in erster Linie auf sie. Im Falle einer ideologischen Atmosphäre, in der ein

komplementäres nationales Interesse für beide Parteien gleichermaßen im Vordergrund gestanden hätte, wie es sich aus der Struktur des neuen Staates selbst hätte ergeben müssen, hätte die ganze Technik hervorragend funktionieren können und wäre in der Tat nichts anderes als eine Zweckmäßigkeit gewesen, um die nationale Übereinstimmung in allen gemeinsamen Angelegenheiten zu betonen.

Leider gab es diese Atmosphäre nicht, zumindest nicht auf lange Sicht. Die gegenteilige Atmosphäre verwandelte jedoch bald die bloße Verfassungstechnik in ihr Gegenteil, in ein politisches Mittel, das sowohl von der Regierung als auch von der Opposition in ihrem Kampf gegeneinander eingesetzt wurde. Nun konnte die Opposition, die die unpopuläre Verantwortung der Regierung nicht teilen wollte, dennoch indirekt an ihrer grundlegendsten Entscheidung teilhaben und dafür belohnt werden, während die knappe Mehrheit, die die Hauptlast der öffentlichen Kritik und die historische Verantwortung der Regierung vor den Augen der Welt im In- und Ausland trug, in der Tat nicht ihre volle Autorität ausüben konnte, wie es ihren Führern gefallen hätte. So schimpfte die Regierung bald über die Diktatur der Opposition auch in den Bereichen, in denen die Arbeiterpartei nichts anderes tat, als die Interessen ihrer Wählerschaft mit rechtsstaatlichen Mitteln zu verteidigen. Die Verwirrung könnte nicht größer sein. So wie in der Sozialdemokratischen Partei die vorrepublikanische Oppositionsidee lebendig war, eine Opposition, die sich zwar skrupellos des Messers bediente, sich aber dennoch nicht bewusst war, auf das Mark des Staates zu zielen, so lebte in der Christlich-Sozialen Partei die vorrepublikanische Regierungsidee wieder auf, und zwar nicht immer die Idee der verfassungsmäßigen

Regierung, sondern der Autorität statt des Kompromisses, und nicht die Idee einer verfassungsmäßigen Autorität, sondern der quasi natürlichen Autorität der Regierung, einschließlich eines Notrechts, über die Verfassung hinaus zu handeln. Es war gerade diese Idee einer Art "Richter über der Verfassung", die die deutschen Juristen (wie Walter Simons) seltsamerweise einst aus der amerikanischen Verfassung in die Weimarer Republik verpflanzt zu haben glaubten und die nun Seipel in einem weit weniger falschen Urteil von Deutschland nach Österreich zu bringen hoffte. Insbesondere wurde er zum hartnäckigen Verfechter der als "wahre Demokratie" getarnten Theorie des vorkonstitutionellen Monarchismus, dass die Regierung von Natur aus die absolute Autorität der einundfünfzig Prozent über die neunundvierzig Prozent sei (und dass ohne diese magische Autorität schlichtweg überhaupt kein Staat möglich sei. Auf dem Hintergrund einer Sache, die als bloße Technik begann, wuchs der ideologische Antagonismus zwischen den beiden Parteien unheilbar an. Aus ihnen waren zwei Nationen statt einer geworden, wenn nicht gar zwei Rassen, und schließlich gab es keine Brücke mehr von dem einen Ufer des Flusses zum anderen. Es war groteskerweise immer noch das ungelöste Problem der Monarchie, das die Republik zerstörte, der Versuch der Rechten, eine Art "Kaiserersatz" zu haben, der ihren eigenen Interessen gehorchte, und die Angst der Linken, ihren Gegnern zu viel Autorität einzuräumen - ein einleuchtender Beweis dafür, dass der Mensch seinem Schicksal nicht dadurch entgeht, dass er lediglich die Utensilien des Lebens austauscht. Beide Parteien lebten noch in der ideologischen Atmosphäre von gestern, die Regierungspartei unter klerikaler Führung umgab ihre Autorität mit einem magischen Schimmer, der noch aus der Monarchie stammte, und die

Oppositionspartei erkannte in den Massen überhaupt keine Autorität außer ihrer eigenen an. So konnte das Ende nur völlige Verwirrung sein.

§28) Insbesondere die Sozialpolitik des Nachkriegsstaates zeigt klassisch das dialektische Schema, in dem die Tradition, unerkannt und damit ungezähmt, schließlich die Realität überschattet.

In jedem einzelnen Punkt zeigt die fortschrittliche Sozialpolitik des neuen Staates die traditionellen Linien des alten Staates, und in vielen Fällen, so wird uns gesagt, wurden die alten Gesetzesentwürfe, die die österreichischen Vorkriegsregierungen dem österreichischen Parlament nicht aufzwingen konnten, von denselben Experten im Stab desselben Ministeriums umgeschrieben, zu den neuen Gesetzen. Die sozialdemokratische Partei, die sich mit diesem Phänomen der Kontinuität nicht begnügte, die aber mehr eine Agentur für die Organisation der Massen im eigenen unmittelbaren Interesse als für jene konstruktive Staatskunst war, die auf den Ausgleich der Interessen Rücksicht nimmt, wollte der Monarchie keine Anerkennung für etwas zollen, was die Republik, "ihre Republik", geleistet hatte und was sie in der Tat für ihre beste Leistung hielt. So betonten sie leidenschaftlich den revolutionären Charakter einer Sozialgesetzgebung, die durch und durch konservativ war. Durch diese Verlogenheit und Demagogie wandte sich das positive Gut der rechtlichen und moralischen Kontinuität, das zwar nicht anerkannt wurde, aber immer noch sehr lebendig war, langfristig gegen diejenigen, die es verleugnet hatten. Es gab so viele offensichtliche Werte der Kontinuität und Tradition, religiöser und nationaler Art, dass sich viele Menschen, selbst solche, die von der von der Koalitionsregierung initiierten Sozialgesetzgebung

profitierten, in ihren Gefühlen gegen ihre eigenen Interessen wandten, die sie so schlecht vertreten sahen. Die Sozialdemokraten sprachen so überzeugend vom revolutionären Charakter der Sozialgesetzgebung, die die Republik erlassen hatte, "ihrer" Sozialgesetzgebung, dass ihre Gegner ihnen am Ende glaubten und forderten, jede weitere Revolution zu unterbinden, den "revolutionären Unrat" zu beseitigen und die vorrevolutionären Verhältnisse wiederherzustellen. Nirgends störte die Mythologie einer politischen Revolution, die nie stattgefunden hatte, so deutlich den Prozess der sozialen Revolution, der unter einer stabilen Regierung begonnen hatte, in jedem neuen Schritt die Stabilisierung, nicht die Revolutionierung der Regierung erforderte und durch ein neues Regierungssystem nur unter erneut und noch besser stabilisierten Bedingungen vollendet und aufrechterhalten werden konnte.

Die christlich-soziale Partei, die in der Monarchie ein fortschrittlicher Faktor der Sozialreform war und unter ähnlichen Bedingungen hätte bleiben können, die aber auch in einer auf Kontinuität bedachten Republik diese Tradition weniger leicht hätte aufgeben können, wurde unter dem Druck der sozialdemokratischen Revolutionsideologie tatsächlich zu einer fortschrittsfeindlichen Kraft, die bald versuchte, die böse Flut der revolutionären Gesetzgebung aufzuhalten, wo immer sie konnte, und schließlich mit allen Mitteln. Nur wenn die Monarchie fortbestanden hätte, hätten die Sozialdemokraten auch weiterhin ohne weitere Konsequenzen der Selbstbestrafung als Opposition seiner Majestät agieren können, die die bürgerliche Regierung der Monarchie zu einer fortschrittlichen Sozialgesetzgebung peitschen würde, die schließlich unter der Sanktion der



legitimen Autorität erlassen wurde. In der Monarchie hätten sie weiterhin behaupten können, dass jede Errungenschaft in dieser Hinsicht ausschließlich auf diese Methode des Einpeitschens zurückzuführen sei, und dennoch sicher sein können, dass die vom Parlament erlassenen Sozialgesetze am Ende auch von ihren wirtschaftlichen Gegnern respektiert werden würden. Aber nachdem sie den Paravent der Monarchie aufgegeben hatten, hätten sie sich doppelt hüten müssen, von der Revolution und ihrer eigenen Macht hinter der Szene zu sprechen oder ihren eigenen Einfluss auf die Sozialgesetze zu übertreiben, die das Volk, das in seiner Mehrheit nicht sozialistisch ist, schließlich als seinem Interesse entsprechend akzeptieren müsste und sicherlich eher als seine eigene Errungenschaft akzeptieren würde als etwas, das ihm aufgezwungen wurde. Ohne Zweifel, ohne eine politische Revolution, oder besser gesagt, ohne die Risse in der rechtlichen Kontinuität infolge der militärischen Niederlage zu einer glorreichen Revolution zu mythologisieren, hätte der viel wichtigere Prozess der sozialen Revolution viel organischer verlaufen können. Doch selbst nach einer bloßen Bagatelle einer politischen Revolution, oder wenigstens nach einer so tief ins ganze Volk eingewachsenen Diskontinuität in wesentlichen politischen Symbolen, hätten die Champions der sozialen Revolution nicht einer revolutionären Phraseologie frönen dürfen, sondern die konservativste Interpretation ihrer eigenen, gegen dieses Gesetz der Geschichte haben die Sozialdemokraten schwer gesündigt, und so musste die grundsätzliche Reaktion gegen ihre konservative, aber revolutionär gestaltete Sozialgesetzgebung zwangsläufig aus den konservativen Schichten der Gesellschaft kommen, deren wirtschaftliche Interessen gegen diese Gesetze gerichtet waren und die deshalb ihren Gegnern

gerne glauben wollten, dass es sich um revolutionäre Errungenschaften handelte. Das war der verhängnisvolle Irrtum des Marxismus, zu glauben, dass wirtschaftliche Interessen allein die antimarxistische Front organisieren würden, während alle entgegengesetzten wirtschaftlichen Interessen automatisch zur Arbeiterpartei tendieren würden. Was die Marxisten selbst anbelangt, so reichte es nicht aus, ihre Sozialgesetzgebung zu haben, sondern sie brauchten die revolutionäre Ideologie, um sie zu unterdrücken, so dass ihre ökonomischen Feinde niemals die moralische und politische Kraft gehabt hätten, die verschiedenen Schattierungen des Antimarxismus allein aus ökonomischen Gründen um ihr Banner zu scharen, wenn sie nicht in der Lage gewesen wären, sich einer antirevolutionären Ideologie zu bedienen, in der ethische und sogar religiöse Überlegungen eine Rolle spielten.

Hier zeigt sich, dass das politische Problem der österreichischen Republik in seiner letzten Konsequenz ein metaphysisches Problem war. Die beiden Massenparteien, die aus dem allgemeinen Wahlrecht im Vorkriegsstaat hervorgingen und später die Gründer des Nachkriegsstaates, waren im Grunde Agenturen internationaler, oder wenn man so will, supranationaler Ideologien. Während vor dem Ersten Weltkrieg die Idee des Christlichen Sozialismus ein Gegengewicht zu jenem rudimentären Marxismus bildete, der die Arbeiterparteien in ganz Europa bestimmte, wurde nach dem Krieg der theoretisch verfeinerte und selbstbewusste Austro-Marxismus einer führenden intellektuellen Elite weniger glücklich durch die Scholastik der christlich-sozialen Führung in Schach gehalten, die zwar den Kurs der Partei bestimmte, aber nicht wirklich in das politische Bewusstsein ihrer Anhängerschaft eindringen konnte. Während die

Entwicklung von einem weniger kultivierten zu einem kultivierteren Marxismus durchaus konsequent war, war der Wechsel vom Programm der christlich-sozialen Reform zu dem der scholastischen Verteidigung der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse ein grundlegender Wechsel, jedoch nur eine Verschärfung der metaphysischen Position.

Solange die Monarchie bestand, standen diese Ideologien auf der Rechten und auf der Linken unter konservativer Aufsicht. Sie waren damals mit den beiden bestehenden Traditionen des österreichischen Kaiserreichs verschmolzen, die in Joseph und Franz symbolisiert wurden und die wir mit der Jeffersonschen und der Hamiltonschen Philosophie in Amerika verglichen haben. Die Sozialdemokraten im Vorkriegsösterreich waren weniger Marxisten als eine andere progressive Art von Josephinern, deren Führer alle ursprünglich aus dem Nationalliberalismus kamen und mit Marx nur oberflächlich vertraut waren. In ähnlicher Weise waren die Christlichsozialen im Vorkriegsösterreich weniger von der Anwendung der scholastischen Tradition auf die sozialen Probleme bestimmt, die damals erst am Anfang stand (mit der päpstlichen **Enzyklika Rerum novarum**, die 1891 nach Vogelsangs Tod veröffentlicht wurde), als von der romantischen Tradition der österreichischen konservativen Schule des politischen Denkens, die Jahrhunderte österreichischer Geschichte hinter sich hatte.

Diese beiden Traditionen, nun allerdings stark hybridisiert durch marxistische und scholastische Ingredienzien, setzten ihre Existenz im Nachkriegsstaat fort, in dem sie sich einerseits ihres metaphysischen Antagonismus bewusster wurden, andererseits aber einhellig wussten, wie sehr die Existenz des Staates von ihrem Zusammenwirken abhängen würde, Leider setzte sich letztlich das Erstere

durch. Was vorher nur ein Einsprengsel in zwei kaiserliche Anschauungen gewesen war, wurde zum vorherrschenden Faktor, der sich jedoch weiterhin der bloßen Technik der Tradition bediente, ohne sich ihrem Geist zu unterwerfen. Diese Tatsache, dass die beiden großen Parteien mit einer sozialen Schicht im Rücken und einer politischen Tradition im Rücken, die sich beide als komplementär betrachten konnten, sich dennoch in erster Linie mit zwei metaphysischen Anschauungen, dem Katholizismus und dem Sozialismus, identisch sahen, erwies sich als Grundlage für das erste Auftreten des Totalitarismus in der Parteipolitik. Im Vorkriegszustand waren beide Parteien unvergleichlich weniger ideologisch. Die Sozialdemokratische Partei verehrte Marx als ihren Propheten, aber es gab kaum Marxsche Theoretiker. Die Christlich-Soziale Partei war katholisch, aber auch viele andere Stellen und Instanzen, der Hof, die Aristokratie, die Hierarchie, ohne unbedingt christlich-sozial zu sein. In einigen Vorkriegsländern in Österreich waren die Reste der konservativen Parteien noch innerhalb oder außerhalb der Christlich-Sozialen Partei erkennbar. Der Christliche Sozialismus war eine reformatorische Strömung des Katholizismus, aber die beiden waren nicht identisch. In beiden Fällen änderten sich die Verhältnisse im Nachkriegsstaat merklich. Die Partei begann, den Staat zu ersetzen, die Gefühle vieler Menschen richteten sich mehr auf die Partei als auf den Staat, und dieselbe Verschmelzung, die zuerst zwischen der Arbeiterbewegung, der Sozialdemokratischen Partei und dem Marxismus auf der Linken entstanden war, entwickelte sich allmählich auch zwischen der Christlich-Sozialen Partei und der katholischen Kirche in Österreich oder zwischen dem politischen Katholizismus und dem religiösen Katholizismus auf der Rechten. Unfähig zur

Toleranz, versuchte jede der beiden Parteien, das Gewissen zu mobilisieren und das nationale Leben zu monopolisieren.

Der politische Kampf, der sich zu einem metaphysischen Antagonismus zwischen zwei Parteien zuspitzte, die sich in jeder Hinsicht für so gut wie Religionen hielten, war die eigentliche Tragödie des Nachkriegsösterreichs. Nur ein Teil des Volkes war nicht in der Lage, sich den Folgen dieses doppelten Totalitarismus zu entziehen, indem es sich aus der Parteipolitik zurückzog, und wiederum nur ein Teil des Volkes, wenn auch nur, um sich der staatlichen Politik zu entziehen. Im Grunde haben beide Parteien gleich gehandelt, obwohl der Katholizismus hinter der Christlich-Sozialen Partei tatsächlich noch als religiöser Kosmos funktioniert, der weit jenseits aller politischen Interessen wurzelt, während der Marxismus hinter der Sozialdemokratischen Partei jedenfalls nur eine Denkschule ist, die ohne die Arbeiterbewegung und erst recht ohne die Partei keinerlei Wert hat. Daher sind die Marxsche Ideologie und die Organisation immer weniger trennbar, selbst wenn die Arbeiterbewegung in mehrere Parteien gespalten ist, als der religiöse und der politische Faktor im Katholizismus, die unter bestimmten örtlichen Bedingungen miteinander verwechselt werden können, aber in Wirklichkeit unvergleichbare Eigenschaften sind. Doch gerade in diesem wesentlichen Unterschied der Metaphysik von rechts und links ist die große historische Schuld des österreichischen Katholizismus zu suchen. Es war ein größeres Erbe zu verschleudern und eine größere Hoffnung für das ganze Volk zum Parteiprogramm zu machen.

Sowohl die katholischen Priester der christlich-sozialen Partei, die in Seipel ihre Inkarnation fanden, als auch die

jüdischen Intellektuellen der sozialdemokratischen Partei, deren Verkörperung Bauer war (obwohl beide Männer weit über dem Durchschnitt ihrer Gruppe lagen), konnten ihr gemeinsames Interesse, das durch den gemeinsamen Staat symbolisiert wurde, nicht für ihr gemeinsames Überleben geeignet sehen, sondern gewöhnten sich daran, ihre Divergenzen bis hin zu einem akuten und permanenten Krieg zu betonen. Während die Christlichsozialen die Katholiken geistig terrorisierten, weil sie eine strikte Gleichsetzung zwischen der Christlichsozialen Partei und der katholischen Kirche in Österreich wollten, terrorisierten die Sozialdemokraten kaum weniger, wenn auch im Allgemeinen weniger geistig die Proletarier, deren Massen ihnen ohnehin anhängen, deren widerständige Minderheiten sie aber ebenfalls erobern wollten. In beiden Fällen gab es eine geistig kämpferische katholische Minderheit, die zum Symbol des Widerstands gegen den Parteitotalitarismus auf der Linken und auf der Rechten wurde, die eine verwechselte die Arbeiterbewegung mit dem Terror, die andere die Partei mit der Religion, beide verwechselten Demokratie mit Diktatur. Um den monopolistischen Tendenzen innerhalb der Arbeiterbewegung im Allgemeinen organisiert zu widerstehen, wurden bereits in den 1890er Jahren die christlichen Gewerkschaften gegründet, während die religiösen Sozialisten in den späten 1920er Jahren organisiert wurden, um die entgegengesetzten Monopole zu brechen, die besonders auf dem Lande stark waren. Beide Bewegungen waren keine rein österreichischen Phänomene, obwohl ihre österreichische Geschichte vielleicht charakteristischer ist als jede andere. Obwohl politisch gesehen die Christlichen Gewerkschaften der Christlich-Sozialen Partei und die Religiösen Sozialisten der Sozialdemokratischen Partei angehörten, entstammten

die führenden Köpfe beider Bewegungen, die im Grunde dasselbe Ziel verfolgten, geistig gesehen denselben Reihen der katholischen österreichischen Jugendbewegung der Vorkriegszeit. Beide Minderheitstendenzen konnten jedoch in Österreich nie einen tieferen Einfluss gewinnen. Die christlichen Gewerkschaften, obwohl sie sich ihrer Partei von Lueger bis Seipel disziplinierter als wünschenswert unterwarfen, erlangten erst am Ende, im autoritären Regime, das sie eigentlich hätten bekämpfen müssen, in dem sie aber die einzigen Gewerkschaftsfunktionäre waren, einen Status in ihr. Die Religiösen Sozialisten (unter der Führung eines jungen katholischen Metallarbeiters gleichen Namens wie der Parteiführer selbst, Otto Bauer, und auch begünstigt durch das große Verständnis des anderen Otto Bauer für das Gesamtproblem) hätten ihrer Partei bei den letzten demokratischen Wahlen (1932) zu den einundfünfzig Prozent verhelfen können, wenn der Parteiapparat so klug gewesen wäre wie ihre geistige Führung, oder wenn Bauer in seiner Partei die gleiche diktatorische Macht gehabt hätte wie Seipel. Wären die Religiösen Sozialisten in diesem letzten Wahlkampf als angeschlossene Partei auf der Linken organisiert gewesen (wie die Christlich-Soziale Arbeiterpartei theoretisch auf der Rechten), mit eigenen Kandidaten, wo immer Plätze zu erobern waren, und mit einem eigenen Programm in allen kulturellen Fragen (wie ich damals Otto Bauer, ihrem Parteivorsitzenden, vorschlug), hätte ihr Erfolg die Geschichte verändern können. Bauer, der das Problem verstand, konnte nichts tun, denn in jedem Wahlkreis gab es Besitzstände, die berücksichtigt werden mussten, und überall gab es bereits einen Mächtgern-Kandidaten, der durch seine treue Parteiarbeit in eine Position vorgeedrungen war, in der ihn keine zentrale Parteibehörde durch einen Ebenbürtigen

ersetzen konnte. Mit anderen Worten:

Die Sozialdemokratische Partei war ein großer Apparat, dessen zentrale Führung die lokalen Fragen nicht über einen bestimmten Punkt hinaus forcieren konnte. So musste auch dieser Apparat, so wie er einmal gewachsen war, nach dem Gesetz der Zeit sterben.

Beide Parteien waren in ihrer Blütezeit in der Tat Modelle des Totalitarismus, dessen Rücksichtslosigkeit in vielen Fällen nicht auf das Auftreten des Nationalsozialismus zu warten brauchte. Auch wenn es eher der Determinismus des Parteiapparats und nicht die zentrale Autorität der Partei war, der das Organisationsleben bestimmte, so war es doch ein echter Totalitarismus. Die Praxis, das Leben von der Wiege bis zur Bahre zu monopolisieren und die Anhänger einer Idee von allen Nicht-Anhängern zu isolieren, ist in erster Linie eine religiöse Praxis, die alle Religionen in ihrem Anfangsstadium zum Zweck der Inkubation der Gläubigen teilen. Das Christentum hat diese Haltung schließlich in die Parallelität von spiritueller Distanz und zeitlicher Kooperation oder spirituellem Apostolat und zeitlicher Nonkonformität sublimiert, beides entsprechend dem Status der christlichen Idee. In einem katholischen Staat, wie es das Vorkriegsösterreich vordergründig noch war, trat das ganze Problem für den Katholizismus nicht in den Vordergrund, während im nichtkatholischen Staat, in dem sich die Katholiken des Nachkriegsösterreichs plötzlich wiederfanden, sie bald entdeckten, wie wenig ihnen die eigene traditionelle Haltung Einfluss und Macht in der Konkurrenz mit der gut organisierten Urkirche des Sozialismus garantierte, die ja die Sozialdemokratische Partei schon an dieser Nahtstelle war. So begannen die Katholiken, die Sozialisten zu imitieren. Hätten sie ihre politischen Überzeugungen aus der Vorkriegszeit nicht so



schnell aufgegeben, hätten sie vielleicht andere Mittel gefunden, um ihre Position zu stärken. Das taten sie nicht, und so sehnten sie sich bald nach einer ebenso primitiven und gut organisierten politischen Kirche wie ihre Gegner. Damit trugen sie faktisch zur Auflösung des Landes in den Besitz von zwei primitiven Religionen bei.

Keine von ihnen war wirklich das in die Politik eingeführte Christentum und folglich die Politik *ex fide*, obwohl die Sozialisten sich gerne mit dem frühen Christentum verglichen und obwohl der politische Katholizismus unter klerikaler Führung nur das Pendant des religiösen Katholizismus zu sein schien. Die eine der beiden Parteien war in der Tat der irdische Schatten des christlichen "Mitleids mit dem Volk", mit dem die andere oft nur das Gebet des Pharisäers war, der stolz darauf ist, dass er nicht wie sein Nachbar sündigt. Das andere der beiden war gewiss der Schatten des königlichen Mantels des Christentums, ohne dessen Saum es keine Hoffnung gibt, jemals den Hunger und die Kälte zu stillen, und im Vergleich zu dem jene Schreie nach Mitleid, die den Mantel herausfordern, manchmal nur die von Verrückten zu sein scheinen. Vielleicht hätte es einer lodernden Flamme des religiösen Katholizismus bedurft, um gemeinsam, *omnia omnibus*, das geistige Rückgrat des politischen Katholizismus sowie das geistige Verständnis für den Marxismus und die Arbeiterbewegung zu sein und damit das wachrüttelnde Gewissen sowohl in den linken als auch in den rechten Minderheiten, die ihre mutigen Kämpfe gegen den Parteitotalitarismus führen. Es gab keine lodernde Flamme. So konnte keine der beiden Urreligionen unerlöst Erlösung und Heil für Österreich bringen. Und doch besaß eine von ihnen, zumindest hinter ihrem Primitivismus, hinter ihren Unzulänglichkeiten und Fehlern,

die Substanz, die nicht nur eine, sondern beide Hälften der Nation hätte retten können, die nicht nur Österreich, sondern die Welt hätte retten können, und die dieselbe Chance wieder haben wird. Diese Substanz zu haben, aber zu versagen, vervielfacht die historische Verantwortung, während das Fehlen der Substanz, aber der mutige Versuch kann durchaus genügen, um die Vergebung der Geschichte zu erlangen. Doch nur wer die Substanz hat und Erfolg hat, kann die Welt retten.

(§29) Die erste Stufe des Zerfalls der österreichischen Republik setzte ein, als die Sozialdemokraten aufgrund eines schlechteren Wahlergebnisses, als erwartet aus der Koalitionsregierung ausschieden. Die Sozialdemokraten waren sich in ihrem rein statistisch argumentierenden Optimismus, dessen unübertroffener Meister Danneberg war, sicher, dass sie ihre Gegner leicht überrechnen, in kürzester Zeit selbst die absolute Mehrheit erringen und dann die anderen nach den Regeln des demokratischen Spiels, die sie dann auch in Seipels Männer zu interpretieren nicht gezögert hätten, wo immer es möglich war, dominieren würden, folglich verließen sie ihre Sitze in der Bundesregierung und konzentrierten sich allein auf Wien, wo sie sich auch um die christlich-soziale Minderheit nicht groß zu kümmern brauchten. Sie waren sich ziemlich sicher, dass die christlich-soziale Partei in der Bundespolitik sie bald dringend brauchen würde, dass sie die Regierungsgeschäfte nicht allein führen könnte und sie eher darum betteln würde, wieder in die Regierungsverantwortung zurückzukehren. Sie glaubten daher nicht, dass ihre Abstinenz von Dauer sein würde. Sie haben sich grimmig getäuscht. Die Christlich-Soziale Partei unter Seipels Führung erwies sich in diesem regelrechten

Nervenkrieg um die Innenpolitik als durchaus ebenbürtig mit ihren früheren Partnern: Unter der neuen Führung schlossen die Christlich-Sozialen ihre Koalition mit den Großdeutschen auf der Basis von Antimarxismus und bürgerlichen Interessen, übernahmen allmählich die vollständige Kontrolle über den Staatsapparat, sowohl über die Armee als auch über die Polizei, und reorganisierten sie zu fertigen Instrumenten in eigener Hand. Schritt für Schritt drängten sie die Sozialdemokraten, die ursprünglich die Herren der Republik waren, in die Defensive. Wo immer sie konnten, zunächst ohne Verstoß gegen die Verfassung, aber auch sehr bald mit vielen Versuchen, sie zu verletzen, versuchten sie zu herrschen, nicht nur zu regieren. Ihr Vorbild war die Monarchie, nicht die Republik, doch ihr Ideal war weder die konstitutionelle Monarchie noch die Abschaffung der Republik. Ihr wahres Ziel, das eine technisch meisterhafte Führung tatsächlich erreichte, bestand darin, die Zeiger der Geschichte umzudrehen und den Schwerpunkt innerhalb der Republik zu verlagern, das Gegenteil von dem zu bewirken, was vorher existierte, und zu diesem Zweck die antisozialistischen, nicht-republikanischen, schwach monarchischen Gefühle der Mehrheit des Volkes zu nutzen. Kurz, sie strebten die absolute christlich-soziale Herrschaft in der Republik anstelle der sozialdemokratischen der Vergangenheit an, vorzugsweise auf der Grundlage der Verfassung, wenn der Gegner sich der Dehnung ihrer Buchstaben unterwerfen würde, notfalls aber auch ohne. Während die Sozialdemokraten den anderen gelegentlich gerne mit ihrer marxistischen Lehre drohten, die die demokratische Verfassung nur als Mittel für die Ideale der sozialistischen Gesellschaft benutzen würde, in Wirklichkeit aber an ihr bis zu den Buchstaben festhielten, die so sehr zu ihren Gunsten ausfielen, hatte der Christlich-Soziale von Seipel

gelernt, dass es "Naturrechte" gebe, die über die Verfassung hinausgingen und manchmal sogar gegen die Verfassung verteidigt werden müssten. Das Endergebnis sowohl eines so geschickten Schachspiels auf der Bucht als auch jener Fallen, die die Linken für sich selbst ausgelegt hatten, war in der Tat, dass sich das Gravitationszentrum völlig verschob und dass die Sozialdemokraten, die sich einst spöttisch weigerten, in der Koalition zu bleiben, sicher um später wieder hineingebeten zu werden, schließlich um Aufnahme und Einbeziehung betteln ließen, um nun selbst hämisch abgewiesen zu werden. Kein Schauspiel der Parteimachtpolitik im Nachkriegseuropa war so atemberaubend und haarsträubend wie jenes in Österreich, in dem die Meister der "österreichischen Revolution" Opfer ihrer eigenen Dialektik wurden.

Der antimarxianische Führer, der das Programm der Renaszensierung der Bourgeoisie, gleichbedeutend mit der Verdunkelung des Proletariats, durchführte, war Ignaz Seipel. Er war im Vorkriegsösterreich als Professor für Moraltheologie an einem Provinzialsseminar tätig und wurde von der zerfallenden Monarchie in das letzte kaiserliche Kabinett Lammasch katapultiert. Sein akademischer Lehrer in der Theologie, Franz Martin Schindler (gest. 1922), der zu den Theoretikern der frühchristlich-sozialistischen Bewegung gehörte, hatte ihn mit den sozialen Problemen in Berührung gebracht. Während des Krieges gehörte er mit Lammasch als Symbol zu jener Gruppe von Männern, die auf der konservativen Seite bereit waren, eine progressive Politik zu versuchen, eine Ideologie, der der neue Kaiser gerne zustimmte. Man kann diese intellektuellen Linken des konservativen Lagers deutlich in einer konstitutionellen Nachkriegsmonarchie sehen. Wenn

sie hätte erhalten werden können, hätte sie das Programm der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Modernisierung mit Unterstützung oder unter Aufsicht der konsequenteren Linken des anderen Lagers durchgeführt.

In der ersten Phase der Republik war Seipel der Hauptbefürworter dessen gewesen, was er für die organischste Kontinuität zwischen der Vorkriegs- und der Nachkriegsordnung hielt. Er plädierte für die Selbstabschaffung der Monarchie ohne große Erschütterungen durch ihre eigenen Entscheidungen und auf dieser Grundlage für die Beseitigung des gesamten Problems Monarchie oder Republik aus der Diskussion unter oder gar aus den Interessen der österreichischen Katholiken, womit er das Problem an sich wirklich beseitigt zu haben glaubte. Er war modern, unromantisch, unhistorisch im tiefsten Grunde seiner Seele, ohne politische Ideale, die an den Staub dieser Erde gebunden waren. Für mich als jungen Mann, der auch inmitten des österreichischen Wiederaufbaus nicht vergessen konnte, dass eine Welt zusammengebrochen war und dass vielleicht aller Wiederaufbau nicht genügte, um sie zu ersetzen, war es eine unvergessliche Szene, wie Seipel mit einem erhabenen Blick in den Augen, der in seltsamem Kontrast zu seiner monumentalen Kühle stand, mir einmal seine wirkliche Überzeugung einzuprägen versuchte, "wie herrlich weit wir es gebracht haben". Er verglich die Unmoral von Kaisern und Königen in früheren Jahrhunderten mit dem Idealismus von Staats- und Parteiführern in der heutigen Zeit und schwärmte von dem "enormen Fortschritt". Doch während er so sprach, stieß der Gestank von Korruption in seiner eigenen Partei, von Provinzfürhern, die die Bankinstitute ihrer Machtbereiche korrumpierten, die Nase seiner Zeitgenossen, kurz nur

seine eigene, empörend auf, und er wäre wirklich ratlos gewesen, ein einziges kaiserliches Kabinett der Vergangenheit zu nennen, sogar mit Ausnahme des letzten liberalen Kabinetts, in dem die geringste Ähnlichkeit derselben Korruption erlaubt gewesen wäre, die unter seiner eigenen blinden Führung überschwänglich wuchs.

Seipel unterstützte zunächst die Zusammenarbeit mit den Sozialdemokraten, um in der Regierung zu sein und nicht außerhalb, und war folglich ein Meister der "rot-schwarzen" Koalition, für die er den theologischen Hintergrund lieferte. Er war damals ein Linker, der nicht nur das Tempo der Demokratisierung beschleunigte, indem er als erster konservativer Führer schon in der Monarchie das Frauenwahlrecht befürwortete, sondern sogar für die Sozialisierung eintrat, zumindest als die öffentliche Meinung der Republik ebenfalls dafür zu sein schien. Ich erinnere mich an einen nie schriftlich veröffentlichten Vortrag Seipels auf akademischem Boden, in dem er die Sozialisierung verschiedener Berufe befürwortete, zum Beispiel, wie er ganz ernsthaft vorschlug, die der Pflasterer und der Apotheker. Das war vielleicht nur ein *Ballon d'essai* unter katholischen Intellektuellen, um herauszufinden, wie sie auf die Sozialisierungspläne der Koalitionsregierung reagieren. (Ich erinnere mich nur noch daran, wie ein befreundeter Pharmaziestudent an der entscheidenden Stelle den Vortrag verließ und die Tür geräuschvoll hinter sich schloss). Wie weit Seipel selbst mit seinen linken Sympathien wirklich ging, verglichen mit seinem kühlen Kalkül der Koalition als einzigem verfügbaren Instrument der Mitbestimmung, ist schwer zu sagen. Als scholastischer Theoretiker pflegte Seipel in sich einen entgegenkommenden Geist, soweit es um die Probleme dieser Erde ging, die nur die Sphäre des theologischen

Dogmas betrafen, und folgte damit eng den Tendenzen der Zeit, um für den Katholizismus in seiner religiösen Substanz so viel wie möglich zu gewinnen. Nach dem Krieg triumphierte überall die Linke, und so wurde auch Seipel ein Quasi-Linker, oder gab zumindest vor, einer zu sein, versuchte herauszufinden, inwieweit ein katholischer Theologe wirklich einer sein konnte und inwieweit katholische Laien ihm in dieser Hinsicht folgen würden. Allmählich aber schwenkte er partei- und staatspolitisch von links nach rechts, schwang mit dem Pendel der öffentlichen Meinung von den linken Übertreibungen zurück, aber nicht ins Gleichgewicht, sondern ins rechte Gegengewicht. Seipel nutzte das Gegengewicht der Rechten mit der gleichen grundsätzlichen Gleichgültigkeit (ich würde sagen: Ignatianischen Gleichgültigkeit), mit der er zuvor am Gegengewicht der Linken teilgenommen hatte, oder zumindest tat er wieder so, als ob er ebenso gleichgültig wäre und glaubte, es zu sein. Vielleicht war er dieses Mal nicht in derselben Weise gleichgültig. Er wusste, zumindest unbewusst, wie schwach er in einer verhängnisvollen Stunde des Staates gewesen war, als die Vergangenheit begraben und die Zukunft geboren wurde, und, unfähig, sich selbst zu vergeben, überkompensierte er durch einen tief verwurzelten psychologischen Mechanismus, den er mit vielen anderen Katholiken teilte, die ähnlich gehandelt hatten, später seinen früheren Fehler, indem er jetzt doppelt so schneidig gegen diejenigen war, denen er einst erlegen war, jetzt, nachdem sich die Waage der Geschichte gegen sie gewendet hatte. Er und seinesgleichen glaubten, dadurch ungeschehen machen zu können, was sie getan hatten, und nun so hartnäckig und mutig zu sein, wie sie es einst hätten sein sollen.

Die erste Auswirkung von Seipels Wende war weit in den Fakultäten der österreichischen Universitäten, wo sich immer die wenigen Katholiken mit der überwältigenden Mehrheit der deutschen Nationalliberalen gegen die Minderheit der Sozialisten verbündet hatten, die durch die Ereignisse von 1918 in wichtige Positionen aufgestiegen waren. Hier war Seipels "Einheitsfront" der bürgerlichen Parteien gegen jene Intellektuellen, die sich der Arbeiterpartei angeschlossen hatten, schon vom Tag der Wiedereröffnung der Universitäten im Nachkriegsösterreich an vorweggenommen. Seipel ließ sich noch von den Professoren leiten. Als ich während seiner dritten Amtszeit als Bundeskanzler (1926/29) mehrmals mit ihm die Probleme der österreichischen Universitäten besprach, fand ich ihn ihnen gegenüber völlig naiv, indem er sich eitel rühmte, wie ruhmreich weit wir auch in dieser Hinsicht fortgeschritten seien und wie prächtig einige der jüngeren Deutschnationalen, die späteren Nazis, die katholischen Interessen an den Universitäten wahrnehmen würden. Ich fragte mich damals fassungslos, ob der Führer des österreichischen Katholizismus wirklich so naiv war, wie er sich darstellte, oder was er sonst mir demonstrieren wollte. Entweder verschloss er absichtlich die Augen wie der Vogel Strauß oder er wollte mir mit seiner vorgetäuschten Naivität deutlich machen, dass ich sicher nicht auf seiner Liste stehen würde. Abgesehen von dieser persönlichen Erfahrung war es für mich aufschlussreich, wie leicht, fast schon aus metaphysischen Gründen, Seipel nun bereit war, mit dem deutschen Nationalismus zu kooperieren, und wie bequem er, der katholische Geistliche, sich auf akademischem Boden von deutschen Nationalisten vertreten ließ, die er offensichtlich katholischen Laien mit einer anderen politischen Auffassung als der seinen vorzog.



Seipels Selbstrechtfertigung war, dass er von den Linken nach rechts getrieben wurde und in dem Maße, wie sich die Sozialdemokratie vor der Regierungsverantwortung drückte, die Zügel der Regierung zügiger ergreifen musste. Doch dieses Problem war weit weniger einfach, als Seipel es darstellen wollte. Mitverantwortung in seiner Terminologie hätte für die Opposition bedeutet, nicht nur in die Regierung einzutreten und jenen Kompromissen zuzustimmen, die sich aus der proportionalen Teilung der Macht ergeben würden, sondern sich an der Liquidierung bestimmter Sozialgesetze und Verfassungsbestimmungen zu beteiligen, ohne die Seipel, wie er erklärte, nicht regieren könne, und sich damit kooperativ den Messern ihrer willigen Schlächter auszuliefern. An dieser Absicht Seipels kann es keinen Zweifel geben. Das heißt nicht, dass die Opposition nicht hätte versuchen sollen, ein verantwortungsvoller Partner zu sein und notfalls den Gegenpartner seine eigene Verantwortungslosigkeit demonstrieren zu lassen. Das taten sie aber nicht, und indem sie sich der Regierungsverantwortung unter allen Umständen entzogen, ermöglichten sie es ihren unverantwortlichen Gegnern, sich eines rücksichtsvolleren Verhaltens im Interesse des Volkes zu rühmen, bis der Moment kam, in dem sich die Gewichte der Macht endgültig verschoben, und die Sozialdemokraten nun begannen, sich nach der Koalition zu sehnen, die Seipel nun stark genug sein würde, um sie zu Recht abzulehnen. Zwischen 1920 und 1927 hätten sich die Sozialdemokraten wahrscheinlich mit Seipel nach verschiedenen Schemata einigen können, wenn sie sich nicht auf die fixe Idee verlassen hätten, außerhalb der Regierung und notfalls auch außerhalb des Parlaments stärker zu sein und deshalb keine Zugeständnisse machen zu müssen. In jenen Jahren hätten Zugeständnisse an Seipels *idée fixe*,

selbst mit deutschen Befugnissen ausgestatteter österreichischer Präsident zu werden, den Rest gerettet.

(§30) Seipel verbündete sich, nachdem er zum ersten Mal an die Regierungsmacht gekommen war (1922), mit den Interessen des Kapitalismus, national und international. Ihm war in den ersten Nachkriegsjahren völlig klar geworden, dass nicht die Führung des Sozialismus in der Demokratie die Nachkriegswelt endgültig gestalten würde, sondern nur das Bündnis zwischen Demokratie und Kapitalismus. Beim Blick über die Grenzen der besiegten Völker in Mitteleuropa konnte er nicht die geringste Kleinigkeit des nahenden Untergangs des Kapitalismus erkennen. Er glaubte nicht an irgendwelche Selbstheilungsrezepte, die Österreich aus seiner organischen Notlage retten könnten, indem sie alle seine populären Kräfte bündelten. Paradoxerweise lieferten die Sozialdemokraten, die nicht an die Überlebensfähigkeit Österreichs ohne den Zusammenschluss mit Deutschland glaubten, eine Fülle von höchst konsequenten Vorschlägen, wie man es durch Eigeninitiative aus seinem Übelstand befreien könnte, während Seipel, der Hauptverfechter der Unabhängigkeit Österreichs, glaubte nicht, dass sie sich selbst helfen könne. Mit der Idee der politischen Unabhängigkeit als Waffe sicherte sich Seipel die wirtschaftlichen Mittel, mit denen die politische Unabhängigkeit erprobt werden konnte, allerdings nur unter Unterwerfung der wirtschaftlichen Substanz unter ausländische Interessen. Noch paradoxer ist, dass der Kern der sozialdemokratischen Selbsthilfevorschläge später in den Ideen des ständischen Umbaus der Gesellschaft unter Dollfuß und Schuschnigg einen anderen Ausdruck fand, gegen den sich die Sozialdemokraten, ihr eigenes Kind nicht kennend, leidenschaftlich wehrten,

während Seipel in seinen letzten Predigten und Reisen, den päpstlichen Ratschlägen mehr vertrauend als seinen eigenen Erfahrungen, sich gerade ihrer Propagierung widmete.

In der Tat konnte Österreich, nachdem es die Regeln des internationalen Kapitalismus im eigenen Haus akzeptiert hatte, sich nicht selbst helfen, aber es konnte sich durch reformatorische Schemata helfen, den Kapitalismus zu organisieren und die Gesellschaft zu reorganisieren, ob diese Schemata nun von Marxisten nach ihrem politischen Realismus, wie er sich "an der Marxschen Hypothese orientiert, oder von Katholiken nach ihrem, wie er sich an Rerum novarum und Quadragesimo anno orientiert, ausgearbeitet wurden, solange nur beide ihre Theorien realistisch auf die bestehenden nationalen Verhältnisse beziehen würden. So unüberbrückbar diese beiden Doktrinen sind, wenn sie in abstracto gegeneinandergestellt werden, so können auch politische Führer oder Gruppen, die von diesen Doktrinen als ihren Laststeinen bestimmt werden, in concreto doch vielfach konvergieren, wenn es die zu leistende Arbeit ist, die wesentlich in ihren Absichten und Bemühungen zählt, dann ist es wie die Berechnung der nächsten Sonnenfinsternis mit der ptolemäischen und der kopernikanischen Methode. Obwohl der Realismus, der sich den Problemen der Gesellschaft widmet, ohne Doktrin hoffnungslos ist, ist es die Konvergenz der realistischen Ansätze, nicht die Diskrepanzen der ideologischen Schemata, die den wirklichen Problemen eines in metaphysische Lager der Politik gespaltenen Volkes dient.

Zu dieser Zeit wollte Seipel nicht über zwei sehr einfache Regeln hinaus realistisch sein: Österreichische Unabhängigkeit und internationale Finanzhilfe. In einer

Stimmung, die der Annahme eines Jota aus der Idee der nationalen Selbsthilfe diametral entgegengesetzt war, unternahm er seine berühmten diplomatischen Reisen in die Hauptstädte der Nachbarstaaten in Nord und Süd und bot dem Meistbietenden die Freundschaft, das Bündnis und sogar die Einverleibung Österreichs an, und seinen Willen, sich mit jemandem zu vereinigen, oder zumindest dieses Angebot der ganzen Welt bekannt zu machen, damit sie aufwache und helfe,

Diplomatisch war dies eine Meisterleistung. Es brachte in der Tat die schnelle Unterstützung des Völkerbundes, der die finanzielle Sanierung Österreichs übernahm und garantierte, im Gegensatz zu dem Versprechen der österreichischen Regierung, bis 1942 alle Bemühungen um eine Vereinigung mit Deutschland fallen zu lassen.

Seipels Idee war es, das internationale Interesse an der Unabhängigkeit Österreichs gegen seine inneren Widersacher, die Sozialdemokraten, zu mobilisieren, die immer noch die Hauptbefürworter des Anschlusses waren. Da die endgültigen Gesetze zur finanziellen Sanierung eine qualifizierte Zweidrittelmehrheit im österreichischen Parlament erforderten, konnte die Opposition am Ende nicht anders, als für die Regierung zu stimmen. Die Sozialdemokraten, die außerhalb des Parlaments eine leidenschaftliche Kampagne gegen die Staatskunst Seipels geführt hatten, bescheinigten damit der Regierung im Parlament, dass sie ein Scheitern ihrer Politik nicht riskieren wollten. Dies mag große Staatskunst seitens der Opposition gewesen sein, könnte aber auch als große Demagogie interpretiert werden. Auf jeden Fall gewann Seipel durch seine Taten der finanziellen Sanierung ein moralisches Ansehen in ganz Europa und im eigenen Land weit über die eigene Partei hinaus und eine Autorität, die

nur der Wiederbegründer des österreichischen Staates beanspruchen konnte. Er ist damit in den Augen der Geschichte, die die Fakten und nicht die Chancen zählt, gewiss der Retter Österreichs gewesen. Die Sozialdemokraten hätten mit ihren Methoden der Selbsthilfe durchaus auch die Chance gehabt, Österreich zu retten, die Christlichsozialen aber taten es mit den entgegengesetzten Methoden. Historische Chancen aber sind, wenn sie psychologisch tief genug verwurzelt sind, oft latente Tatsachen der Geschichte, die sich erst später in ihren Folgen voll materialisieren. Seipel, der Österreich mit seiner eigenen Methode gerettet und die Methode seiner inneren Widersacher hartnäckig abgelehnt hatte, scheint von nun an und im Lichte späterer Ereignisse oft so zu handeln, als ob er damit nicht nur das Recht erworben hätte, Österreich für alle Zukunft zu regieren, sondern auch das Recht, das, was er gerettet hatte, wieder zu zerstören.

Indem er den finanziellen Wiederaufbau Österreichs durchführte und damit zum ersten Mal den nationalen Willen zur Unabhängigkeit zumindest vorläufig verkündete, war Seipel der erste österreichische Staatsmann der Nachkriegszeit, der die Anschluss-Pathologie überwand. Nach der Gründung der Republik hatten sich beide Parteien formal an den Anschluss als außenpolitisches Schibboleth gehalten, wobei nur die Sozialdemokraten ihn zu einem formalen Paragraphen ihres Parteiprogramms machten (die Christlichsozialen wurden nur durch ihre sprichwörtlich fehlende programmatische Haltung vor dieser Blamage bewahrt). Obwohl das österreichische Volk für die Torheit der österreichischen Parlamentarier durch den Friedensvertrag bestraft und als Erbe des österreichischen Kaiserreichs stigmatisiert wurde, wollten die österreichischen Parteien hartnäckig weiter bestraft

werden, aber nicht als Erben einer *quantité négligeable*, sondern als Teile des *rocher de bronze*, der im Deutschen Reich noch existierte. Es waren die Parlamentarier und Parteien, die durch ihre unangebrachte Solidarität mit Deutschland einen unsäglichen Schlamassel über die Köpfe ihres Volkes gebracht hatten, der, selbst wenn er wirklich aus Gefühlen der Kriegskameradschaft und nicht nur aus unrealistischen und irrationalen Sentimentalitäten herrührte, nur als nationaler Ausdruck von historischer Verwirrung und Verwirrung betrachtet werden kann. Die Zusammenarbeit mit dem Nachkriegsdeutschland in allen sozialen Fragen von gemeinsamem Interesse war ohne den Anschlusswahn noch einfacher.

In der Basis beider Parteien war die ganze Idee dank der gesunden Instinkte des österreichischen Volkes ausgesprochen unpopulär und sehr verpönt. Waren in der Sozialdemokratischen Partei die Nachfolger der ehemaligen Nationalliberalen von 1848 und 1867, meist jüdische Intellektuelle, die Hauptprotagonisten des Anschlussgedankens, so war es in der Christlichsozialen Partei neben ihren älteren sudetendeutschen Schichten die katholische akademische Jugend, die unter dem Einfluss ihrer gesamtdeutschen Professoren und ihrer gesamtdeutschen akademischen Organisationen nach Großdeutschland schrie. Sie glaubten Seipel nicht, dass er es mit dem Anschluss ernst meinte. Trotz dieses akademischen Anschluss-Kerns vergaßen die Christlich-Sozialen aufgrund ihrer konservativen Tendenzen und ihrer größeren Undiszipliniertheit den Anschluss nach einiger Zeit einfach, im Gegensatz zu den Sozialdemokraten, die offiziell die Idee pfl egten, Teil des glorreichen deutschen Proletariats zu werden, bis zu dessen unrühmlicher Kapitulation vor Hitler. Sie mochten die "deutschen Brüder"

auch nicht, wo sie sich zu prahlerisch unter sie mischten, aber sie waren Marxisten genug, um ihre Sympathien zu rationalisieren oder zu irrationalisieren und Antipathien zu rationalisieren oder zu irrationalisieren. Viele marxistische Führer waren sudetendeutscher Abstammung, und für sie waren die Farben Schwarz-Rot-Gelb der "deutschen Revolution" von 1848 meist die einzige Mystik, die sie jenseits des Marxismus erkannten. Für Bauer war der Anschluss zumindest das Rudiment einer nationalen Ideologie, so anti-österreichisch dieser Nationalismus auch war. Für Seipel hingegen gab es in der Anschluss-Ideologie kaum etwas anderes als ein Mittel, um für die damals gerade aktuelle Phase seiner Politik so viel wie möglich herauszuholen. Wenn Europa ein unabhängiges Österreich wolle, argumentierte Seipel, könne die Anschluss-Ideologie manchmal nützlich sein, um zu betonen, dass Österreich eben doch nicht immer nur das sei, was es zu sein scheine, und schon gar nicht bloßes Subjekt der internationalen Politik sein dürfe. So konnte er nach fast fünfzehn Jahren Politik um den Anschluss die eine Gruppe, etwa die Nationalliberalen (des Österreichischen Volkswirts), davon überzeugen, dass er der Dämon sei, der den Anschluss abgewürgt habe, während die andere Gruppe, etwa die sudetendeutschen Gesinnungsgenossen, darauf schworen, dass Seipel wie kein anderer mitteleuropäischer Staatsmann den Anschluss tatsächlich vorangetrieben habe.

Historisch gesehen hat Seipel den Anschluss vereitelt, aber ich würde nicht wagen zu behaupten, dass er ihn jemals in seinem Sinne aufgegeben hat. Mit der Rettung Österreichs, das im Einvernehmen mit Europa geschaffen wurde, kam er zur ersten Disposition einer österreichischen Ideologie, die zwar rudimentär und bruchstückhaft war, aber dennoch

ausreichte, um den bestehenden Staat hic et nunc zu retten, nicht nur in den Augen der Völkergemeinschaft, sondern auch in den Köpfen seiner eigenen Bürger. Den Funken der Anschluss-Ideologie gänzlich zu löschen und nur den Namen Österreichs auf den Gipfeln der Berge und in den Herzen der Menschen aufleuchten zu lassen, dazu war Seipel politisch ebenso unwillig wie psychologisch unfähig. Sein asketisches Hirn enthielt keinerlei politische Ideale, oder wenn er welche hatte, ließ er nicht zu, dass sie seine Gedanken formten oder seine Politik bestimmten. Doch während die intellektuellen Führer der sozialdemokratischen Partei in ihrem Innersten, so sehr sie ihre Republik auch liebten, den Namen Österreich immer noch hassten, flammte in Seipels historischer Tat, so begrenzt sie auch war, zum ersten Mal in der Nachkriegszeit der Gedanke auf, dass dieses kleine Österreich, arm und schwach, der Welt und dem eigenen Volk noch etwas Wertvolles bedeutete, etwas, das es zu verteidigen und zu bewahren galt, etwas, das wertvoll genug war, um dafür zu arbeiten und zu kämpfen. Und die Sozialdemokraten, so laut sie auch gegen jeden einzelnen Punkt der von Seipel durchgeführten finanziellen Sanierung protestierten, schlossen sich stillschweigend seiner Auffassung und Interpretation an, als sie nicht nur die konsequentesten Rezepte zur Rettung Österreichs aus eigener Kraft vorschlugen, sondern auch, nachdem sie damit gescheitert waren, Dies war wahrlich eine Meisterleistung Seipels, der nicht nur die Welt für Österreich mobilisierte, sondern auch die Opposition davon überzeugte, dass es jenseits aller Differenzen im Detail noch Identitäten gibt, die von einer nationalen Führung zu vertreten sind, zu der sich auch politische Gegner bekennen können.



Die Koalition zwischen den beiden Großparteien unter der Führung von Seipel und Bauer hätte in dieser historischen Situation wieder zustande kommen können, wenn sich die beiden Partner auf eine nüchterne und klare Trennung ihrer Einflussbereiche geeinigt hätten, die Christlichsozialen in erster Linie für die Außenpolitik (und auch für die Kulturpolitik), die Sozialdemokraten für die Sozialpolitik (und daneben für die Wirtschaftspolitik). Durch eine solche Vereinbarung hätten sie die bestehenden Realitäten psychologisch und politisch nicht wesentlich verändert. Seipel war stark genug, um Österreich vor der Welt zu symbolisieren (und die grundsätzlich katholische Atmosphäre des Landes zu repräsentieren), aber er konnte es niemals wagen, im Eifer des Gefechts zu hoffen, es vor seinem eigenen Volk zu symbolisieren, sowohl in sozialer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht, indem er die von der Opposition ausgeübte indirekte Teilhaberschaft in jeder entsprechenden Frage beseitigte. Als Retter Österreichs vor der Welt konnte er nicht Hand an die Zerschlagung der österreichischen Sozialgesetzgebung legen und musste daher den Einfluss berücksichtigen, den diese Gesetzgebung unweigerlich auf die österreichische Wirtschaft ausüben würde. Hätte er diese Kausalität klar durchschaut und diese natürlichen Grenzen seiner Macht erkannt, hätte er Österreich viel erspart. Sein und ihr Unglück war, dass er meinte, im Namen des internationalen Kapitalismus außerhalb Österreichs der Opposition eine andere Sozial- und Wirtschaftspolitik aufzwingen zu müssen, die die Linke vor ihren Wählern niemals ernsthaft rechtfertigen konnte. Seipel war mächtig, wo immer der Name Österreich am politischen Horizont auftauchte, aber die Opposition war zu Hause noch mächtiger, und die Masse des österreichischen Volkes, egal welcher Ideologie sie anhing, war äußerst froh, die eine Partei für die

österreichische Ehre und Tradition, einschließlich der Außenpolitik und der Interessen der Religion, zu haben, aber neben der anderen Partei auch für alle Interessen des sozialen Wohlergehens, einschließlich einer Wirtschaftspolitik, wie sie von den Unterprivilegierten als vernünftig erachtet wurde. Dieser Koalitionsgedanke war tief in den innersten Gedanken und Hoffnungen der österreichischen Massen verankert, auf die die beiden Parteien hätten hören müssen. Leider konnten sie über die Berichte ihrer Parteimitarbeiter hinweg nicht in den Herzen der Menschen lesen, die den Parteimitarbeitern nicht immer verrieten, wie es ihnen wirklich ging, die sozialdemokratischen Wähler, die nicht bereit waren, ihnen zu gestehen, dass sie doch den Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen mögen, oder die christlich-sozialen Wähler, die mutig genug waren, ihnen mitzuteilen, dass genau jene Sozialgesetze, die die christlich-soziale Regierung abschaffen wollte, die Grundlage ihrer wirtschaftlichen Existenz waren. So konnten sich die beiden Parteien in der Tat nicht auf eine so nüchterne Linie der Unterscheidung und Zusammenarbeit einigen, obwohl die Masse des Volkes dies konnte und tat. Der Grund dafür war, dass die beiden Parteien nicht einfach zwei komplementäre Linien und Interessen in der Außen- und Innenpolitik vertraten, sondern Ideologien, die sich gegenseitig ausschlossen wie Feuer und Wasser. Obwohl die sozialdemokratischen Massen mit den älteren Gesetzen, die den Einfluss der Religion im öffentlichen Leben sicherten, zufrieden waren, war die Führung nicht zufrieden und ihr kühnster Traum war es, sie zu zerstören. Und umgekehrt, obwohl die christlich-sozialen Massen froh waren, die Sozialgesetzgebung zu genießen, für die die Opposition stand, dachte die Führung mit gleicher Inbrunst an nichts anderes, als sie zu ruinieren. Die beiden Parteien,

die nie fair zu ihren eigenen Wählern waren, konnten nie hoffen, fair zueinander zu sein.

(§31) Sowohl die marxistische Ideologie des Kampfes um des Proletariats willen als auch die antimarxistische Ideologie eines quasireligiös verkehrten und perversierten Kampfes um der Bourgeoisie willen waren auf Dauer unvereinbar mit einem so labilen Nationalbewusstsein, wie es das Nachkriegsösterreich nach dem Zusammenbruch seiner großösterreichischen Position und der Frustration des großdeutschen Ersatzes war. Gewiss war der Klassen-Kampf von unten gerade das Mittel, mit dem die Sozialdemokratische Partei die Arbeiterschaft gegen den in seiner Kausalität vorbestehenden und immer wieder neu belebten Klassen-Kampf von oben organisierte und damit alle ihre Vorteile für die Arbeiterschaft erreichte. Zweifellos hätte ohne den Gegendruck der Arbeiterschaft der uralte Druck des Kapitals nicht einmal für einen Augenblick aufgehoben werden können. Innerhalb der Vorkriegsmonarchie, solange das Staatsschiff nicht zu kentern drohte, waren diese Tendenzen des sozialen Fortschritts, die sich in einem Gleichgewicht zweier Kämpfe ausdrückten, eher heilsam, nicht nur als Gegenentwurf zu den Übertreibungen auf dem Gebiet der nationalen Bestrebungen, sondern wirklich als Beitrag zur sozialen Emanzipation der Massen, die auf lange Sicht die beste Investition der Volkswirtschaft sind. Eine gesunde politische Struktur wird auch unter dem Druck eines heftigen Kampfes nicht auf den Kopf gestellt. Historisch gesehen war der Vorkriegsstaat in dieser Hinsicht ohne Zweifel gesünder als der Nachkriegsstaat. Der Vorkriegsstaat konnte ernsthaft in Erwägung ziehen, alle Mittel zu kultivieren, die zur sozialen Emanzipation der Massen führen würden, um die Auswüchse des Nationalismus zu beschneiden. Aber auch

im Nachkriegsösterreich hätte die Bourgeoisie in allen Fragen des sozialen Fortschritts leicht zum Proletariat aufschließen können, ohne Nachteile befürchten zu müssen, wenn der Staat als solcher ebenso sehr ihr vorherrschendes Interesse gewesen wäre, wie er einst das Interesse der herrschenden Klassen in der Vorkriegsmonarchie gewesen war.

Auch in der österreichischen Republik, die die Arbeiter als ihre Republik betrachteten, gab es keine wirkliche Grundlage für den Verdacht, dass die Technik des sozialen Fortschritts, die sich Kampf nennt, trotz ihrer kämpferischen Phraseologie wirklich auf die Diktatur des Proletariats abzielen und logischerweise zu ihr führen würde. In der industriellen Sphäre selbst waren die Ziele der Klassenkampf-Ideologie die Organisation der Arbeit, die Gewerkschaftsbewegung, Tarifverhandlungen, die konstitutionelle Fabrik, die Demokratisierung der Industrie - alles legitime Postulate. Im Bereich der Theorie erschienen vielen die Ziele anders, und hier wurde Bauer von seinen bürgerlichen Gegnern häufig des "Bolschewismus" bezichtigt. Doch Bauer wusste sehr wohl, dass historisch ein Gleichgewicht der Klassen erreicht worden war, um es in der Marxschen Terminologie auszudrücken, und dass auch der Staat, der dieses Gleichgewicht zumindest vorläufig repräsentiert, eine ganz andere Funktion innehat als die, nach der Marxschen Lehre zu verkümmern.

Während die Theoretiker des Marxismus in erster Linie daran interessiert waren, diese Realität mit der Marxschen Lehre in Einklang zu bringen (und in dieser Hinsicht jede Unterstützung verdienten), dachten die Praktiker des Antimarxismus nur in ganz konkreten Interessen. Anlässlich des sozialdemokratischen Parteitages in Linz (1926) formulierte Bauer ausdrücklich ein demokratisches

Bekenntnis des Proletariats, zumindest, solange die Bourgeoisie auch kämpfen würde, aber demokratisch, und er sprach von antidemokratischen Mitteln nur insoweit, als auch die Bourgeoisie sie anwenden und die demokratischen Mittel verlassen würde. In diesen Argumenten, in denen sich theoretische und praktische Überlegungen und Erfordernisse merkwürdig vermischten, konnten die Gegner des Unglaubens leicht finden, was sie suchten. In einem Staat "auf Zeit" konnte man die Gründungspartei durchaus verdächtigen, auch nur eine Demokratie "auf Zeit" zu meinen. Doch war es auf der anderen Seite des sozialen Zauns völlig falsch, in diese Erklärung eine wirkliche Sehnsucht nach der Diktatur des Proletariats hineinzulesen, an deren Niederschlagung die Sozialdemokratische Partei in den ersten Jahren der Republik mitgewirkt hatte und die unter sozialdemokratischer Führung in Österreich aller Wahrscheinlichkeit nach ebenso wenig zustande gekommen wäre wie die parallelen Versuche in Bayern und Ungarn. Bauer war klug genug, um zu wissen, dass es in der Weltlage nicht die geringste Chance gab, die eine absolute Herrschaft des Proletariats über die Bourgeoisie in absehbarer Zeit unterstützen würde. Er wollte der Bourgeoisie nicht den Krieg erklären, sondern bestimmte theoretische Fragen der Arbeiterbewegung klären, ihr einige griffige Regeln an die Hand geben und damit vielleicht die Philister ein wenig erschrecken, die in den ersten größeren militanten Organisationen der Konterrevolution gerade begonnen hatten, mit den Knallfröschen der militarisierten Politik zu spielen. Bauer wollte sie erschrecken, aber in Wirklichkeit hat er ihr schnelleres Wachstum eingeleitet. Die beiden Hälften des österreichischen Volkes sprachen bereits zwei verschiedene Sprachen. Wenn Bauer im Sinne der

Marxschen Geschichtsphilosophie von einer Übergangsperiode sprach, verstand die andere Seite, dass damit nur ein begrenztes Bekenntnis zur Demokratie gemeint war. Wenn er zu warnen und zu drohen hoffte, provozierte und hetzte die andere Seite. Doch nicht nur die Antimarxisten missverstanden Bauer, auch sein marxistisches Publikum war eher geneigt, eine so kurze Wartezeit zu erwarten, dass sie in den Betrieben und Gemeinden gelegentlich gerne die Diktatur vorwegnahmen, die ja später automatisch folgen würde, also den Terror, den die anderen aber schon für das eschatologische Zeichen hielten. In den Jahren 1926-1927 war die Bereitschaft der organisierten Arbeiterschaft, auf die Straße zu gehen und Terrorakte gegen Minderheiten zu begehen, auf einem Höchststand und stand in seltsamem Kontrast zu der historischen Schwäche der Arbeiterschaft, die von ihren Führern öffentlich eingestanden wurde.

Auf der anderen Seite des Stroms, über den es keine Brücke mehr gab, kristallisierte sich eine ähnliche Entwicklung in Theorie und Praxis heraus. Seipel, der einst selbst der Sozialisierung nicht feindlich gesinnt war, war nun bestrebt, zur Doktrin des Antimarxismus beizutragen, die Notwendigkeit der Kommerzialisierung zu betonen, den Vorrang der Wirtschaft vor der Politik zu verkünden und die Beseitigung des "revolutionären Unrats" in der Sozialgesetzgebung zu befürworten. Beide Flügel der Universitäten, die jüdischen Liberalen und die Nazi-Antiliberalen, unterstützten ihn in dieser Hinsicht leidenschaftlich. Wenn die Sozialdemokraten das Evangelium des Kampfes predigten, ließen sich die bürgerlichen Theoretiker, unter ihnen **Othmar Spann**, der führende Deutschnationale an der Universität Wien, schnell dazu hinreißen, von der Ausbeutung der Arbeitgeber durch

die Arbeitnehmer, der Direktoren, Ingenieure und Angestellten durch die Arbeiter zu sprechen, und drehten die Dialektik des Marxismus, die Enteignung der Enteigner und den Automatismus der Wirtschaft, prompt gegen ihre Initiatoren um. Als die Sozialdemokraten ihre Sozialgesetzgebung, in Wirklichkeit die organische Fortführung der Vorkriegssozialpolitik, als revolutionäre Errungenschaft priesen, erklärten die Epigonen der Wiener Schule der Nationalökonomie, unter ihnen **Ludwig Mises** als konsequentester Verfechter des sozialen Anarchismus, Arbeitsschutz, Sozialversicherung, Kollektivvertragsverhandlungen und öffentlichen Wohnungsbau zu bloßen Bürden des wirtschaftlichen Aufschwungs, ohne deren vollständige Beseitigung die österreichische Wirtschaft niemals gedeihen würde. Seipel, selbst ohne solide Kenntnisse auf dem Gebiet der Wirtschaftswissenschaften und in völliger Unkenntnis der Schwierigkeiten des modernen Lebens in der Industriegesellschaft, wurde von diesen Theorien, die schließlich die Schibboleths beider Flügel der akademischen Wissenschaft waren, tief beeinflusst.

Die größte Vormachtstellung gegenüber Seipel und seinen akademischen Knappen hatte jahrelang eine der interessantesten Persönlichkeiten des Nachkriegsösterreichs inne, [Gottfried Kunwald](#), der, von Geburt an ein Krüppel ohne Beine, dennoch einer der am meisten geschätzten Berater vieler österreichischer Staatsmänner und Gelehrter der Nachkriegszeit in Politik und Wirtschaft war. Kunwald, ein jüdischer Intellektueller und Kenner des Bankwesens, dessen breite Interessen sich jedoch auf alle Lebensbereiche erstreckten, war sicherlich ein Genie, mit dem sich Seipel gut unterhalten haben muss. Als ich in späteren Jahren zu Kunwald kam,

vor allem um von ihm über Seipel zu lernen, konnte ich mich dem Einfluss dieses großartigen Geistes kaum entziehen. Er selbst war keineswegs so primitiv, wie man allein aus den Hauptthesen seiner Schüler vermuten könnte. Eine seiner nicht zu vergessenden Ideen war, nachdem sowohl die Kommunalpolitik der sozialdemokratischen Regierung in Wien als auch Seipels finanzieller Wiederaufbau des Bundeslandes gelungen waren, dass die Österreicher auf beides stolz sein sollten. Dabei teilte er anfangs durchaus Seipels Vorstellung, dass der kommunale Wohnbau auf der Grundlage des Mieterschutzgesetzes den österreichischen Immobilienkredit völlig ruinieren und damit den wirtschaftlichen Wiederaufbau Österreichs schädigen würde. Er bestätigte Seipels fast selbstmörderische Idee, mit der Parole "gegen das Mieterschutzgesetz" in die Wahlen zu gehen, was nur wegen der Starrheit der Parteigrenzen in Österreich und damit der Zehntausender-Stimmen für Seipel, dem dieser Sonderposten seiner Propaganda sichtlich missfiel, keine politische Katastrophe zur Folge haben würde. Kunwald war vielleicht ein besserer Verlierer als Seipel in diesen inneren Kämpfen mit der Sozialdemokratischen Partei. Als die endgültigen Folgen seiner eigenen Irrtümer sich dem Ende näherten und niemand in Österreich seine bessere Weisheit gepachtet hatte, konnte Kunwald, der in seinen letzten Jahren im Monarchismus sehr aktiv gewesen war, auch nicht anders, als ein guter Verlierer zu sein. Er nahm Gift, um die Alternative zwischen Exil und Tod durch andere Hände zu vermeiden.

Seipels Ideal war manchmal das, was er die "amerikanische Methode" (vor 1932) nannte, in der, wie er prophezeite, die Sozialpolitik durch die ständige



Verbesserung des industriellen Prozesses und der Technik mit automatischen Chancen für alle völlig überflüssig sein würde. Er war optimistisch, naiv und völlig unrealistisch, was seinen Glauben an den Automatismus der Industriegesellschaft betraf. Je mehr sich der politische Schwerpunkt in Österreich verschob und je schwächer die Arbeiterschaft politisch wurde, desto reaktionärer war Seipels Argumentation. Er liebte die Ironie, die Überbetonung und die Antithese. Daher ist es nicht immer leicht, seine eigenen intimen Überzeugungen herauszufinden, wenn er überhaupt welche auf diesem Gebiet der moralischen Kontingenz hatte. Wahrscheinlich dachte er, dass auf der Grundlage seiner dogmatischen und theologischen Überzeugungen beide Ansichten zulässig sind, je linker er sich einmal gab und je rechter er sich später entschied. Allmählich hatte er sich einseitiger mit der antimarxistischen Sichtweise allein identifiziert, als er es vielleicht ursprünglich in Erwägung gezogen hatte. In einer gesunden Atmosphäre einer tief verwurzelten politischen Struktur wäre dieser Antimarxismus vielleicht ganz harmlos gewesen, da er eine bloße Waffe der Bourgeoisie darstellte, um den größtmöglichen Anteil aus den Tarifverhandlungen herauszuholen, durch die das Volkseinkommen aufgeteilt wurde. Unter einer unerschütterlichen nationalen Autorität hätten weder die Erklärungen der Marxisten noch die der Antimarxisten eine ernsthafte Bedeutung gehabt.

Die Verhältnisse waren prekär und sie wurden nicht besser, als sich der Regierungschef selbst so unverblümt einem der beiden Lager anschloss und oft genug in doktrinären Vorträgen schwelgte, die die andere Seite als Zynismus betrachten musste. Da es sich bei diesem Führer um das Oberhaupt der christlichen Volkspartei handelte, noch dazu

um einen katholischen Prälaten, war die Schärfe der Gegensätze und Spannungen nicht mehr zu überbieten und musste zwangsläufig auf die Spitze getrieben werden.

Der Höhepunkt der Spannung und der Tragödie wurde jedoch erst erreicht, als die beiden Parteien beschlossen, nicht nur politische, soziale und metaphysische Gegensätze, sondern vor allem zwei militärische Fronten zu bilden. Unter der Koalitionsregierung, als das ganze Volk gegen die Waffenstillstandskommissionen der alliierten Mächte geeint war, hatten beide Fraktionen in gegenseitigem Einverständnis und in gemeinsamer Verletzung der Waffenstillstandsbedingungen Waffen versteckt. Dies waren tragischerweise, aber auch logischerweise genau die Waffen, um die herum sich später, Böses auf Böses setzend, sowohl Heimwehr als auch Schutzbund herauskristallisierten. Die Heimwehr in den Provinzen stand von Anfang an in engem Kontakt mit den konterrevolutionären Organisationen anderer Länder, Bayerns, Ungarns und schließlich Italiens, während der Schutzbund, ursprünglich das Sammelbecken der radikalsten Elemente der Arbeiterbewegung, meist Kriegsveteranen, sich allmählich zur sozialdemokratischen Parteiarmee entwickelte. Zwei kleine Kriege (in Kärnten und im Burgenland), in denen das Recht Österreichs nur durch Waffengewalt internationale Anerkennung finden konnte, trugen zum gleichen Effekt bei. Überall in Österreich gab es noch Waffen, und die staatsmännischste Tat von allen wäre vielleicht gewesen, diese Tatsache anzuerkennen und beide Parteiarmeen zu verstaatlichen, um ihre gemeinsame Entwaffnung zu erreichen und endlich den Stand der schweizerischen Verhältnisse zu erreichen, wo jeder tüchtige Bürger sein Gewehr hat, es aber als ein Organ des Staates führt. Doch wie die Bereitschaft, eine

neue Koalition einzugehen, verschob sich auch die Bereitschaft zur Abrüstung der Parteiarmeen allmählich von der Rechten zur Linken, ohne jemals Realität zu werden. Keine der beiden Armeen wagte es, sich selbst zu entwaffnen, solange die andere es nicht auch tat. Keine Koalition zur Hand, kein Staatsmann wagte es, sie beide zu verstaatlichen. Am Ende musste der bloße Mechanismus dieser vor der Welt und voreinander verborgenen Waffen die Katastrophe herbeiführen. Während der historische Fehler der sozialdemokratischen Partei darin bestand, eine militärische Formation aufrechtzuerhalten, die sie weder ernsthaft gewillt noch fähig war, ernsthaft als Armee nach der höchsten Macht in der Republik zu greifen, deren bloße Existenz ihr aber ein leeres Machtgefühl vermittelte, das sie in Wirklichkeit nicht mehr hatte, der noch verhängnisvollere Fehler der christlich-sozialen Partei unter Seipels Führung und Verantwortung bestand darin, dass sie, die ursprünglich keine eigene Parteiarmee hatte, sich mit Elementen verbündete, die bereit waren, genau das zu tun, was ihre Gegner, die Sozialdemokraten, niemals wagen konnten, nämlich die Rechtsordnung mit Waffengewalt zu stürzen.

Die Heimwehr war ursprünglich die gleiche Ansammlung von Banden unter lokaler Führung, uneinheitlich in ihren Absichten und verzweifelt in ihren Mitteln, die es nach Krieg und Revolution überall in Mitteleuropa, vor allem in Bayern und Ungarn, gab. Ehemalige Offiziere, lokale Aristokraten und Führer vom Lande und städtische Intelligenz sammelten die kriegsunerfahrene Jugend und formten sie zu militärischen Bündeln, die nicht so sehr durch politische Überzeugungen, sondern durch Sympathie und Instinkt, Abenteuer- und Rachegefühle und allgemeine Unzufriedenheit mit dieser oder jener Art von

Restabilisierung zusammengehalten wurden. Bald wurde Norddeutschland zum idealen Tummelplatz dieser Banden, die dort von den immer noch mächtigen Faktoren der preußischen Tradition unterstützt wurden.

Der spätere Anführer der österreichischen Heimwehr, den Seipel in **Ernst Rüdiger Starhemberg** entdeckte, ein wohlhabender oberösterreichischer Landadliger mit großem Kundenkreis, entsprang ganz dieser Psychologie. Er diente sogar eine Zeit lang in einem der norddeutschen Militärverbände (Bund Oberland), die in den baltischen Ländern und in Oberschlesien Guerillakriege führten. Als Angehöriger einer alten Adelsfamilie hatte Starhemberg jedoch, wie von Seipel vorausgesehen, viele Mittel, um schließlich persönlich zu überwinden, was strukturell tatsächlich das gemeinsame Erbe des Nationalsozialismus in Deutschland und der Heimwehr in Österreich war. Starhembergs Mutter war die Vorsitzende der christlich-sozialen Frauen im österreichischen Parlament und eine enge Mitarbeiterin Seipels, der wohl ahnte, dass eine so hochkultivierte Frau nicht ewig einen barbarischen Sohn ertragen musste. So verbündete sich Seipel mit Starhemberg, von dem er überzeugt war, dass er, einmal an der Macht, sich beruhigen und ein ebenso treuer und rücksichtsloser Diener der antimarxistischen Republik sein würde, wie es seine Vorfahren einst für die Monarchie waren.

Aber Seipels Bündnis mit der Heimwehr, mit dem er auf seine Weise nur die bereits bestehende Partnerschaft zwischen der Sozialdemokratischen Partei und dem Schutzbund zu imitieren schien, hatte viel weitreichendere Folgen. Die Heimwehr hatte nie die Disziplin des Schutzbundes und war in den Händen der Rechten nie das, was die andere in den Händen der Linken war,

nämlich das Instrument der Macht, das unter strengster politischer Kontrolle eingesetzt werden sollte. Während Bauer immer wusste, wie weit er mit dem Schutzbund wirklich gehen konnte, verlor Seipel unter diesem neuen Einfluss allmählich die Perspektive des konservativen Staatsmannes und erwarb sich ein neues seltsames Gespenst, in dem zunächst seine Feinde, bald aber auch seine Freunde und Schüler eine Art Austrofaschismus sein Haupt herausragen sahen. Die Heimwehr trieb die christlich-soziale Partei auf ihrem Weg vorwärts, in keinem Vergleich zu dem, was der Schutzbund mit der sozialdemokratischen Partei tat. Auch psychologisch war Seipel sehr bald in der Selbstbeschränkung seiner Politik viel mehr von den Erfolgen der Heimwehr abhängig als von seiner eigenen besseren Erkenntnis und Planung. Bald setzte er die Heimwehr nicht mehr als machtpolitisches Gegengewicht ein, für das er sie eingesetzt hatte, sondern als Mittel zur Zerschlagung des Gegners selbst. Durch die Heimwehr erlangte die Regierung Seipel die viel beneidete, bisher den Roten vorbehaltene Fähigkeit, "auf die Straße zu gehen" und das Schwert in die Waagschale zu werfen. Dieses Schwert, die gegen das Parlament eingesetzte außerparlamentarische Macht, ergriffen zu haben, war der Fluch und die Geißel, die den politischen Katholizismus in Österreich bis zum Ende nicht verlassen sollte.

Der Wendepunkt im ganzen Gleichgewichtssystem und in der Verschiebung des Schwerpunktes innerhalb des Parallelogramms der politischen Energien, die Österreichs waren, trat ein, als ein lokaler Konflikt zwischen den beiden militärischen Organisationen mit einem anschließenden Urteil eines Landesgerichts zu Ungunsten des sozialdemokratischen Standpunktes zu einer offiziellen Parteidemonstration führte, die in einem großen Aufruhr in

Wien mit Brandstiftung am Justizpalast (10. Juli 1927). Der Seipel-Regierung gelang es, den Mob auf der Straße zu besiegen und der sozialdemokratischen Partei mit der historischen Verantwortung vor der Öffentlichkeit zu belasten. Die sozialdemokratische Führung hatte diesen Machtkampf sicher nicht gewollt, aber ihre allzu leichtfertige Bereitschaft, "auf die Straße zu gehen", hatte sich in den selbst geschaffenen Verstrickungen verfangen. Ein Jahr später führte die Heimwehr mit Erfolg den ersten großen Aufmarsch in einem Industriegebiet, Wiener Neustadt, durch, das zuvor tabu war, nun aber durch den Schutz der Regierung für die Arbeiterfeindlichkeit geöffnet wurde (7. Oktober 1928). Die Macht, die Straße zu beherrschen und Bevölkerung wie Legislative einzuschüchtern, hatte sich von der sozialdemokratischen Partei auf Seipel verlagert, der sich bald als Meister der Strategie auf einem Gebiet erwies, auf dem noch vor kurzem niemand dem pointierten Pazifisten irgendeinen Nutzen zugetraut hätte. Hätte er sein Übergewicht genutzt, um den Frieden zu diktieren, die beiden militärischen Formationen zu entwaffnen und den Rechtsstaat jenseits ihrer Einflussphäre endgültig zu etablieren, wäre er ein wirklich großer Staatsmann geworden, der Österreich ein zweites Mal, nun aber nachhaltiger, hätte retten können. Unglücklich für sein Andenken, aber noch mehr für sein Volk, erlag Seipel in dieser historischen Stunde den Versuchungen eines Parteiführers, nutzte seine Macht und Autorität nicht, um die Souveränität der Verfassung über die beiden exzentrischen Brennpunkte der Willkür zu errichten, sondern ahmte auf der Rechten getreulich nach, was er in seinen Maitagen den Feind einmal widerwillig auf der Linken hatte vollbringen sehen.

(§32) Die politische Geschichte der österreichischen Republik ist weitgehend identisch mit der Lebensgeschichte zweier Männer, Seipel und Bauer, sowohl in ihrer Gegensätzlichkeit als auch in ihrer Wechselseitigkeit. Sie waren wirklich ungleiche Zwillinge. Sie waren, selbst in ihrer erbittertsten Feindschaft, die idealen Gegner, die unweigerlich und untrennbar miteinander verbunden waren. In dieser Komplementarität zweier führender Temperamente und Charaktere lag der letzte Schimmer der Koalition, die unbewusst in den Köpfen ihrer beiden größten Zerstörer und Verletzer ihres Geistes arbeitete. Wie auch immer die Anhänger des historischen Materialismus und Determinismus die Welt teilen mögen, es lag mehr als einmal in den Händen dieser beiden Männer, nicht von ihnen in ihrer individuellen Besonderheit, sondern in ihrer sozialen Komplementarität und Gegenseitigkeit, dass sie Österreich hätten retten können - und zwar gemeinsam. Es gab Stunden in der österreichischen Geschichte, in denen beide genau wussten, dass es nur im Zusammenwirken mit dem anderen gehen würde, aber diese Stunden fielen leider nie zusammen. Wenn Seipel so feigt, spottete Bauer über ihn, und wenn Bauer so feigt, waren Seipels Schüler zu sich selbst gekommen. Beide, so großartig sie in der Geschichte ihrer Völker auch waren, waren von ideologischen Mächten besessen, die ihre Grenzen deutlich aufzeigten. Beide waren auf ihre Weise Meister in der einen Hälfte des österreichischen Volkes, aber keiner von ihnen hat diese Grenzen je durchbrochen. Genau das war die Tragödie ihres Landes und der Welt,

Seipels Weg von der Linken zur Rechten während dreier Amtsperioden als Bundeskanzler führte ihn zum Höhepunkt der Macht, wie sie damals in der Republik bestand, aber

nicht zu jenen Höhen darüber hinaus, die er in all seinen letzten Bemühungen anstrebte. Seit 1928, als Seipel den Aufschwung der Heimwehr hinter sich gelassen hatte, arbeitete er am systematischsten für das, was er "Verfassungsreform" nannte und in dessen Mittelpunkt die Idee einer deutschen Staatsgewalt für die

157

österreichischen Bundespräsidenten, auf dessen Amt er sich nun ganz offen vorzubereiten begann. Doch hier stieß er auf den ersten Widerstand jener Führer der Christlich-Sozialen Partei, die ihm nur mit gemischten Gefühlen in das Abenteuer Heimwehr gefolgt waren. Sie glaubten, das Ziel, den Marxismus auszubalancieren, sei erreicht und zögerten, weiterzugehen. So wurde Seipel, der schon an der Schwelle zur höchsten Macht stand, an deren Rand zurückgeschleudert, als sich schließlich die demokratischen Kräfte seiner eigenen Partei gegen seinen Kurs auflehnten und zum ersten Mal seine Führung desavouierten. Sie waren fassungslos und verwirrt über das Spiel mit dem Feuer und lehnten sich instinktiv gegen den Weg auf, den ihr Führer ihnen wies. Seipels Methode war immer krampfhafter und künstlicher geworden. Zuerst hatte er die Heimwehr und Starhembergs Führung als antimarxistische politische Agentur erfunden, auf die er sich nun mehr stützte als auf die Christlich-Soziale Partei, obwohl der Antimarxismus der Heimwehr manchmal deutlich der Nazi-Pathologie ähnelte. In seiner extremistischen Stimmung zögerte Seipel dann auch nicht, zumindest für den deutschen Katholizismus sogar die Koalition mit dem Nationalsozialismus öffentlich zu propagieren, um ganz demokratisch "der Opposition eine Chance zu geben".



Obwohl er es vorzog, dies in einem in Dänemark gegebenen Interview zu tun, schlugen die Wellen sowohl in der Christlich-Sozialen Partei als auch im Katholischen Zentrum Deutschlands hoch über diese Unterstellung von jemandem, der anscheinend völlig den Verstand verloren hatte. Es gab nur wenige, die es damals wagten, den Meister auf diesem proklamatorischen Weg zu verteidigen. In dieser Hinsicht war **Franz Papen** der große Bewunderer und treue Schüler Seipels, der nach dem Tod des Meisters lediglich die politische Konzeption übernahm, die er einst von ihm empfohlen bekommen hatte. Seipel war abstrakt genug, um zu glauben, dass Hitler mit ähnlichen Mitteln wie Starhemberg zum Konservatismus zurückerzogen werden könnte, obwohl schon die Heimwehr als solche sich diesem Versuch weitgehend widersetzte und ihn als vergeblich erwies. Es gab einen Punkt in Seipels politischem Konservatismus, an dem er bereitwillig die irrationalsten Mittel akzeptierte, wenn damit nur der *idée fixe* des wirtschaftlichen Konservatismus gedient werden konnte.

In Österreich schloss Seipel sich und seine Ideen durch diese extreme Wendung seiner Dialektik zumindest vorerst von jeglichem Einfluss aus. Als er nach dem Scheitern seines letzten Machtversuchs, der Kandidatur für den Bundespräsidenten, die Konsequenzen zu begreifen begann, vollzog er das, was man nach Auskunft seines Arztes als „geistigen Selbstmord“ bezeichnen könnte; er beendete einfach den heldenhaften Kampf, den er ein Jahrzehnt lang um seine Gesundheit geführt hatte, indem er ständig gegen die beiden antagonistischen Feinde in seinem gebrechlichen Körper, die Tuberkulose und die Diabetes, ankämpfte. Nur weil er sie mit eisernem Willen bekämpfte, konnte er drei Amtszeiten lang Kanzler sein. Er hätte sie weiter mutig bekämpfen können, wenn seine

politischen Pläne erfolgreich gewesen wären. Das taten sie aber nicht, und so kümmerte er sich nicht mehr darum.

**Julius Tandler** hat einmal versucht, Seipels Krämpfe in der Politik als das Werk der beiden Dämonen in seinem Organismus zu erklären, die über seinen Körper in seinen Geist eingedrungen seien. Wie dem auch sei, Seipel sah nun überhaupt keinen Grund mehr, weiter vor sich hin zu vegetieren, ohne eine Mission vor Augen zu haben. Wie seine Tagebücher beweisen, waren die Missionen seines Lebens für ihn immer in erster Linie religiöse, die eng mit dem unauslöschlichen Charakter seines Priestertums verwoben waren, und folglich pastorale und sazerdotale Missionen und keine politischen in einem Sinne, der nur das zeitliche Wohl von Staat und Volk im Auge hatte. Er war sich sicher, vor allem der Kirche gedient zu haben

158

durch seine drei Amtszeiten als Bundeskanzler der Kirche vor allen anderen Zwecken gedient und den Katholizismus durch beide Taktiken seines Lebens, das Entgegenkommen gegenüber dem Marxismus in der Stunde seiner Triumphe und die Konzentration aller antimarxistischen Kräfte danach, geschützt zu haben. Er hatte die österreichische Politik bewusst auf den Punkt gebracht, wo, wenn er selbst nicht Bundespräsident werden konnte, nur ein Laie ohne Skrupel, kein Prälat - nicht einmal "*der Prälat ohne Gnade*", wie ihn seine Feinde spöttisch nannten - den nächsten Schritt tun und die Verfassung durch einen Staatsstreich tatsächlich brechen konnte. Er hatte nichts gegen ein solches Unternehmen, das er für unvermeidlich hielt, um den Staat vom Marxismus zu befreien und dem Irrgarten der Republik zu

entkommen. Er hätte sich danach geseht, Bundespräsident einer solchen Regierung zu sein, um diesen Schritt zu wagen, und er hätte genügend Vertrauen gehabt, dass in einem solchen Fall die Verletzung der Verfassung auf ein Minimum beschränkt oder sogar ganz vermieden worden wäre, zumindest für die breite Öffentlichkeit. Als sich dies als ein Traum ohne Chance auf Verwirklichung erwies, hatte Seipel genug getan. In seinen letzten öffentlichen Vorträgen und Auftritten hatte er sich zum Protagonisten der neuen päpstlichen Enzyklika **Quadragesimo Anno (1931)** gemacht, deren ständische Ideologie ihm und seinen Nachfolgern auf diesem Gebiet näher am Faschismus zu sein schien, als sie tatsächlich ist, und die er deshalb für ein brauchbares Mittel zum selben Zweck hielt, den er stets anstrebte. Er sah nicht, dass der päpstliche Korporatismus genau die gleiche Zusammenarbeit zwischen Kapital und Arbeit in der Gesellschaft befürwortet, die er im Staat so gründlich unmöglich gemacht hatte. Dann ging er auf seinem letzten Weg ins Heilige Land, kam zurück und starb, seinen Namen und sein Erbe denen hinterlassend, die den Sprung wagen würden.

Das Leben und Sterben dieses *Machiavellisten in der Soutane* hat etwas Außergewöhnliches und Großartiges an sich. In seinen letzten Gesprächen mit Freunden warf er sich vor, "kindisch ehrgeizig" gewesen zu sein. Doch war dies nicht mehr als der Vorwurf einer heiligen Seele, die selbst inmitten der Staatsgeschäfte nie ihre asketische Berufung aus den Augen verlor. Seipels Tagebücher, die von einem geistlichen Freund veröffentlicht wurden, offenbarten, wie der Priester und der Politiker in seiner Seele ständig miteinander rangen. Aber es war nicht der Kampf des religiösen Philosophen, des Platonikers, der mit

seinen erhabenen Ideen in die Tiefe der Politik eindringen will, sondern der Kampf einer priesterlichen Seele, die von Natur aus einem Leben mit bestimmten Aufgaben gewidmet ist, aber ständig von den ganz anderen Aufgaben des Parteivorsitzenden und Ministerpräsidenten abgelenkt wird. Einmal hörte ich Seipel vor einem akademischen Publikum eine Predigt über Matthäus 22, 1-14 halten, das Evangelium des 19. Sonntags nach Pfingsten, in dem die Kinder dieser Erde die königliche Hochzeit meiden, weil sie ihren Höfen oder ihren Berufen nachgehen müssen. Das war kurz nach dem Krieg, und wir, die jüngere Generation, hätten ihm gerne erlaubt, die königliche Hochzeit in all ihrer Pracht als das *unum necessarium* zu malen, um vielleicht die spätere Landwirtschaft und Industrie wieder wertvoll und bemerkenswert zu machen. Doch Seipels sehr bedeutsame These lautete, "die Zeit zwischen den beiden Pflichten richtig einzuteilen", und das tat er dann auch nicht zu leidenschaftlich. Er bemühte sich ein ganzes Leben lang um diese Synthese, erreichte aber logischerweise nur, dass der Politiker, dem er den größeren Teil seiner Seife und seiner Zeit überlassen musste, wie er schließlich feigt, sowohl den Priester als auch den Menschen tyrannisierte. Er verstand seine Mission als religiöse Aufgabe, aber die Autonomie der Politik, der er sich trotz seiner Soutane oder vielleicht, psychologisch gut verständlich, gerade deswegen verschrieb, machte seine Leistungen auf jedem Gebiet außer dem

159

Karikatur der Politik ex fide und in der Tat während seiner gesamten Karriere die Religion zur Magd und zum Opfer seiner politischen Unternehmungen machte. Abgesehen

von diesen strukturellen Mängeln eines jeden Staatsmann-Priesters war er nicht frei von Machiavellismus, oder, wie man ihm durchaus zugestehen muss, wenn man ihn als streng ethische Persönlichkeit betrachtet, er hatte nicht die intellektuelle Statur, um immer klar genug zwischen Mittel und Zweck, Bösem oder Idealem zu unterscheiden. Sein Anteil an Karls zweitem Manifest und seine Haltung danach, seine Verwendung der Anschluss-Ideologie als Mittel, um den finanziellen Wiederaufbau eines unabhängigen Österreichs zu ermöglichen, und nicht zuletzt sein Kampf für das, was er "Verfassungsreform" nannte, von dem er aber sehr wohl wusste, dass es nur durch eine Verletzung der Verfassung erreicht werden konnte, all das mag ein Meisterstück sehr begrenzter politischer Kunst sein, ist aber sicher von einer zutiefst machiavellistischen Technik durchdrungen, die für die öffentliche Moral höchst gefährlich ist.

Seipel schreckte jedoch selbst in seinen letzten Tagen nicht vor den Konsequenzen des Weges der Pflicht zurück, den er fest für den des Staatsmannes-Priesters hielt. Er hätte jeden Machiavellismus abgelehnt, aber nicht gezögert, die alte aristotelische Theorie zu bekräftigen, dass der Staatsmann über ganz andere Mittel verfügen und mit ihnen vertraut sein muss als ein Privatmann. Er hätte sagen können, dass diese Mittel ausschließlich durch das Gewissen des Staatsmannes und die Instanz, die er an seiner Herrschaft teilhaben lässt, zu überprüfen sind. Es war gerade das Merkmal seines Profils, dass Seipel den Staatsmann und sein Gewissen betonte, während die moderne politische Theorie und Ethik (die sich von Platon bis Kant entwickelt hat) die Buchstaben der Verfassung und sowohl den Staatsmann als auch sein Gewissen nur innerhalb dieser Buchstaben betonen. Da diese

Buchstaben der österreichischen Verfassung weder für den Bundespräsidenten noch für den Bundeskanzler einen großen Handlungsspielraum boten, berief sich Seipel auf das "Naturrecht", um zu bekommen, was er wollte, und er handelte zumindest so, als wäre er sich ziemlich sicher gewesen, dass dieses "Naturrecht" ihm auch erlaubte, die Verfassung notfalls zu verletzen. Von diesem Irrtum hat er auch in seinen letzten Tagen nicht abgelassen. Einmal saß er vor einem seiner letzten Besucher (A.M. Knoll?) auf dem Sterbebett und prangerte seinen früheren Pazifismus an, und mit drei horizontalen Bewegungen der rechten Hand, wie er es in seinen Vorlesungen als Theologieprofessor zu tun pflegte, unter Umgehung jeglicher Absetzung der Zuhörer und mit einer eisigen Stimme, die den Zuhörer erschütterte, bot er als letzte Schlussfolgerung seiner politischen Weisheit diese fünf tragischen Worte: "Man muss schießen, schießen, schießen!" Die Äußerung mag im Fieber gefallen sein oder aber den letzten Prozess der beiden Dämonen in seinem Körper und Geist anzeigen. Doch irgendwie ist sie so direkt, dass sie das Bild dieses tragischen Lebens offenbart. Hinter seiner Monumentalität steckte der Mann, der die Menschen zu seinen Überzeugungen zwingen wollte, unfähig, anderen Überzeugungen gegenüber tolerant zu sein. Der Machiavellist in der Soutane bereute es, zu wenig von diesem Rezept angewandt zu haben. Es sollten noch andere kommen, um zu vollenden, was er nur begonnen hatte.

Seipel ist die tragischste Figur des österreichischen Katholizismus der Nachkriegszeit. Herausgelöst aus seinem traditionellen Kurs unter der Monarchie und hineingeworfen in ein Tohuwabohu von Problemen, die bodenverwurzelte Bauern wie **Jodok Fink** instinktiv

meistern konnten, niemals aber scholastische Köpfe wie Seipel, der die Sache zu leicht überbetonte, ist der österreichische Katholizismus in der Generation zwischen den beiden Weltkriegen gescheitert, und zwar in erster Linie an einer so herausragenden und so bissigen Führung wie der von Seipel, an der vor allem die beiden Führer des autoritären Regimes, **Dollfuß und Schuschnigg**, ihr Ideal sahen. Damit soll nicht gesagt werden, dass andere gesellschaftliche Faktoren im Nachkriegsösterreich nicht versagt haben, sondern nur, dass das Versagen derer, die fast die gesamte Zeit von 1918 bis 1938 an der Macht waren, am schwersten wiegt. Nur für eine Minderheit der jüngeren Generation der intellektuellen österreichischen Katholiken nach dem Krieg war Seipel die Verkörperung eines fatalen Irrtums. Dieser Irrtum, durch den Seipel von seinem Lehrstuhl in die Staatskanzlei katapultiert wurde, bestand darin, dass die Moraltheologie der scholastischen Schule an sich wirklich die geeignetste Vorbereitung für die staatsmännische Arbeit sei. Seipel selbst war sich dessen ziemlich sicher. Doch in Wirklichkeit scheiterte er, denn er war für einen ganz anderen Dienst am Volk ausersehen, den er schließlich auch ausübte, und er konnte, auch wenn er auf die Lektüre seines Breviers verzichtete, nie seinen *Charakter indelebilis* loswerden, der ihn zum Priester, nicht zum Politiker machte. Seipel war die herausragendste Figur unter den Priester-Politikern, die es in allen altösterreichischen Nationen gab. Die meisten von ihnen waren außerordentliche lokale Organisatoren der Bauernvölker, doch ihre Staatskunst war nur dort wirklich hervorragend, wo die Politik ihres Gemeinwesens gut konsolidiert war (wie in der Tschechoslowakei), während sie dort, wo sie immer am Rande der Katastrophe stand, selbst geschmiedet werden musste (wie in Jugoslawien und der Slowakei). Sie alle zusammen sind Vertreter einer

katholischen Denkschule, die durch die identische Entwicklung des kanonischen Rechts, der modernen Konkordate und der katholischen Völker übertrifft wurde. Seipel, der die eigentümlichste Persönlichkeit dieser Schule war, ein Aristokrat unter den Volksführern, wurde von dieser neueren Entwicklung selbst noch kaum berührt, aber die Folgen seines historischen Versagens haben sie rasch beschleunigt. Die katholische Kirche hat ihre Priester überall aus der Politik zurückgezogen, weil sie sich durch sie oft mehr kompromittiert als in ihrer seelsorgerischen Aufgabe unterstützt fühlte. Seipels Führung war für den österreichischen Katholizismus so kostspielig, dass sie den Verlust, den Abfall oder die Entfremdung einer Seelenzahl zur Folge hatte, die ganzen Städten entspricht. Dies war die härteste Prüfung, die seine Überzeugung, in die Politik berufen worden zu sein, je zu bestehen hatte. Nachdem er diese durchschaut und sich in seinen Überzeugungen bestätigt hatte, verhärtete er sich in seinem Kampf gegen einen Feind, der nicht davor zurückschreckte, sein innerstes Heiligtum zu verwunden. Zweifellos war der kirchliche Würdenträger in der Verantwortung für den politischen Katholizismus, der ein Programm der sozialen Reaktion und der politischen Abenteuer durchführte, die schwerste Bürde des religiösen Katholizismus im Nachkriegsösterreich. Dies sind die traurigen Erfahrungen, die das katholische Volk in Zukunft noch mehr davor zurückschrecken lassen, die geistliche und die politische Führung mit demselben Personal zu besetzen, oder gar diejenigen für die politische Führung einzusetzen, die bereits für die geistliche Führung ausgewählt wurden.

Die beiden großen Fehler der österreichischen Katholiken 1918/19 und 1933/34, ihre zu passive Anpassung an die Revolution und an die sozialistische Minderheitsführung



sowie ihre zu heftige Reaktion gegen die eigene Schwäche, sind beide auf den Einfluss Seipels zurückzuführen. Mit einer tief in seiner Priesterseele verwurzelten seelsorgerischen Anpassung ging er an die Probleme des Staates heran, wo konstruktive Staatskunst gefragt gewesen wäre. Indem er sich sowohl auf die Macht der Linken einstellte, solange sie allmächtig war, als auch auf die Macht der Rechten, nachdem sie wieder aufgetaucht war, und indem er immer aufmerksam die sich verfinsternde Sonne und den zunehmenden Mond beobachtete, gewann Seipel seine Kämpfe für begrenzte Ziele. Doch so meisterhaft er die technischen Aspekte seiner Philosophie auch handhabte, es gab bittere Sedimente in ihrem Gefolge. Als die merkwürdigen Folgen seines Weges sichtbar wurden und die einzige Alternative blieb, entweder für das beabsichtigte Verbrechen Buße zu tun oder mit voller Kraft in den Staatsstreich zu steuern, vermochten Seipels Künste die Entscheidung noch eine Weile hinauszuzögern. Er griff zu einem Mittel, das er nur für ein vom Ziel geheiligtes hielt, das seine Gegner aber nicht zu Unrecht Machiavellismus nannten. Dann starb er. Aber die Saat, die er ausgestreut hatte, hatte bereits Wurzeln geschlagen. Was auch immer es war, seine intellektuelle Unfähigkeit, die Kausalität der Mittel in Bezug auf ihre logischen Ziele wirklich einzuschätzen, oder seine moralische Perversion, mit der er, obwohl er sich selbst für unfähig hielt, den letzten Schritt zu tun, seinem Nachfolger den Weg bereitete, die Rechtsordnung des Staates in Stücke zu sprengen, er war in der Tat der *Dämon Österreichs*, der die kommende Generation, die von geringerer Statur war als er selbst, sowohl mit einer Ideologie als auch mit einer Praxis in der Politik infizierte, in der Katholizismus und Machiavellismus promiskuitiv ineinander verschmolzen. Ohne Seipel würde dem

schockierenden Phänomenen der erklärten katholischen Führer, die dem Teufel den Weg bereiten und sogar seinen Ungeheuerlichkeiten dienen, dem psychologischen Phänomen von **Papen, Dollfuß, Schuschnigg, Seyss-Inquart, Guido Schmidt oder [Wilhelm Wolf](#)** der einzige Anhaltspunkt fehlen, um es menschlich und historisch zu deuten. Er ist die Quelle gewesen, während sie seine Folge waren. Auch wenn die Persönlichkeiten und Taten seiner persönlicheren Schüler in dieser traurigen Liste, Dollfuß und Schuschnigg, ethisch immer noch über die anderen herausragen, die entweder Sklaven persönlicher Ambitionen oder Opfer nationaler Pathologie waren, kann Seipel die historische Verantwortung für ihre Perversitäten nicht abstreifen. Er war der Weise, während sie seine Karikaturen sind.

Um es geradeheraus zu sagen, in dem jüdischen Marxianer Otto Bauer steckte ein tieferer Instinkt als in dem katholischen scholastischen Geistlichen, der die Schrecken des heraufziehenden Zeitalters erahnte, in dem die Methode Seipel sich leichtfertig mit der Macht der Finsternis zusammentun würde, um Österreich auszulöschen, während die Methode Bauer hilflos versuchen würde, den Strom des Schicksals aufzuhalten. Der "Materialist" Bauer dachte in Generationen, während Seipel so tat, als ob sein Leben und seine Amtszeit die *Nunc stans* (Ewigkeit) seines Volkes wären. Es wäre ein trauriges Zeichen intellektueller Dekadenz, wenn der katholische Universalismus nicht stark genug wäre, diese Tatsachen zu benennen und sie bis zum Kern der Wahrheit zu durchschauen.

Bauer war sicherlich der genialste Staatsmann der Nachkriegszeit. Trotz seiner Anschluss-Ideologie, die ja nicht unter die Haut seiner umfassenderen und realeren

Interessen reichte, konnte er sich dem konkretesten Werk über Österreich widmen, das in den zwei Jahrzehnten der österreichischen Republik intellektuell je geleistet wurde. Trotz der taktischen Desertion der Koalition war Bauer Staatsmann genug, um in vielen Fällen der Geschichte so zu tun, als ob die Koalition noch intakt wäre. Zu diesem Zweck beharrte er auf dem Funktionieren des Parlaments und seiner Proporz Ausschüsse, wobei seine intellektuelle Führungsstärke groß genug war, um selbst seine schärfsten Gegner, darunter immer wieder Seipel, in seinen Bann zu ziehen. So wollte Seipel eine Mehrheit ohne Bauer haben. Als er einmal spöttisch sagte, nachdem die "Verfassungsreform" auf der Tagesordnung stand, dass die von der Opposition kritisierten "Konvente" "Verhandlungen zu sein scheinen, an denen Herr Bauer nicht teilnimmt", könnte man eine "wahre Demokratie", Rechtsordnung und Staatsgewalt nach Seipel richtiger als ein politisches System definieren, in dem Bauer nichts zu sagen hätte.

Obwohl Seipel der letzte von beiden war, der die Geste der Einheit und Zusammenarbeit in einem neuen Koalitionsregime vorschlug (1930), wage ich zu behaupten, dass Bauer tatsächlich der Mann war, der diesem Ziel psychologisch näher war, nach fast einem Jahrzehnt zunehmender Frustration in der bloßen Opposition, als die negativen Folgen dieser Tatsache von Jahr zu Jahr in erschreckenderer Realität erschienen. Verglichen mit diesem Eingeständnis eigener Fehler in der Vergangenheit kann Seipels letzte Einladung an die Opposition, sich an der von ihm gestützten Regierung zu beteiligen (die dann doch nicht zustande kam), nur im Licht seines gesamten Endspiels gesehen und daher nicht ernst genommen werden. Doch selbst mit diesem entfremdeten Seipel der letzten Jahre verband Bauer eine geheimnisvolle

Sympathie, als hätte er geahnt, dass mit dem Verschwinden seines Antipoden auch der Sand in seinem eigenen Lebensglas zur Neige geht, wie die Geschichte später tatsächlich entschied. Als Seipel starb, war Bauer plötzlich völlig ratlos und suchte nach einem neuen Partner. Eine Zeit lang hoffte er, dass Dollfuß der Mann sein könnte, der den Faden aufnimmt und der ebenfalls als Linker begonnen hatte und immer noch gerne als Mann der Koalition angesehen wurde. Dies war jedoch eine vergebliche Hoffnung, die bereits von Verzweiflung diktiert war. Dollfuß wandte sich sehr bald noch schärfer nach rechts, als es Seipel je tat, und zwischen Bauer und Dollfuß herrschte keine intellektuelle Atmosphäre, wie sie zwischen Seipel und Bauer bestand. Es gibt keine bezeichnenderen Dokumente für Bauers innere Persönlichkeit als die beiden Leitartikel, mit denen er einmal vor dem offenen Grab des toten Gegners und Partners sein Schwert niederlegte, und der andere ("Wir Bolschewisten"), als er sich von der Hoffnung verabschiedete, in Dollfuß den Ersatz zu finden, der ihn mit undisziplinierter Wut im offenen Parlament als "Bolschewist" verhöhnt hatte. Kein anderer Intellektueller, der sowohl die große Sympathie der europäischen Arbeiterschaft für Russland als auch die tief begründete Erkenntnis, dass ihr Weg ein anderer sein muss, schärfer empfand als Bauer, der genau wusste, dass diese Art des westlichen Marxismus 1918 den westlichen Völkern viel erspart hatte. Er war sich sicher, *die Bourgeoisie vor dem Bolschewismus geschützt zu haben*. Später hoffte Bauer auf Schuschnigg als Partner, der seinen Beobachtern lange Zeit als Intellektueller erschien, der das Erbe Seipels zu schultern vermochte, sich aber am Ende nur als Schatten eines Scholastik-Professors entpuppte. Diese letzte Enttäuschung Bauers war die größte, weil sie mit der traurigen Gewissheit verbunden war, dass Seipel nie

wieder ersetzt werden würde. Nach Jahren des erbarmungslosen Kampfes, der nach Seipels Substanz griff, erkannten diejenigen, die ihn fällten, dass er der weiseste aller ihrer Feinde war und von einer Größe, die von niemandem in Sichtweite erreicht werden konnte und daher für Freund und Feind gleichermaßen unwiederbringlich war. Ich habe Bauer in jenen Jahren gekannt, in denen er sich vergeblich danach sehnte, einen Seipel als Gegenspieler und Partner zu haben, der ihm in vielen Fällen vielleicht vertrauter war als seine intimsten Parteigenossen. Er öffnete sich dem Parteifremden, der zunächst nichts anderes von ihm wollte, als einige Reminiszenzen an Seipel zu produzieren, in den entscheidenden Monaten aber bald der letzte Schatten einer Brücke zum anderen Ufer zu werden schien. Es war schon recht ungewöhnlich im Nachkriegsösterreich, dass ein katholischer Gelehrter, der sich für die Figur des verstorbenen Seipel weit jenseits jeder Parteipolitik interessierte, an die sozialistische Führung herantrat, um deren Erinnerungen mit ihm zu teilen. Es war unvermeidlich, dass das gemeinsame Interesse am Rätsel Seipel und an den inneren Motiven seiner Politik zu einem politischen Kontakt führen musste, der ohne dieses Medium kaum je zustande gekommen wäre. Da dieser Kontakt mit der Lebens- und Todeskrise der demokratischen Republik 1933-1934 zusammenfiel und menschlich auf gegenseitiger Sympathie, politisch und persönlich, beruhte, war es ganz natürlich, dass daraus eine Freundschaft zwischen zwei Brüdern entstand, der ältere mit vielen Erfahrungen, der jüngere wissbegierig, der jüngere Bote aus einer anderen Welt, der ältere nicht taub für seine Botschaften, wenn sie nur Rettung vor dem Untergang bedeuten würden.

In diesen entscheidenden Monaten habe ich in zahlreichen intimen Gesprächen die Bestätigung dessen gefunden, was ich von außen erwartet hatte, und ich habe in Bauer den großen Staatsmann zu sehen gelernt, größer als seine Gegner und Feinde, die den Staat beherrschten. Unter allen Architekten der Politik, denen ich begegnete, schien er mir, trotz seines endgültigen Scheiterns, der Größte in Theorie und Praxis und deren Verschmelzung zu sein, und ich habe nie geleugnet, mit ihm wie mit keinem seiner Widersacher im eigenen Lager durch das Band politischer und persönlicher Sympathie verbunden gewesen zu sein. Als Seipel scheiterte, weil sein Pazifismus nicht echt war, und seine Nachfolger scheiterten, weil sie von Seipels letztem zynischen Antipazifismus lernten oder zwischen Frieden und Krieg schwankten. Bauer scheiterte an seinem tief verwurzelten österreichischen Pazifismus, für den es nur zwei ehrliche Chancen gab, entweder die Militarisierung der Politik nie zu versuchen oder, nachdem er es doch getan hatte, wider besseres Wissen und unter dem Druck der Umstände, die Konsequenzen *in persona* zu tragen. Bauer schien, paradoxerweise, erneut die tragische Rolle Karls, des letzten Kaisers, zu spielen, wobei er von der Parteipolitik und dem Antagonismus der Ideologien schlichtweg abstrahierte, aber im rein menschlichen und ethischen Bereich gesehen wurde. Ironischerweise sollte die Arbeiterbewegung in Österreich nicht viel anders untergehen als die Monarchie, und der Mantel fiel in der Tat nicht sehr lange nach dem König. So mussten die persönlichen Symbole sowohl der konstitutionellen Monarchie als auch ihres offensichtlichsten Nutznießers, Nachahmers und Schattens, der Sozialdemokratischen Partei, doch eine gewisse Affinität haben. Beide standen und fielen ehrenvoll für eine würdige Sache, die, wenn sie von ihren Gegnern

verstanden worden wäre, dem Land viel hätte ersparen können. Die Frühlingstage beider waren vergangen, obwohl ihr Herbst dem Land noch viele Früchte bringen konnte. Beide gingen in ihr eigenes Ende weitgehend durch ihre eigene Zustimmung, die sie später, als es zu spät war, bereuten und ärgerten. Beide, Karl und Bauer, verloren durch ihre eigene, typisch österreichische Schwäche, so erhaben ihre Motive auch waren, erst nachzugeben und später vergeblich zu bereuen. Später wiederholte Schuschnigg die Tragödie der beiden und auch **Edvard Beneš** nahm daran teil. Das Motiv des Pazifismus in all diesen Fällen, der nicht schießt und kein Blut vergießen will, ist über jeden Zweifel erhaben. Wenn es aber später bereut wird, ist es nichts anderes als Seipels eigene Reue auf dem Sterbebett. Es gibt historische Situationen, in denen der politische Führer, der als Autorität eines sozialen Organismus fungiert, in erster Linie des Staates, aber auch der Partei, die für die Verfassung gegen den Staatsstreich eintritt, in seiner Verantwortung (im Rahmen seiner spezifischen Legitimität) und ohne Reue das Schießen befehlen muss.

Seipel hat das getan, aber er hat bereut, zu wenig getan zu haben, und damit insoweit, trotz aller objektiven Härte, selbst an der subjektiven Schwäche der anderen teil. Das ist der Unterschied zwischen Seipel und Bauer. Die Natur des einen war antipazifistisch (aber unter dem Deckmantel des gepflegten Pazifismus), ergriff schnell die Gelegenheit, den inneren Feind zu zermalmen, der seine Macht missbraucht und sich der Rache ausgesetzt hatte, und bereute am Ende noch, nicht genug geschossen zu haben. Das Wesen des anderen war pazifistisch (allerdings nur unter martialischer Verkleidung und mit einem künstlichen Kriegsanstrich), reagierte sehr langsam auf die

Unausweichlichkeit, im Bürgerkrieg Stellung zu beziehen und machte die Stellung zu spät vergeblich. Bei der kritischen Auseinandersetzung mit Seipel und Bauer habe ich immer wieder festgestellt, dass es sich lohnt, Sympathien zu haben und aus dem Scheitern etwas zu lernen.

Da war er, der Führer der einst freiwilligen Opposition, jetzt ein Mann mit einer gespenstischen Vision von traurigen Dingen, die kommen werden, der deutlich sah, wie das Land, das er nie besonders geliebt hatte, aber für dessen Volk, Arbeiter und Bauern, er mehr getan hatte als alle anderen zusammen, in Stücke ging, weil seine selbsternannten Staatsmänner in ihrer Blindheit es so wollten. Er sah, wie das Erbe von Seipel seine fülligsten Früchte trug. Er konnte nicht umhin, sich tausendmal zu fragen, inwieweit seine eigenen taktischen Entscheidungen den Weg geebnet hatten, der jetzt so reibungslos in den Abgrund führte. **Julius Tandler** pflegte nach dem Krieg zynisch zu sagen, dass das Nachkriegsösterreich vielleicht einen normalen Weg durch die Geschichte gefunden hätte, wenn die beiden Antagonisten, Seipel und Bauer, keine Asketen gewesen wären, sondern Männer, die am Eros ihres Volkes teilhatten. Es gab aber in beiden Lagern genug, die diesem Rat gerne entsprachen, aber gerade deshalb von den besseren Instinkten der Massen von der Hauptführung ihrer Parteien ausgeschlossen wurden. Nur als Asketen, Idealisten und Utopisten konnten die beiden Männer wirklich zu ihren unangefochtenen Spitzenpositionen gelangen, während sich die anderen, Experten des *Savoir-vivre*, mit den zweiten Plätzen begnügen mussten. Nicht diese persönliche Askese, sondern der Mangel an Toleranz gegenüber einem anderen Stil und einer anderen Art von Askese war der



Hauptgrund dafür, dass dieser Idealismus nicht ausreichte. Sie waren beide intolerant. Seipel oder Bauer waren inmitten ihrer engsten Mitarbeiter beide hochmütig, arrogant und ohne Freunde, Seipel, vor seiner politischen Karriere einmal in der Mensa academica seiner theologischen Fakultät, konnte einen seiner Kollegen, später einen hohen kirchlichen Würdenträger, mit einem so eisigen Humor necken, dass sein Opfer alles zu Boden werfend zur Tür eilte, Bauers Arroganz war unter seinen Parteigenossen sprichwörtlich. Diese Intoleranz der beiden war Ausdruck der Tatsache, dass sie sich ihrer Größe bewusst waren, von ihren eigenen Vorstellungen besessen waren und deshalb die Menschen um sie herum schnell unterschätzten. In diesem tieferen Sinn fehlte es beiden tatsächlich an Eros, trotz der Liebe zur Kirche bei dem einen und der Liebe zum Proletariat bei dem anderen. Ein katholischer Pfarrer, der in seinem ganzen Leben die Tugend der geistigen Toleranz verkörpert, braucht keine besonderen Kenntnisse auf dem angewandten Gebiet der politischen Toleranz, mit der er nicht unmittelbar in Berührung kommt, und auch der sozialistische Agitator und Organisator, der von der Solidarität durchdrungen ist, braucht nicht unbedingt zu wissen, was nationale Solidarität in allen Einzelheiten tatsächlich bedeutet. Aber wenn sie beide Staatsmänner geworden sind, müssen sie es lernen. Vielleicht hätten der Pfarrer und der Agitator es gelernt. Der Professor und der Intellektuelle haben es leider nie in der erforderlichen Fülle getan. Trotz dieser verblüffenden Analogie bleibt die Tatsache bestehen, dass der eine es hätte tun müssen, einfach auf der Grundlage seiner Metaphysik, während der andere dies nur durch Bekehrung zu der nicht so gut vertretenen Metaphysik hätte tun können. Wenn auch Bauer den magischen Kreis, der beide einschloss und voneinander ausschloss, nicht

erzwingen konnte, so hatte er doch die größere Gnade, vor dem offenen Grabe seines geistigen Zwillings zu stehen, danach durch alle Enttäuschungen der vergeblichen Suche nach einem Stellvertreter einer Persönlichkeit zu gehen, die er erst nach ihrem Tode voll schätzte, und schließlich bis zum bitteren Ende der Agonie im Exil alle Folgen seiner eigenen Irrtümer zu erfahren. Ich hätte ihn gerne noch einmal im Exil getroffen, und es war wie ein Vorhang der Geschichte, der sich vor meinen Augen senkte, als er 1938 in Paris starb, wenige Tage bevor ich selbst dort eintraf.

Aus der Distanz der Geschichte, die wir inzwischen erreicht haben, können wir das "Zweite Österreich" wirklich als ein großes Experiment der Geschichte bezeichnen. Obwohl es in der furchtbarsten Situation des österreichischen Volkes fast gegen seinen Willen geboren wurde, hat es nicht vergeblich gelebt und gekämpft. Obwohl keiner ihrer großen Führer ihrer Funktion in der Nachkriegsgeschichte voll gewachsen war, haben sie wunderbare Beispiele von Philosophien hinterlassen, die, ob extrem oder gemäßigt in ihrem Gegensatz, in der Zukunft überbrückt werden müssen. Ihr kurzes Leben war ein Drama, in dem große und lebendige Persönlichkeiten die Akteure auf der Bühne der Geschichte waren, Staatsmänner der Linken und der Rechten, die nur durch ihr gemeinsames Erbe und durch ihr identisches Temperament daran gehindert wurden, das Ziel einer fruchtbaren Zusammenarbeit zu finden. Die tragische Lähmung der Selbsterkenntnis, in die beide Faktoren ausarteten, war nichts anderes als das Endergebnis der Beseitigung und des Verschwindens ihres gemeinsamen Nenners, bevor sein Ersatz zur Hand war. Sie waren in all ihren Eigenschaften, sowohl positiv als auch negativ, die Äonen des alten Österreich, und obwohl sie die Republik einstimmig gründeten, hatten nicht einmal

die enthusiastischsten Republikaner unter ihnen ihre monarchische Vergangenheit und ihr Erbe wirklich überwunden. Scholastik, Marxismus und Anschlussideologie waren nur die Flucht vor sich selbst, anstatt ihre Substanz zu durchschauen und sie nun nach den neuen Bedürfnissen zu formen. Sie wären viel mehr auf ihrem eigenen Boden gewesen, die Generation zwischen den beiden Weltkriegen, wie schon Bauer es nannte, oder dann vielleicht wirklich die Generation nach dem Weltkrieg, wenn sie die Rechte der Väter in und über sich selbst voll anerkannt hätten und nicht nur zu verdrängen versucht hätten, sondern das, was die Bürden ihres Erbes waren, im Wesentlichen übertroffen hätten. Die Geschichte hat sie zwar nach Österreich zurückgedrängt, aber den wirklichen Sinn dieser Wendung haben sie überhaupt nicht verstanden. Sie hielten die Lebensform, in der sie zu leben hatten, nur für vorläufig, taten aber eigensinnig so, als könne sie niemals vergehen und zerstört werden. Ihr antagonistisches Leben und Handeln war in Wirklichkeit viel provisorischer, als sie es sich je vorstellen konnten und je zugegeben hätten. Doch in ihrer Gegenseitigkeit haben sie etwas Gemeinsames hinterlassen, das bleiben wird.

Kein Wunder, wenn dieses kurze Zwischenspiel von fünfzehn Jahren, das den Höhepunkt und die Erfüllung der Vorkriegsgeneration darstellte und nun so weit in der Geschichte zurückliegt, in dem Gedächtnis eines Volkes verloren gegangen sein könnte, das inzwischen ein weiteres Jahrzehnt mit Katastrophen, brennenden Wunden und stechenden Erinnerungen überfrachtet hat. Es würde mich nicht wundern, wenn sich nur wenige in Österreich wirklich an die Republik Österreich erinnern könnten. Erst eine weitere Generation nach dem Zweiten Weltkrieg wird

langsam aber sicher die Erinnerungen und Errungenschaften des "Zweiten Österreich" ausgraben können. Wenn die Zeit vergeht, mag die Schuld der beiden, Seipel und Bauer, langsam dahinschmelzen und ihre Tugenden fortbestehen. Denn sie haben ihren gemeinsamen Anteil, beide Flügel der österreichischen Politik, an der endgültigen Gestaltung Österreichs beigetragen, und ihre Verdienste werden wachsen, vor allem, wenn die Nachkriegsgeneration sie gemeinsam zu sehen vermag, den einen Flügel nur im Licht des anderen und beide in ihrer transzendentalen nationalen Funktion und Transparenz. Dann wird sich die Tragödie der zwei Rassen und zwei Sprachen innerhalb eines Volkes nie wiederholen. Wenn beide Flügel lernen, den Totalitarismus des anderen zu vergessen, indem sie den eigenen fallen lassen, und, ohne die Metaphysik aufzugeben, dennoch Toleranz für den Gegenpartner lernen, dann werden die Fehler des "Zweiten Österreich" nicht umsonst gewesen sein, und sie können sich durchaus als das adäquateste Patten für einen künftigen österreichischen Wiederaufbau erweisen. Unvergessen und tief eingegraben in das gesündere Gedächtnis des österreichischen Volkes wird immer sein, wie die österreichische Republik in der größten Krise der österreichischen Geschichte durch die gemeinsame Anstrengung zweier antagonistischer Parteien und Metaphysiken gegründet wurde, wie für einen heiligen Augenblick Arbeiter und Bauern zusammenarbeiteten, um dem neuen Staat eine Musterverfassung zu geben, und wie diese kurze, der Struktur des Staates immanente Zusammenarbeit auch in der Folgezeit stark genug war, um Verfall und Zusammenbruch um mehr als ein Jahrzehnt zu verzögern.

Wenn das "Vierte Österreich" der Zukunft die historischen Fehler, die das "Zweite Österreich" begangen hat, endgültig vergessen will, muss es die großdeutsche Ideologie in jeder Verkleidung und Sublimierung endgültig ablegen, muss es die großösterreichischen Residuen überwinden, nicht so sehr durch bloße Negation der Vergangenheit, sondern durch ihre organische Absorption in eine völlig andere Aufgabe und Mission, und muss es lernen, dass konstitutive politische Toleranz auch unter metaphysischen Gegnern eine Tugend ist. In dieser Perspektive wird es für alle Funktionen, die wir heute für die politische Organisation des österreichischen Volkes in der Zukunft vorhersehen können, kein besseres Modell geben als die Demokratische Republik, gereinigt von ihren historischen Beschränkungen, gestärkt durch das Wissen um ihre Wurzeln, ihre Fehler, ihre Folgen in der Geschichte, und dadurch gerettet für die Verwirklichung ihres zukünftigen besseren Bildes.

### **Drittes Kapitel**

#### **Der autoritäre Staat**

Das Abenteuer, durch das der österreichische Katholizismus in das autoritäre Regime Dollfuß-Schuschnigg (1933/38) abrutschte, war die logische Folge von Seipels Führung, Psychologie und Doktrin in der Politik, die die junge Generation mehr als ein Jahrzehnt lang imprägnierte. Kaum irgendwo sonst hat sich die Dialektik der Politik als so unentrinnbar erwiesen und war Dialektik so sehr mit Taktik identisch. Dollfuß und Schuschnigg waren beide treue Schüler Seipels, jeder auf seine Weise, aber beide gleichermaßen hypnotisiert vom eisernen Willen, der intellektuellen Kapazität und der scholastischen Autorität des Meisters. Hier war endlich der

Fels der Theologie, um darauf einen modernen Staat zu bauen, und hier waren endlich die Laien, von denen der Theologe als seinen Erfüllern geträumt hatte.

Seltsamerweise verschwand Seipel vom Schauplatz der Geschichte, ohne zu ahnen, dass unter den katholischen Führern, die ihn zum letzten Mal an seinem Urlaubsort besuchten, diese beiden jungen Männer tatsächlich das vollenden sollten, was er selbst nicht vollenden konnte, aber gerne vollendet hätte.

Nach dem Rücktritt Seipels versuchten die nachfolgenden Kabinette, deren Vater er sich rühmte zu sein, auf unterschiedliche Weise das Problem zu lösen, das ihnen ihr Autor hinterlassen hatte. Das Kabinett **Ernst Streeruwitz** (1929) unter der Führung eines altösterreichischen Industriellen nichtdeutscher Abstammung, den Seipels kapitalistischer Kurs zum Eintritt in die Christlichsoziale Partei bewogen hatte, war ein offener Misserfolg. Das Kabinett **Johann Schober** (1929/30), das eine Expertenregierung unter der Leitung des Wiener Polizeipräsidenten sein wollte, erreichte dagegen eine Verfassungsreform mit rein parlamentarischen Mitteln. Während Seipel die Haut des Parteimannes nie abstreifen konnte, repräsentierte Schober schon etwas von jener überparteilichen Autorität, die Seipel anstrebte. Der Kanzler, der sich strikt an die verfassungsmäßigen Mittel hielt, und die von der Regierung geschützte Opposition einigten sich also mit Schober gegen die Intrigen Seipels auf den von den außerparlamentarischen Kräften der Heimwehr geforderten Umfang der Reform. Das Ergebnis war eine **Verfassungsänderung (7. Dezember 1929)**, die die Hoffnungen der Rechten nicht erfüllte und in der Folge die außerparlamentarischen Kräfte nur neu stimulierte,

während sie die bisherige Position der Opposition erschütterte. Wie Schuschnigg, der Berichterstatter der Novelle im Parlament, sagte, wurde dadurch die "parlamentarische Republik" durch die "präsidiale Republik" ersetzt, was vielleicht nicht das Schlimmste gewesen wäre, wenn es einmal von der Koalition in der Anfangsphase der Republik eingeführt worden wäre, aber jetzt, durch den außerparlamentarischen Druck der Opposition aufgezwungen, sicherlich die negativsten Folgen haben würde. Nun war das Ideal erreicht, für den österreichischen Bundespräsidenten eine deutsche Macht vorzusehen. Kaum weniger verhängnisvoll war die andere Tatsache, dass die zweite Kammer (Bundesrat), bestehend aus den Vertretern der Bundesländer, formal in Länder- und Ständerat umbenannt wurde, zwar ohne materielle Änderung, aber durch die Anpassung der Buchstaben der Verfassung an die "Ständeidee", das Schibboleth von Seipel und der Heimwehr, in Wirklichkeit die Krise der Verfassung verfassungsmäßig auf Dauer gestellt. Da half es auch nicht, dass die Opposition die verfassungsrechtlichen Funktionen der entscheidenden parlamentarischen Ausschüsse (Hauptausschuss und ständiger Unterausschuss), die ihrer Ansicht nach die Regierung notfalls ersetzen sollten, erneut hervorheben konnte, da diese Ausschüsse von den Regierungsparteien aus diesem Grund sabotiert wurden, in der Tat nicht in der Lage waren, die große parlamentarische Krise zu bewältigen, die sich bald am Horizont des Staates abzeichnen würde.

Diese ganze "Verfassungsreform" entsprach zwar den wichtigsten Wünschen Seipels und hob das Amt des Bundespräsidenten auf die Höhe der Weimarer Republik, entsprach aber nicht den Vorstellungen ihrer Hauptautoren.

Das war das Schlimmste, was man über diesen Kompromiss sagen konnte, denn er trug weitere Komplikationen in sich. Die parlamentarische Position der Sozialdemokratischen Partei war stark genug, um ein verfassungsmäßiges Verfahren zu sichern und nur die Änderungen zuzulassen, denen sie selbst zustimmen würde. Doch gerade die Zugeständnisse, die sie bei der Abstimmung über diese Änderungen machten, spiegelten die Machtverschiebung außerhalb des Parlaments wider, zu der sowohl Seipel als auch die Heimwehr beigetragen hatten\*Und das war Chance genug, um auf demselben Weg weiterzugehen und gleichzeitig neue Zugeständnisse und eine neue Reform zu fordern. Schober, der Polizeipräsident, der kompromissbereiter war als der Prälat, der vom Austrofaschismus gedrängt wurde und ihn selbst vorantrieb, war nicht der Mann, der dasselbe noch einmal versuchen sollte. Als er ging, kam das Kabinett **Karl Vaugoin** (1930), der Kriegsminister in Seipels Kabinetten während des letzten Jahrzehnts, mit **Starhemberg**, der das Innen- und Polizeiministerium übernahm, dem Ideal Seipels am nächsten, der die Allianz zwischen Heer, Polizei und Heimwehr vertrat. Die Maus, die von den Wanderbergen geboren wurde, war aber auch nicht zu groß. Statt sich in das Abenteuer zu stürzen, wie Seipel es sich gewünscht hätte, ermöglichte die Kombination erst die letzten demokratischen Wahlen in Österreich, bei denen die Sozialdemokraten mit 43% aller Stimmen einen weiteren Meilenstein auf dem kurvenreichen Weg zur demokratischen Macht errangen und ein paar Heimwehr-Abgeordnete die noch immer fehlenden Nazis ersetzen.

Als dies offensichtlich wurde, wollte das Kabinett **Otto Ender** (1930/31) eine Blankovollmacht durch das Parlament erhalten, einschließlich der Opposition, wieder



die Vollmacht der deutschen Reichskanzler, per Dekret zu regieren. Ender war ein ausgewiesener Demokrat aus Vorarlberg, aber auch er ließ sich von Seipels Unterstellungen verwirren, die Opposition zum freiwilligen Verzicht auf die Demokratie statt zur Zusammenarbeit aufzufordern. Eine Ermächtigung der Regierung durch das Parlament wäre in den sich abzeichnenden Schwierigkeiten in Ordnung gewesen, wenn es sich wieder um eine Koalitionsregierung zwischen den beiden größten Parteien gehandelt hätte, von denen die Opposition nun die größere geworden war. Als die Sozialdemokraten die Sondergenehmigung des Kabinetts Ender verweigerten und dieser deshalb zurücktrat, wurde Seipel zum letzten Mal zur Bildung eines Kabinetts bestimmt (1931). Er machte die leere Geste, die Opposition einzuladen, einer neuen Koalitionsregierung beizutreten, doch war dies kein ernsthaftes Aufgeben seiner Pläne, sondern nur der Versuch, im Vorhinein jede solidere Aussicht auf dieselbe Idee zu vereiteln, die nie Seipel, sondern nur jemand anderes auf sein Banner schreiben konnte. Seipel, wohl wissend, dass nun entweder der Staatsstreich oder die Koalition unausweichlich war, er selbst aber nichts davon zustande bringen konnte, wollte lediglich *ad oculos* demonstrieren, dass eine Koalition mit der sozialdemokratischen Partei nach wie vor unmöglich war, und die Opposition arbeitete gerne mit ihm zusammen, um genau das Zeugnis zu liefern, das er suchte. Die Sozialdemokraten hofften jedoch, dass jemand anderes das Gleiche versuchen würde. Das Kabinett **Karl Buresch** (1931/32) stand noch auf des Messers Schneide, das Bündnis mit der Heimwehr aufzugeben, um zur alten Koalition zurückzukehren. Unter dieser Regierung machten Teile der Heimwehr, der sogenannte steirische Heimatschutz (unter **Walter Pfrimer**), einen Staatsstreich

(13. September 1931), der zumindest in der Steiermark einen halben Tag lang gelang. Ich selbst, der ich zufällig in Maria Zell in der Steiermark war, sah die Operette in den Morgenstunden beginnen und zu Mittag schnell zusammenbrechen. Die Regierung hat nicht gezögert, etwas zu liquidieren, was Hitler näherstand als Starhemberg. Es war in Seipels letztem Jahr, und es schien, als ob seine Lieblingsidee in der Lächerlichkeit enden würde.

Unter dem Kabinett Ender waren zwei weitere Dinge geschehen, die die Sozialdemokraten wieder zu einem notwendigen Partner der Regierung machten. 1931 brach der größte österreichische Bankkonzern, die Österreichische Crédit-Anstalt (Rothschild), in Folge zahlreicher vorangegangener Konkurse im Bankgeschäft zusammen, die vor allem mit politischen Skandalen unter der bürgerlichen Regierung zusammenhingen. Der Staat wurde in die Bresche gerufen, um zu verhindern, dass auch die Industrie des Bankkonzerns zusammenbricht. Die Situation war reif für eine groß angelegte Kontrolle und Planung der Industrie durch die öffentliche Hand. Gegen diese Chance unternahm die Regierung alles, um die Defizite der privaten Unternehmen mit öffentlichen Geldern zu bezahlen oder zumindest diese Zahlungen zu garantieren und die Industrien, die um des bloßen Überlebens willen faktisch unter öffentlicher Aufsicht weitergeführt werden mussten, sofort wieder in Privatbesitz zu bringen. Obwohl die Ideen der Opposition, die diesem Plan der Reprivatisierung mit öffentlichen Mitteln diametral entgegengesetzt waren, ständig abgelehnt wurden, brauchte die Regierung sogar für ihr eigenes Projekt die verfassungsmäßige Unterstützung der Opposition, die, ähnlich wie bei Seipels Finanzsanierung, nicht einmal

davor zurückschreckte, ein Regierungsvorhaben zu unterstützen, das ihren eigenen Wünschen fremd war. Unter dem Kabinett Ender wurde auch öffentlich bekannt, dass sich Schober als Bundeskanzler und Außenminister von dem Plan einer österreichisch-deutschen Zollunion hatte hinreißen lassen, der diesmal so eindeutig eine deutsche imperialistische Idee war, dass nicht nur das Urteil des Internationalen Gerichtshofs in Den Haag das Vorhaben bald als völkerrechtswidrig stoppte, sondern auch in Österreich selbst erstmals beide Großparteien in der gründlichen Ablehnung dessen übereinstimmten, was eigentlich nur die Idee und der Plan der großdeutschen Minderheit gewesen war, der Schober angehörte. Beide Ereignisse betonten die natürliche Verwandtschaft von Christlichsozialen und Sozialdemokraten aufs Neue, und wenn es unter Seipels Nachfolgern einen gegeben hätte, der den Koalitionsgedanken so leidenschaftlich und unermüdlich zu fördern vermocht hätte, wie Seipel selbst das Gegenteil tat, so hätte es keine erfolgversprechendere Situation gegeben als jetzt.

Auch das Kabinett **Engelbert Dollfuß** (Mai 1932) stand in seinen Anfängen noch im Zeichen der möglichen wünschenswerten und sogar unvermeidlichen Koalition. Die mit der Heimwehr verbündete Regierung musste sich auf einen so geringen parlamentarischen Vorsprung verlassen, dass auf dieser Basis kein wie auch immer gearteter politischer Kurs aufgebaut werden konnte. Als die Protokolle von Lausanne, die die neue Finanzhilfe des Völkerbundes enthielten, im Parlament abgestimmt werden mussten, spaltete sich die Heimwehr und die Großdeutschen schlossen sich der sozialdemokratischen Opposition an. Am Tag von Seipels Tod wurde ein großdeutscher Misstrauensantrag für Dollfuß mit 81:81

abgelehnt (wobei Seipels parlamentarischer Nachfolger für die Regierung stimmte, anstatt ihn als Abwesenden zu zählen, wenn er noch am Leben gewesen wäre). Das Lausanner Abkommen selbst wurde vom Parlament mit 81:80 angenommen, während nach der Abstimmung in der zweiten Kammer das endgültige Votum des Parlaments 82:80 lautete (wobei der Nachfolger des verstorbenen Schober nun ebenfalls für die Regierung stimmte). Mit diesem knappen Vorsprung ruhte die Regierung Dollfuß und das von ihr unternommene internationale Programm des finanziellen Wiederaufbaus wirklich (August 1932). Nur der Tod von Seipel und Schober rettete sie. Dollfuß und Schuschnigg pflegten von der Vorsehung zu sprechen, die sich in die parlamentarische Arithmetik eingemischt hatte, aber wahrscheinlich hatte **Danneberg**, der über diesen Deus ex machina der Regierung spottete, mehr Recht, wenn man nach dem endgültigen Gebrauch urteilt, den sie von diesem göttlichen Mandat machten. Es gab noch viele Situationen, in denen es am vernünftigsten gewesen wäre, auf die alte Koalition einzuschwenken, die nun offensichtlich "schwarz-rot\*" werden sollte und nicht umgekehrt. Diesmal aber entschied die in Dollfuß lebendige Kraft der Geschichte, die er "Vorsehung" nannte, anders über Österreich, und zwar durch Ereignisse in Deutschland, die unter den bestehenden psychologischen Bedingungen die Verwirklichung der Träume Seipels rasch beschleunigten. Dollfuß, der vor der Alternative stand, Österreich entweder zum "Piemont der deutschen Demokratie" (Renner) zu machen, gestützt auf ein österreichisches Gewerkschaftssakrament, oder selbst ein autoritäres Regime nach deutschem und italienischem Muster zu errichten, entschied sich ohne das geringste Zögern und auch ohne große Beratung geradewegs für den zweiten Weg. Sowohl das psychologische Übergewicht von

Seipels Erbe als auch die Versuchung für den neuen Repräsentanten des politischen Katholizismus in Österreich, eine eigene Diktatur auszuüben, waren in seinem Bewusstsein zu übermächtig, um ihm einen anderen Weg gangbar zu machen. So entschied auch in Österreich die Entscheidung "eines einzigen Mannes" über das Schicksal von Millionen, obwohl es sehr bald viele, Hunderte, Tausende, ja letztlich Millionen waren, die den Weg in den Abgrund einschlugen. So groß die Schuld einzelner Initiatoren auch immer sein mag, ohne die Hilfe des Volkes würde es keiner schaffen.

\*

Der kleine Mann, den der Wiener Witz später spöttisch Millimetternich nannte, Engelbert Dollfuß, folgte auf seine Weise dem Rhythmus oder Mechanismus der inneren Evolution Seipels. Ich bin der Letzte, der leugnet, dass er eine große Seele in einem kleinen Körper war, wie Il Duce in seiner besten Zeit einmal vor dem offenen Grab seines Freundes, Bewunderers und Nachahmers bezeugte. Damals konnte Mussolini noch als weltliche Figur angesehen werden, wie es nicht nur der kleine Dollfuß tat, und der krankhafte Wunsch des einen, Gefolgsleute um sein Denkmal zu haben, konnte vom anderen noch als schlichte Selbstüberschätzung der eigenen Größe missverstanden werden. Nicht nur Dollfuß, sondern viele andere katholische Führer des österreichischen autoritären Regimes gingen ehrfürchtig in den Palazzo Venezia durch den sprichwörtlich weiten Raum, in dessen letzter Ecke der Löwe auf seinem Schreibtisch lag und auf sein Haustier, die Maus, wartete.

Mit Dollfuß war ich seit zwanzig Jahren befreundet. Wir dienten zusammen in demselben Südtiroler Regiment der

altösterreichischen Armee und teilten die Bruderschaft desselben Cartells akademischer Korporationen. Er war, obwohl von schweinisher Statur, ein stämmiger Bauer von Herkunft. Aus einer tragischen Liebe hervorgegangen, hatte er zunächst Theologie studiert, dann aber beschlossen, sein Leben auf andere Weise seinem Bauernvolk zu widmen. Es war ein tiefer und gesunder Instinkt, der ihn anspornte. Schließlich wurde er zu einem der organisatorischen Führer der Nachkriegsbauernschaft, die in der neuen genossenschaftlichen und beruflichen Organisation gebraucht wurde. Obwohl er in der landwirtschaftlichen Organisation von ganz unten anfangen musste, war er sich seiner selbst und seiner vor allem politischen Ambitionen völlig sicher. Er durchlief alle Phasen der Arbeit im Bauernbund und in der Landwirtschaftskammer, bis er Landwirtschaftsminister im Kabinett Buresch (mit Schuschnigg als Justizminister) wurde. Der sterbende Seipel hatte diesen Ernennungen noch zugestimmt, ohne zu ahnen, dass sie etwas für sein eigenes Erbe bedeuten würden. Politisch war Dollfuß wie Seipel ein katholischer Linker gewesen, aber viel mehr durch echte Sympathie und bittere Erfahrung vorangetrieben auf diesem Weg, der nicht der übliche in katholischen Bauernhäusern, Priesterseminaren oder studentischen Korporationen war. Ich erinnere mich, dass er schon sehr früh der erste bekennende Republikaner unter den Offizieren unseres Regiments war und darauf bestand, mit seiner Überzeugung respektiert zu werden. Nach dem Krieg schlug er sich auf die Seite des demokratischen und sogar sozialistischen Flügels der Christlich-Sozialen Partei und schloss sich begeistert jenen jüngeren Geistlichen und Studenten an, die sich um Seipel scharten. Er hielt viel länger als Seipel an diesen Ideen fest und war eine Zeit lang als Verfechter der "schwarz-roten"

Koalition bekannt, bevor der Heimwehrkurs zustande kam. Dollfuß war sogar einer der wenigen, die sich öffentlich gegen Seipel stellten, als dieser die landwirtschaftliche Organisation kritisierte, von der er in Wirklichkeit nichts wusste. Einige Monate lang konnte Seipel Dollfuß noch als Kanzler beobachten, aber der sterbende Meister ahnte nicht, hier seinen treuesten Schüler außerhalb der landwirtschaftlichen Probleme gefunden zu haben. Auch nach Seipels Tod galt Dollfuß vielen noch als der Mann, der die Zusammenarbeit zwischen Katholiken und Sozialisten, Bauern und Arbeitern wiederherstellen würde, wenn auch nun sicher mit umgekehrtem Komma und unter einer anderen Übermacht. Im Fall von Dollfuß war es keine langsame Entwicklung, die ihn von der Linken zur Rechten führte, wie im Fall von Seipel, sondern eine Art politisches Damaskus, wenn wir es so nennen dürfen, in dem Bewusstsein, dass es einen Paulus, der zur Zusammenarbeit bereit war, wieder zu einem Saulus machte, der zur Verfolgung bereit war. Dollfuß war kein scholastischer Theologe, der sich allmählich an die veränderten Verhältnisse in der Politik anpasste, sondern manchmal ein eher irrationaler Typ, für den die bloße Tatsache der Macht schon etwas bedeutete, auch wenn er den persönlichen Stimulus immer rationalisierte, indem er das, was zu einem guten Teil auch von seinen persönlichen Ambitionen diktiert war, als Dienst an der katholischen Sache interpretierte. So drehte sich Dollfuß, als er sich der Macht näherte und von beiden Parteien noch als Mann der neuen Koalition angesehen wurde, plötzlich um und entschied sich mit jener Irrationalität und Eigensinnigkeit, die er immer dann an den Tag legte, wenn er seine Grundinstinkte traf, für den entgegengesetzten Weg, den er von nun an mit der Verblödung eines Schlafwandlers verfolgte.

Die Weltsituation, in der sich Dollfuß' Tumult ereignete, war die der ersten Monate des Jahres 1933, nachdem Hitler in Deutschland an die Macht gekommen war und Österreich sich plötzlich zwischen zwei totalitären Regimen eingezwängt sah. Die Versuchung, in diesem Zwischenraum, in dem es keine demokratische Luft von außen gab und in dem sowohl deutsche als auch italienische Instinkte und Mützen spielten, eine andere Spielart des Totalitarismus zu errichten, ein katholisches totalitäres Regime, dessen Meister sich seit geraumer Zeit danach sehnten, sich von jeder Zusammenarbeit mit der sozialdemokratischen Opposition zu befreien, war für diesen kleinen Mann zu überwältigend. Die beiden gigantischen Schatten, die auf ihn fielen, schienen darauf hinzuweisen, dass dies die Außenwelt war, die nun überall ins Leben trat. Er hatte einmal gehört, dass eine alte Mission Österreichs darin bestand, die Brücke zwischen den beiden Enden der alten Achse, die den Norden und den Süden Europas verband, zu schlagen. Das war die Geschichtsphilosophie, mit der die großdeutschen katholischen Intellektuellen in Österreich den Dreibund als logische Fortsetzung des Heiligen Römischen Reiches interpretieren wollten. Noch kurz zuvor hatte Dollfuß in Österreich kaum höhere Interessen, als dass er die Zölle und Preise für die Landwirtschaft bereitstellen konnte. Aber die agrarische Schule des Nachkriegsösterreichs, die wusste, dass die christlich-sozialen Regierungen in erster Linie vom Bauernblock abhingen, war es gewohnt, ihren Standpunkt unter völliger Vernachlässigung aller anderen Ansichten durchzusetzen, und Dollfuß war ein willfähriger Schüler dieser Schule. Er hatte keine Vorstellung von Außenpolitik, nur einen Instinkt, der sich schwach bewusst war, dass schon Franz Joseph einst zu der gleichen europäischen Kombination gehört hatte, die im Übrigen



auch Metternichs Hauptproblem war. Im täglichen Bemühen um die wirtschaftliche und organisatorische Stärkung der Landwirtschaft und des Bauerntums im Nachkriegsösterreich blieb nicht viel Zeit für die Suche nach der Seele Österreichs, nach seinen Fehlern in der Vergangenheit und wie es diese in der Zukunft wieder gutmachen könnte. Berlin und Rom, das war seit jeher die Außenwelt, während Paris und London eher an Babylon erinnerten.

Wie alle Nachkriegs-Staatsmänner, die einst die Republik geschaffen hatten, so war auch der Schöpfer des "Dritten Österreich" überzeugt, dass der bloße Wechsel der Staatsform, wie einst von der Monarchie zur Republik, so nun von der Republik zum Obrigkeitsstaat, alle anderen Fragen leicht lösen, alle lästigen Probleme, die im Boden von gestern wurzelten, beseitigen und eine neue Welt für morgen möglich machen würde. In dieser Hinsicht gehörte Dollfuß eindeutig der Generation von 1918 an, nur mit dem Unterschied, dass er die Tendenz umkehrte. Die Vergangenheit so genüsslich abzuschütteln, wie Gastwirte und Viehhändler im Unterland ihre Höfe besiedelt hatten, war auch im agrarischen Sektor des Parlaments zur politischen Schule geworden. Dollfuß hat nie erfahren, dass die Staatsmänner seiner Generation die Probleme der Vergangenheit hätten überwinden und ihre eigenen Schwierigkeiten meistern können, statt ihnen einfach den Rücken zu kehren, wenn sie sich mit all ihren neuen Ideen auf die alten Verhältnisse und Milieus konzentriert und sie gemeistert hätten, statt einfach Behörden, Verfassungen und Legitimationen auszutauschen und dennoch treu in überholten Techniken und Gewohnheiten verhaftet zu bleiben. Dollfuß, der einst die Veränderungen von 1918 viel mehr als der Durchschnitt der katholischen Führer

befürwortet hatte, förderte eine doppelte Interpretation jener anderen Veränderungen, die er selbst 1933 durchführen sollte. Während er in der stabileren Hälfte seines Ichs seinen eigenen Staatsstreich nur als eine andere Form genau derselben historischen Notwendigkeit betrachtete, mochte er in der anderen, variableren Hälfte desselben Geistes die Reaktion als unvermeidliche Wiedergutmachung für die Revolution betrachten. So ging er seinen eigenen Weg und konnte sich dennoch mit den reaktionären Kräften verbünden, die er einst verachtet hatte. Doch er irrte in beiden Interpretationen seiner selbst, denn sowohl das begangene Unrecht als auch der durch die Revolution erzielte Fortschritt können nur dann von der Geschichte aufgefangen werden, das eine gesühnt, das andere bewahrt, wenn dies die letzte Revolution war und keine weitere folgen wird. Jeder neue Bruch und jede neue Verletzung der Legitimität, eine fortgesetzte Revolution oder Reaktion, wird den Fortschritt von neuem treten und das Unrecht ab ovo wieder aufleben lassen. In der Tat haben weder die Konservativen, die die Revolution

Die Reaktionäre folgten ihm, zogen ihn aber auf ihren eigenen Weg, und diejenigen, die sich mit vollendeten Tatsachen abzufinden pflegten, folgten ihm ebenfalls, um im autoritären Regime die spätere, konsequentere Form des Totalitarismus vorzubereiten.

Wie Seipel, stellvertretend für eine ganze Denkschule, scheint sich Dollfuß in den fünfzehn Jahren zwischen 1918 und 1933 von der Linken zur Rechten entwickelt zu haben. Aber, vielleicht korrekter ausgedrückt, er hielt in beiden Fällen an der gleichen Psychologie des Realismus, des Opportunismus oder der Akkommodation fest, wie auch immer man sie nennen mag, und entwickelte sich nur von einem Außenstehenden zu ihrem Chef. Seipels

Einschätzung der Politik, der Dollfuß treu geblieben ist, hat sich nie mit dem Problem von Platon beschäftigt und damit, was der "wahre Staat" oder die Idee des Staates sein könnte, wie er gelebt, verkörpert oder verwirklicht werden könnte, wenn auch nur in Asymptoten. Ihn interessierte ausschließlich das ganz andere Problem des Empirikers, wer die unangefochtene Herrschaft ist und wie man aus ihr etwas für bestimmte Interessen, den Katholizismus, den Kapitalismus oder das Bauerntum herausholen kann. Das war ein Schema, das nicht sehr weit von dem entfernt war, was der Marxismus manchmal für oberflächliche Beobachter zu sein schien. Diese Art von Interessenpolitik ist in Ordnung, wenn irgendwo jemand eine höhere Plattform bewahrt, die mehr umfasst als Interessen, sogar mehr als nur das Interesse aller Interessen, sondern die Interessen der nationalen Idee, ohne die keine Nation weiterleben kann. Nur wer die Ehrfurcht vor der Idee hinter dem Kampf um Interessen spürt, kann ein großer Staatsmann sein. Der Marxismus war sich zwar immer bewusst, ein Instrument der Geschichte zu sein, aber er projizierte seine Geschichtsphilosophie in den Kampf ums Überleben. Während Seipel in seiner Person sicher ein Instrument des Weltkatholizismus war, konnte und wollte er die Partei, die er führte, nicht mit einer ähnlichen Idee entflammen, und seine Politik vertrat weder eine große apostolische Idee des Weltkatholizismus, deren offensiver Strategie er gewesen wäre, noch gar eine große patriotische und nationale Idee, die Österreich oder irgendein anderes Land an die Spitze gestellt hätte. Es ist Dollfuß' historische Tat, sich von Seipels Gleichgültigkeit in dieser Hinsicht emanzipiert zu haben und jenseits jener Interessenpolitik, mit der er aufgewachsen ist, das eigentliche Symbol all seiner Bestrebungen im Namen und in der Idee seines Landes, Österreich, gefunden zu haben.

Dies war wiederum die Rückkehr der wahrsten Natur und der tiefsten Instinkte des österreichischen Bauerntums in die Staatspolitik. Während in Seipels Philosophie die Machtpolitik und der Kampf um Interessen das Ergebnis letzter theoretischer Abstraktionen war, aus denen es kein Entrinnen mehr gab, ist dieselbe Art von Politik im Bauerntum die Grundlage seiner wirtschaftlichen Existenz, über die sich eines Tages höhere Ideen wölben müssen, wenn die materielle Basis nicht wieder zusammenbrechen soll. In Dollfuß waren sowohl der Seipel-Schüler als auch der Bauer lebendig, der eine kämpfte mit dem anderen, und schließlich triumphierte der heimische Instinkt über die fremde Abstraktion.

Obwohl Dollfuß selbst, der die österreichische Idee als seine Palette wählte, schließlich über Seipel triumphierte, ist die Struktur seines Lebenslaufs eher das Anhängsel seines Meisters als sein eigenes. In dem letzten Gespräch, das ich mit Dollfuß in der Nacht vor seinem Tode führte, stellten wir zu unserem eigenen Erstaunen während der seltsamen Dialoge, die wir im Rückblick auf zwanzig Jahre führten, fest, dass er, Dollfuß, sich innerhalb des katholischen Lagers von der Linken zur Rechten entwickelt hatte, während ich den entgegengesetzten Weg von der Rechten zur Linken ging, und dass wir uns irgendwo in der Mitte trafen. Die eine Denkschule "ging mit der Zeit" und passte sich den vorherrschenden Trends der Zeit an, um an ihren Vorteilen zu partizipieren. Die andere Schule ging in die entgegengesetzte Richtung, von der Abneigung und Opposition zur allmählichen Akzeptanz der republikanischen Verfassung, und folglich wieder von der Verteidigung der republikanischen Errungenschaften mit neuer Abneigung und Opposition in den autoritären Staat. Die beiden Schulen, die oft fälschlicherweise als bloßer

Dualismus von Theorie und Praxis in der Politik oder einfach als zwei unterschiedliche Psychologien und Temperamente interpretiert werden, sind in Wirklichkeit zwei politische Grundhaltungen und Konzeptionen, beide notwendig, sogar komplementär, aber nur von schöpferischem Wert, wenn die Tendenz des Empirismus, Pragmatismus, Opportunismus, Realismus unter der Aufsicht der Ideen bleibt. Dollfuß hat die Politik sein ganzes Leben lang, wie Seipel, nur im Lichte der empirischen Probleme und Kräfte, nicht der Ideen verstanden. Dennoch gab es in seinem Leben eine Fackel, die es ihm verbot, es mit dem bloßen Appell an noch gründlichere Machtpolitiken zu beenden. In der entschiedenen Hinwendung zum autoritären Staat, dem Höhepunkt der Machtpolitik in seinem Leben, stürzte er sich auch entschieden auf die Idee Österreichs, weil er instinktiv begriff, dass diese Idee die einzige sein könnte, um vor der Welt und der Geschichte zu entschuldigen oder zumindest plausibel zu machen, warum der Weg der Machtpolitik gewählt wurde. Am Vorabend seines Todes, dessen Herannahen er nicht voraussah, war er weise genug, um zu wissen, dass dies seine größte Tat war, und damit zuzugeben, dass die andere Denkschule, der er nicht angehörte, der er aber ein so großes Zugeständnis gemacht hatte, auf lange Sicht klüger sein würde als seine eigene. Gewohnt, das Leben eines Menschen nach der Haltung zu beurteilen, die er einnimmt, wenn der Tod naht, bin ich geneigt, hier den grundlegenden Unterschied zu finden zwischen dem Meister, der nie von seinen Regeln abwich und nie zugab, intellektuell falsch gelegen zu haben, außer in der moralischen Anwendung seines Schemas, und dem Schüler, der ohne diesen Meister vielleicht nie dazu verführt worden wäre, sein Vollender zu sein, aber als er es war, schöpferisches Leben genug in sich hatte, um sein

eigenes Banner auf dem Gipfel zu entrollen, den er nur auf dem Weg seines Vorgängers erreicht hatte.

Die große historische Chance von Dollfuß bestand darin, einen ganz neuen Wein in das österreichische Leben zu gießen: die Ideen der österreichischen Unabhängigkeit, der katholischen Führung und des ständischen Umbaus der Gesellschaft. Diese Ideen waren bis dahin unbekannt, selbst für Seipel, der ihren Schatten auf seine Weise interpretierte, und sie waren zu einer tatsächlichen Quasi-Obrigkeit geworden. Es bestand die Chance, diesen neuen Wein in die alten Ledersäcke der demokratischen Verfassung zu gießen und die neuen Ideen mutig innerhalb des bestehenden parlamentarischen Systems der demokratischen Republik auszuprobieren, wobei vielleicht ein gewisses Arrangement notwendig gewesen wäre, aber das, was von den drei Ideen übriggeblieben war, wäre fest im Boden des Landes verwurzelt gewesen. Vielleicht hätten die alten Formen der bestehenden Verfassung unter dem Einfluss der neuen Ideen bald neue Formen angenommen, aber sie hätten die neuen Inhalte genauso gut gehalten wie einst die älteren, und wahrscheinlich viel besser als alle neuen Formen, die nur mit großen Risiken gebaut werden konnten und wahrscheinlich nur mit einem völligen Mangel an Erfahrung benutzt worden wären. Die Alternative bestand also darin, entweder Teile der neuen Ideen im Kompromiss mit den sonst bestehenden politischen Kräften zu verwirklichen, dann aber ihre feste und dauerhafte Verwirklichung zu erreichen, oder sie in toto ohne Kompromiss auf ganz neuen politischen Linien zu verwirklichen, dann aber mit der Folge von Labilität und Unsicherheit. Für den historischen Beobachter kann es keinen Zweifel daran geben, dass die demokratische Republik besser als jede neue Staatsform war, denn jede

Art von Reformen, die für notwendig erachtet wurden, konnten immer nur durch die Liquidierung der Regierung per Gesetz eingeführt werden, die sogar in der Katastrophe von 1918 intakt blieb, als das Staatsschiff, wenn auch stark leckgeschlagen, den Hafen der Geschichte verließ, um eine recht ungewisse Reise anzutreten. Die Bedingungen, um die Verfassung der demokratischen Republik im Interesse einer reformatorischen Konzeption zu nutzen, waren äußerst günstig, als Dollfuß zwischen Hitler und Mussolini die Qualitäten der Regierungsführung unter Beweis stellen wollte. Die Situation vom August 1932, in der die Opposition lustvoll genug war, die Regierung fast zu schlagen, war vorbei, und der dunkle Schatten der Ereignisse in Deutschland seit Jänner 1933 warf sich auf die österreichische Innenpolitik. Die Sozialdemokraten warteten ängstlicher als je zuvor auf die Stunde einer neuen Koalition, die sie vor dem unrühmlichen Schicksal der deutschen Demokratie bewahren sollte, und waren zum ersten Mal bereit, die katholische Führung voll zu akzeptieren. Sie hätten gerne in jedes vernünftige Zugeständnis eingewilligt, um sich vor dem Schicksal ihrer deutschen Bruderpartei zu bewahren, die so schmachvoll unterging. Sie hätten in der Tat jeden Kompromiss schließen können, außer einem, bei dem sie grundsätzlich auf die rechtliche Möglichkeit verzichtet hätten, unter neuen Bedingungen alles wieder zu erlangen. Sie waren nun völlig reif, den Anschluss offiziell fallen zu lassen und sich auf die österreichische Unabhängigkeit zu konzentrieren, wenn dies der Hauptgedanke der Regierung gewesen wäre. Sie wären mit einer katholischen Führung in der demokratischen Republik, so gering ihr parlamentarischer Vorsprung auch sein mochte, durchaus einverstanden gewesen, wenn die Katholiken nur bereit gewesen wären, wenigstens jene Grundzüge des demokratischen Spiels zu

bewahren, die die theoretische Rückkehr der sozialdemokratischen Führung verfassungsmäßig möglich machte.

Die Sozialdemokraten hätten sogar der Idee eines korporativen Umbaus der Gesellschaft im Sinne der beiden päpstlichen Enzykliken *Rerum novarum* und *Quadragesimo anno* zugestimmt, wenn der österreichische Katholizismus nicht auf seiner politischen Interpretation bestanden hätte (wie sie in Österreich sowohl von Seipel als auch von Spann gefördert wurde). In der Tat hätten die Katholiken ihren größten Triumph errungen, als sie sahen, wie sich die sozialistischen Führer von der verzerrten Idee der katholischen Sozialreform, wie sie vom Faschismus praktiziert wurde, auf die wahre Bedeutung des päpstlichen Programms beriefen, wie es von der Hierarchie selbst dargelegt wurde. Das Phänomen des alten Sozialdemokraten **Benno Karpeles**, einst in der Vorkriegszeit der initiativreichste Partei-Unternehmer, der zum Katholizismus konvertiert war (unter der persönlichen Anleitung der stigmatisierten Therese Neumann von Konnersreuth) und sich nun in seinen letzten Jahren auf die wahre Interpretation von *Quadragesimo anno* und deren Verbreitung konzentrierte, war eher typisch für eine geistige Unterströmung unter den sozialistischen Intellektuellen und Arbeitern gleichermaßen, die durchaus zu größerer Flamme hätte entflammen können. Diese Sozialisten hätten sich gerne mit den Katholiken, den Bürgerlichen und den Hierarchen, verbündet, wenn diese Katholiken nur klug genug gewesen wären, die Ähnlichkeit ihrer eigenen Ideale mit denen des Sozialismus zu betonen oder zumindest ihre Parallelität im Widerstand gegen die Ideologie ihres gemeinsamen Feindes zu zeigen. Unverschämterweise aber wollten die österreichischen Katholiken, ob hoch oder



niedrig, in ihrer vorherrschenden Überzeugung, die letztlich aus der Erziehung durch Seipel resultierte, dass nun ihre Zeit gekommen sei, lieber so antimarxistisch wie möglich formulieren, auch wenn sie sich leicht und ohne eigenes Zugeständnis einer versöhnlicheren Sprache bedienen konnten.

Hinter dieser Haltung des österreichischen Katholizismus stand ein Grundgedanke taktischer Natur. Während die eine Denkschule, die eine politisch machtlose Minderheit vertrat, die Zusammenarbeit zwischen Katholizismus und Sozialismus und eine Einheitsfront von rechts bis links forderte, um Österreich vor dem Nationalsozialismus zu retten, forderte die andere Schule, bestehend aus all jenen, die sich unter Dollfuß' Führung mächtig verschanzt hatten und daher bald automatisch die überwältigende Mehrheit bildeten, vertrat die Meinung, dass gerade die Zusammenarbeit mit dem Sozialismus die Masse der Nicht-Sozialisten unweigerlich in die Fänge des Nationalsozialismus treiben würde. Dadurch würden die Führer der Rechten schließlich vor der Notwendigkeit stehen, ihre eigene demokratische Macht an die Führer und die Massen der Linken abzutreten, die sich jedoch, so das Argument weiter, geschwächt durch dieselben Auswirkungen leicht bald in der gleichen Minderheitenposition wie in Deutschland wiederfinden könnte. Mit anderen Worten, die Rechtfertigung für die Nicht-Kooperation mit dem Sozialismus und schließlich für das autoritäre Experiment war, dass sonst die demokratische Machtübernahme durch den Nationalsozialismus nicht verhindert werden konnte. Als Prophezeiung mag dies richtig oder falsch gewesen sein (ich halte es für falsch), als Ideologie hatte es katastrophale Folgen, denn der Mechanismus dieser Ideologie musste

die demokratische Basis der Regierung noch mehr schwächen und das undemokratische Abenteuer schließlich unvermeidlich machen. Abgesehen von der inhärenten Abneigung, sich mit den sozialdemokratischen Intellektuellen auf parlamentarischem Boden auseinanderzusetzen, wo sie immer überlegen zu sein schienen (ein weiteres Erbe von Seipel), war dieses Fragment einer taktischen Überlegung im Schein einer Ideologie der Hauptmotor für den Selbstbetrug und die Selbstenthauptung der christlich-sozialen Partei, ohne deren selbstmörderische Zustimmung Dollfuß nicht hätte weitermachen können. Sie trauten weder ihren Massen zu, vom Nationalsozialismus unbeeinflusst zu bleiben, noch trauten sie ihren eigenen Intellektuellen zu, dem Sozialismus gewachsen zu sein, oder zumindest waren sie bereit, sich selbst die Schuld zu geben und den Punkt zu überbetonen, um das von ihnen gewünschte Ergebnis zu erzielen. Sie wollten keine Zusammenarbeit mit der Sozialdemokratischen Partei, um ihre Macht im Staatsapparat nicht mit ihr zu teilen. Tatsächlich hielt die Masse der Wähler von 1919 bis 1930 nahezu unbeeindruckt von den Ereignissen an ihren Parteien fest, und der Nationalsozialismus hätte sich auch nach 1933 nicht wesentlich verändert, wenn eine Regierungskoalition wirklich die Zusammenarbeit zweier großer Parteien gegen den gemeinsamen Feind ohne Rücksicht auf die Führung zustande gebracht hätte. Zweifellos verfügte der Katholizismus in Österreich über eine Intelligenz mit Fachleuten auf allen Gebieten, die ebenso respektabel und effizient war wie der Sozialismus. Die einzige, in der Tat unüberwindliche Schwierigkeit bestand jedoch darin, dass die Lehre Seipels so tief in die Substanz des österreichischen Katholizismus eingedrungen war, dass eine plötzliche Bekehrung nicht in Frage kam. Mit dieser

Lehre stand der Feind auf der linken Seite, während auf der rechten Seite der potentielle Verbündete stand. In der Tat hätte der Katholizismus, der sich nur auf seine eigenen Massen und Intellektuellen stützte, ohne Koalition mit anderen bürgerlichen Parteien das Staatsheim, das Hauptvermächtnis Seipels, verloren und wäre gezwungen gewesen, in eine Zusammenarbeit mit der stärkeren sozialdemokratischen Partei einzuwilligen, was eine katholische Regierung und sogar einen katholischen Bundeskanzler unmöglich gemacht hätte, aber sicher nicht die katholische Führung und die Verwirklichung jener politischen Ideen, die dem österreichischen Katholizismus am teuersten sind: die nationale Unabhängigkeit und der Wiederaufbau der Gesellschaft.

Um die Gefahr zu bannen, Regierung und Führung zu verlieren, tat der österreichische Katholizismus unter Dollfuß das Gegenteil von dem, was vielleicht geholfen hätte, sie zumindest auszugleichen. Dollfuß ergriff nicht die historische Chance, die der Katholizismus im Umgang mit dem solidesten Block des Landes, der Arbeiterbewegung, hätte haben können, die bereit gewesen wäre, ein Partner des Katholizismus gegen den Nationalsozialismus zu sein, selbst wenn die kleinere Mitte, die Anhängerschaft der Christlich-Sozialen Partei, ihre Farben verlassen und nur das Bauerntum an ihr festhalten würde.

Auch wenn der Katholizismus dazu bestimmt gewesen wäre, die Minderheitspartei hinter der Arbeiterschaft und der zweite Partner der Koalition zu werden, zumindest bei den nächsten Wahlen, so hätte seine Haltung in der Zwischenzeit und seine weitere Unentbehrlichkeit für die Arbeiterschaft im gemeinsamen Kampf gegen den Nationalsozialismus diese künftige Minderheit fast so stark gemacht, wie es die Arbeiterminderheit einst in den

früheren Tagen der Republik gewesen war. Die Katholiken hätten nie Angst vor einer ungerechten Majorisierung haben müssen, selbst als Minderheit, solange die Existenz des Nationalsozialismus die neue Koalition noch mehr im Interesse der Sozialdemokratie als im Interesse des Katholizismus erfordert hätte. Doch die bloße Möglichkeit einer Koalition mit der Arbeiterschaft, die Macht mit ihren Intellektuellen zu teilen und vielleicht die zweite Partei unter der Führung der Arbeiterschaft zu werden, war für die politischen und geistigen Führer des österreichischen Katholizismus so entsetzlich, dass sie blindlings alle Perspektiven für das andere Grauen verloren, das sicher kommen würde, wenn ihr Spiel mit Demokratie und Verfassung scheitern würde. So folgten alle Katholiken, Hierarchie, Klerus, Intelligenz, Aristokratie, Industrie, Kleinbürgertum, Bauernschaft und Gewerkschaften, in einer selten erreichten Solidarität, Dollfuß eifrig in den selbstgewählten Abgrund. Ich selbst, der ich mitten in diesen Kämpfen stand, kenne nur sehr wenige katholische Persönlichkeiten, die ihre Stimme zum Protest erhoben. Diese wenigen katholischen Köpfe, die versuchten, sich von der selbstmörderischen Heiterkeit ihrer Mitmenschen nicht berauschen zu lassen, wurden entweder als Narren bezeichnet, die die Chance nicht sehen wollten, die Bestie zu töten, die schon so lange die Seelen und die Geldsäcke bedroht, oder sogar als Verräter, wenn sie im Verdacht standen, mit diesen Ausgestoßenen zu verkehren und deren Hartnäckigkeit, nicht nachzugeben, zu nähren. Kaum irgendwo in der modernen Geschichte hat eine intellektuell repräsentative Schicht eines ganzen Volkes ohne so wenig Skrupel den Ast abgesägt, auf dem sie saß. Nachdem die höchste moralische Instanz, der Professor-Staatsmann, ein ganzes Jahrzehnt lang gelehrt hatte, dass der Feind links steht und dass nur sie ihn vertreiben können, gab es in

dieser Stunde der Geschichte keine Stimme der Mäßigung oder der Vernunft mehr.

Dollfuß wählte den scheinbar leichteren Teil, eine Diktatur nach italienischem Muster in den Akzidentien, aber nach deutschem Muster in der Substanz zu errichten, auf die er unweigerlich abzielte, einen katholischen Halbfaschismus, der eine Kreuzung zwischen Faschismus und Nationalsozialismus war und einmal durchaus als Brücke zwischen beiden dienen konnte. Auch wenn dieser Austrofaschismus zunächst ausschließlich dazu geneigt zu sein schien, sich auf die Seite des einen Totalitarismus gegen den anderen zu stellen, könnte er morgen auch bereit sein, das Gegenteil zu tun. Das Regime, das Dollfuß in einem deutschsprachigen Land zwischen Deutschland und Italien errichtete, musste sich in seiner Kausalität und seinem Mechanismus automatisch von dem nur künstlichen italienischen Kurs zu dem viel natürlicheren deutschen Kurs entwickeln, für den jeder Schritt des autoritären Regimes eine logische Vorbereitung war. Das Dollfuß-Regime war in seinem Wesen antimarxianisch, wie Seipel gelehrt hatte, sah seine primäre historische Chance in der Niederlage des Marxismus und beklagte sich, von einem potentiellen Verbündeten und Co-Partner "in den Rücken gestochen" worden zu sein, als es bei seinen Vorbereitungen für dieses Ziel vom Nationalsozialismus angegriffen wurde. Wie in anderen Fällen hat Nazi-Deutschland diesen Feind selbst geschaffen. Es war ausschließlich die prahlerische Arroganz des Nationalsozialismus selbst, der um der Anwendung in Österreich willen vergessen hatte, wie er die Macht in Deutschland erlangt hatte, durch die Dollfuß in die Haltung und Position des Antinazismus getrieben wurde, die er ursprünglich nicht anstrebte.

Hätte sich Hitler damals mit einem Marionettenstaat anstelle eines neuen deutschen Gaues abgefunden, hätte Dollfuß, der selbst schon in den ersten Nachkriegsjahren auf akademischem Boden eifrig mit den Deutschnationalen in Österreich zusammengearbeitet hatte, nie gezögert, einer Regierung aus den Treuhändern Deutschlands vorzustehen. Wenn seine Regierung und die Stellung des Katholizismus von Deutschland respektiert worden wären, hätte Dollfuß in jeder anderen Hinsicht als Hitlers Stellvertreter gehandelt.

Entscheidend für die Entwicklung zum autoritären Regime in Österreich war Dollfuß' volles Einvernehmen mit Seipels anderem Erben, der Heimwehr unter Starhemberg, und durch ihn mit Mussolini, der die österreichischen faschistischen Organisationen von Anfang an finanziell unterstützt hatte und nun faktisch als Schutzpatron des österreichischen autoritären Regimes fungierte. Mit entwaffnender Offenheit enthüllt Starhemberg in seinen Memoiren, wie er Mussolini um finanzielle Unterstützung bat und Il Duce sofort mit jeder geforderten Summe antwortete. Auch Mussolini verstand nicht, dass ein unabhängiges Österreich als Vorland Italiens in den Ostalpen umso mehr sein eigenes Schutzschild sein würde, je weniger es auf Experimenten beruhen würde. Der Mann, der einst die Idee des Faschismus als Exportartikel gescholten hatte und der in Folge dieser Weisheit eigentlich eher die Idee einer "schwarz-roten" Koalition in Österreich hätte unterstützen müssen als die Dummheit des Austrofaschismus, tat in Wirklichkeit genau das Gegenteil von dem, was er hätte tun sollen. Die Verlockung, Satelliten zu haben, war größer als der Wille, dem wahren Interesse Italiens zu dienen.

Andererseits konnte Österreich froh sein, wenigstens Mussolini und seine damalige Abneigung gegen die deutsche Konkurrenzvariante des Faschismus hinter sich zu haben, denn die Westmächte, die natürlichsten Garanten der österreichischen Unabhängigkeit, waren weit weg und wollten deswegen keinen Ärger mit Hitler riskieren, wenn schon nicht dort, wo ihre eigenen unmittelbaren Interessen auf dem Spiel standen. In ihrer Außenpolitik waren die Konturen des späteren Münchener Abkommens, allerdings auf Österreich angewandt, bereits deutlich erkennbar. Ohne Mussolini hätte Österreich aller Wahrscheinlichkeit nach den entscheidenden Angriff Hitlers nicht fünf Jahre lang aufhalten können, und nicht nur das autoritäre Regime, sondern auch ein unabhängiges Österreich selbst wäre nicht in Frage gekommen. Damals war Hitler in den Augen Mussolinis ein Wahnsinniger, ein Verbrecher, ein Päderast, und Österreich war das Bollwerk der mediterranen Zivilisation gegen die nordischen Barbaren. Mussolini setzte sich nicht nur politisch für die neue Provinz Noricum (der römische Name für die östlichen Länder) ein, sondern schrieb auch über den österreichischen Barock, wohl wissend, dass nur das volle Bewusstsein von Österreichs kultureller Position im Herzen Europas wirklich zur Lösung seiner politischen Probleme beitragen wird. Er sprach zu Recht von der mediterranen Zivilisation und dem kosmopolitischen Deutschtum, die in der österreichischen Geschichte lebendig sind, und von der Brücke, die Deutschland mit Europa verbindet. Das kleine Österreich erfüllte in dieser Zusammenarbeit mit Italien selbst eine historische Funktion, denn es bewirkte für einige Jahre Mussolinis positivste Haltung gegen die deutsche Aggression und für den Wiederaufbau Mitteleuropas. Außenpolitisch verstanden alle drei, Dollfuß, Starhemberg und Mussolini, das autoritäre Österreich

richtig als Deich gegen die deutsche Flut. Sie haben nur übersehen, dass ein demokratisches Österreich viel besser gewesen wäre. Obwohl Dollfuß noch vor kurzem ein leidenschaftlicherer Befürworter des Anschlusses gewesen war als jeder seiner Bauernkollegen oder irgendein anderer repräsentativer katholischer Führer, und Starhemberg eine Zeit lang sogar ein organisierter Hitlerianer war, der erst durch Hitlers Größenwahn in das österreichische Glaubensbekenntnis seiner Vorfahren zurückgedrängt wurde, beide wollten nun gewiss nicht einfach in dem von der Führung und dem Kult eines Wilden und Wahnsinnigen berauschten hitlerisierten Deutschland aufgehen, und insofern deckten sich ihre Wünsche gut mit denen Mussolinis. Sie alle hatten ihre Sympathien für den Nationalsozialismus als die konsequenteste Methode des Antimarxismus, aber sie machten sich keine Illusionen über Hitler und ihr eigenes Schicksal unter seiner Herrschaft.

Doch nicht nur ihre Innenpolitik, sondern auch ihre Außenpolitik stand ihrem Ziel der Unabhängigkeit von Deutschland diametral entgegen. Mussolini, der konsequente Erbe des italienischen Liberalismus, für den die Zerstörung der österreichisch-ungarischen Monarchie das wichtigste Kriegsziel war, spottete einst über die "fünfte Großmacht an der Donau" und meinte damit die Kleine Entente, deren Zusammenarbeit zwischen Prag, Belgrad und Bukarest gewissermaßen bestimmte Funktionen des Donaumonats ersetzte. Eine wirklich konstruktive Politik Italiens (wie **Carlo Sforza** sie für kurze Zeit vertrat) hätte vielmehr auf den Wiederaufbau des Donaublocks abzielen müssen, nicht auf die permanente Balkanisierung des Donauraums. Mussolini tat das Gegenteil. Mit den dreiseitigen Abkommen und Protokollen zwischen Italien, Österreich und Ungarn versuchte er in der Tat, den



italienischen Imperialismus über seine "natürlichen Grenzen" hinaus auszudehnen und zwei transalpine Satellitenstaaten zu einer italienischen Einflussosphäre zu verschmelzen, nicht um dadurch den Donaauraum zu integrieren, sondern um ihn durch die Errichtung von zwei Blöcken dort endgültig aufzuteilen, was auf lange Sicht das deutsche Eindringen und die Expansion nur erleichtern konnte. Logischerweise war der eigentliche Nutznießer der Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie und des Scheiterns des Donaubundes nicht das schwächere Ende der Achse, Italien, sondern ihr stärkeres Ende, Deutschland. Die italienische Außenpolitik ging diesen selbstmörderischen Weg auf der Grundlage eines seichten Imperialismus, der nur infolge des Lochs im Donaauraum möglich war und in dessen Folge seine verantwortlichen Vertreter ihre eigene Stärke grotesk überschätzten. Es war letztlich nichts anderes als die Ungereimtheiten des Friedens nach dem Ersten Weltkrieg, der für Italien dreierlei Unheil mit sich brachte: die Zerstörung des österreichischen Kaisertums, die Erfüllung all seiner nationalen Träume, durch die eine tausendjährige rassische Symbiose zum Schutz des italienischen Kulturinteresses liquidiert wurde (im Fall des adriatischen Litorals) und nicht zuletzt die Erfüllung seiner imperialistischen Wünsche jenseits dieser nationalen Träume und um der Versklavung anderer Völker für die eigenen "Strategiegrenzen" willen (im Fall Südtirols). All diese Sünden kamen für Italien kumulativ in den Folgen der deutschen Vorherrschaft anstelle der bisherigen österreichischen Agglomeration im Donaauraum zurück. So mag die Ideologie der italienischen Politik in bestimmten Momenten antideutsch gewesen sein, ihre Realität war die grundlegendste Hilfe, die die deutsche Politik in ihren Expansionen und Aggressionen jemals erhielt. Diese

tragische Diskrepanz hat sich mir nie deutlicher eingeprägt als bei einer Vortragsreise durch Italien im Herbst 1934 nach Dollfuß' Tod, als eine gigantische Welle pro-österreichischer Sympathien das Land überrollte wie nie zuvor in der modernen Geschichte, und diese Sympathie bezog sich ganz richtig nicht nur auf das Österreich, wie es war, sondern auf die österreichische Idee und den österreichischen Namen, wie ich es kaum irgendwo im Ausland erlebt habe. Die Beamten und das Volk waren gleichermaßen begierig, diese Sympathie zum Ausdruck zu bringen, und der österreichische Besucher, der gegen Italien gekämpft hatte und so etwas bei den Italienern noch nie vorgefunden hatte, konnte nicht umhin, die ganze alte Begeisterung für dieses Volk und diese Zivilisation zu empfinden, die der österreichischen am ähnlichsten ist. Dies war die Atmosphäre, in der in einem demokratischen Italien mit einer starken öffentlichen Meinung der Wechsel der italienischen Außenpolitik von einem leeren Imperialismus zur konsequenten Pflege des wahren Interesses Italiens, der Wiedereingliederung des donauländischen Partners, leicht möglich gewesen wäre, während der italienische Faschismus nur die Zweideutigkeit fortsetzen konnte, mit der er begonnen hatte, nämlich mit Freundlichkeit auf sein Haustier zu blicken, aber die Bestie zu füttern, die es verschlingen würde.

So konnte Mussolini in Person seine pro-österreichischen und antideutschen Überzeugungen nicht durchsetzen, und seine psychologische Abneigung gegen Hitler wurde zusammen mit Österreich leicht geopfert, als es um größere Werte ging, um Träume vom interkontinentalen Imperialismus und um Chancen auf eine Mitbeteiligung an der Herrschaft über die Welt. Dollfuß war Mussolini in vielem sehr ähnlich, und wahrscheinlich wäre er in dieser

Hinsicht am Ende ein viel weniger fester Partner gewesen, als Starhemberg sich erwies, und nicht ganz so verschieden von Schuschnigg, der in diesen Dingen immerhin Dollfuß' treuer Erbe war. Strukturell und psychologisch konterkarierten sowohl Dollfuß als auch Schuschnigg, Mussolini kopierend, ihre eigenen Absichten, die Unabhängigkeit Österreichs zu erhalten, durch eine Innenpolitik, die den Anschluss ideologisch vorwegnahm, und durch den Verzicht auf eine Außenpolitik, die wirklich ein gemeinsames Bollwerk gegen Deutschland errichtet hätte. Das autoritäre Regime zerstörte genau die Bastion, die Österreich für sich beanspruchen konnte, die stärksten Befestigungen seiner Unabhängigkeit, die Demokratie, die Rechtsstaatlichkeit und die Arbeiterbewegung, und gleichzeitig beteiligte es sich einfach an den außenpolitischen Plänen Italiens, die auf lange Sicht nur Deutschland dienten. Indem das Regime Dollfuß-Schuschnigg dem Irrglauben erlag, dass das Funktionieren einer demokratischen Verfassung in Österreich dessen Widerstandskraft schwächen würde, hatte es bereits das eigentliche Motiv aufgegeben, warum es überhaupt ein unabhängiges Österreich geben sollte. Mit der Beteiligung an der italienischen Donaupolitik bereitete der autoritäre Staat in Österreich die zukünftigen Angriffe auf seine eigene Substanz vor.

Die immanente Logik der autoritären Innen- und Außenpolitik hat den Anschluss mehr als alles andere vorbereitet - ungeachtet des Heldentums eines ganzen Volkes, das fünf Jahre lang *en vedette* für Europa stand. Die überwältigende Mehrheit des Volkes wollte die österreichische Unabhängigkeit bewahren, und wie die Mehrheit der europäischen Staatsmänner erlag eine manchmal sehr kompakte Mehrheit dem offensichtlichen

Irrtum, dass dies am besten durch ein autoritäres Regime geschehen könne. Doch die demokratische Republik Österreich hätte sich vielleicht als zu klein erwiesen, um sich im Falle eines böartigen Angriffs erfolgreich gegen Deutschland zu behaupten, wie es schließlich auch das autoritäre Österreich tat, aber ein demokratisches Österreich, das von einer Regierung eigener Wahl geführt wurde, hätte eine viel solidere Mauer dargestellt, deren Überwindung sich für Hitler als verhängnisvoll erwiesen hätte. Eine österreichische Demokratie hätte sich gegen die Aggression gewehrt, und allein diese Tatsache hätte sie vielleicht noch weiter verzögert und schließlich die Welt auf das gesamte Problem aufmerksam gemacht. Das Schicksal der Tschechoslowakei ist kein Gegenbeweis für diese These, denn damals war Österreich bereits gefallen und nur eine tschechisch-österreichisch-deutsche Koalition hätte die österreichische "schwarz-rote" Koalition an Effektivität überflügelt... Das autoritäre Regime schien vielen Beobachtern, national und international, ein viel stärkeres Österreich zu garantieren, zumal es damals der Wurmfortsatz Italiens war, das sich rühmte, nicht nur den Brenner, sondern auch die österreichischen Alpen mit militärischer Macht zu verteidigen. Aber als die entscheidende Stunde wirklich schlug, gab es schließlich nur einen Mann, den Erben von Dollfuß, den Kanzler und Führer **Schuschnigg**, der entweder dem Ansturm standhalten oder kapitulieren konnte. Als der Selbstschaden, den Österreich durch seine autoritäre Politik angerichtet hatte, offenkundig wurde, wandte sich Mussolini schnell von ihm ab, nicht, indem er seinen Kurs änderte, sondern indem er ihn verschärfte. Über die Leiche Österreichs schloss er das feierliche Bündnis mit Deutschland, auf das sein Dämon auch auf dem Umweg über österreichische Sympathien wahrhaftig abgezielt hatte

und zu dem im Übrigen niemand, trotz allen wörtlichen Bekenntnisses zum österreichischen Namen, einen größeren Anteil beigetragen hat als das Regime Dollfuß-Schuschnigg in seiner unwürdigen und unzuverlässigen Abhängigkeit vom faschistischen Italien.

(§37) Der Umschwung von der demokratischen Republik zum autoritären Regime erfolgte in Österreich nicht durch einen Putsch von heute auf morgen, sondern durch einen viel komplizierteren Mechanismus, dessen Anwendung allein den Erfolg des ganzen Schemas ermöglichte. So kann die Diskussion noch so weitergehen, wer eigentlich den Staatsstreich gemacht hat und wer dadurch herausgefordert wurde. Diese Analyse geht von der Annahme aus, dass der Urheber des Staatsstreichs die Regierung Dollfuß war und nicht die sozialdemokratische Opposition, obwohl letztere in eine Position manövriert wurde oder sich selbst in eine Position manövriert hat, in der ihre Gegenaktionen wie der eigentliche Staatsstreich aussahen. Es war Dollfuß' machiavellistisches Geschick, in einer solchen Art und Weise vorzugehen, dass am Ende die Mehrheit der Österreicher und auch die ausländischen Beobachter wirklich nicht wussten, wer wer war. Dollfuß' Staatsstreich war ein allmählicher, war stückweise, oder zizerlweis, wie die Österreicher sagen, wurde Stück für Stück vollzogen, in homöopathischen Dosen, die so gezuckert waren, dass sie nicht zu bitter schmeckten, und deren Wirkung sich immer erst einige Zeit später feilt. Ermöglicht wurde ein solcher stückweiser Staatsstreich natürlich nur durch eine gewisse Kooperation des Opfers, dessen Verhalten so interpretiert werden konnte, als ob es diese Prozedur der Entwaffnung gut fand, um nicht gezwungen zu sein, von seiner Macht Gebrauch zu machen. So zumindest wurde die Haltung der Opposition

von der Regierung interpretiert. Jedenfalls machte es die geschickte Technik der schrittweisen Zerstörung der demokratischen Verfassung der Opposition wirklich schwer, wenn nicht gar unmöglich, den richtigen Zeitpunkt für den bewaffneten Widerstand zu finden. Erst warteten sie entschlossen auf diesen Moment, versicherten sich gegenseitig feierlich, dass er noch bevorstehe, und dann erkannten sie in ihrer Erschöpfung des Wartens plötzlich, dass dieser Moment bereits verstrichen war. Diese Besonderheit des Dollfuß'schen Staatsstreichs, geschickt verschleiert, macht es plausibel, warum eine breite Schicht des österreichischen Volkes, ganz zu schweigen von der Welt im Ausland mit Ausnahme weniger Fachleute, gar nicht begriffen haben sollte, dass die Verfassung überhaupt verletzt worden war. Der Zerfallsprozess begann jedoch mit einem Akt, dessen Charakter jedem klar sein konnte, der in der Lage war, zwischen Legalität und Illegalität im weitesten Sinne zu unterscheiden, und der über die ethische Kraft verfügte, die Konsequenzen seines Verständnisses zu tragen.

Die Krise des österreichischen Staates begann, als das österreichische Parlament in einer Sitzung, in der in ohnehin aufgeheizter Atmosphäre Fragen des Eisenbahnpersonals und dessen demokratische Koalitions- und Selbstbestimmungsrechte diskutiert wurden, plötzlich ohne Vorsitzenden dastand, nachdem der sozialdemokratische Präsident Renner und die beiden Vizepräsidenten, der eine von der Christlich-Sozialen Partei (Ramek), der andere von der Großdeutschen Partei (Straffner), der erste in einem Anfall von Wut, die beiden anderen in einem anschließenden Durcheinander, zurücktraten (5. März 1933). Dies war wirklich das, was die Österreicher einen Pallawatsch nennen, eine

unvorhergesehene Verwirrung, für die es in den Büchern kein Heilmittel gibt. Keiner der drei Präsidenten der Nationalversammlung dachte ernsthaft daran, das Parlament zu sabotieren. Der Vorfall war lediglich Ausdruck der Tatsache, dass die Regierung bei dieser letzten Parlamentsabstimmung in der Minderheit geblieben war (80:81), aber weder die Regierung noch die Regierungskoalition bereit waren, die Konsequenzen zu ziehen, während die Oppositionsführer in ihrer alten Gewohnheit, "die anderen regieren zu lassen", erneut freiwillig auf ihre Position der parlamentarischen Autorität verzichteten, die allein der Sammelpunkt für die Lösung der Krise hätte sein können.

In normalen Zeiten hätte jedoch eine einfache Konferenz der Parteivorsitzenden ausgereicht, um das Gleichgewicht sofort wiederherzustellen, und die Techniker der Geschäftsordnung und der parlamentarischen Verfahren hätten sich beeilt, die Statuten zu ergänzen, die für einen solchen Fall keine Rechtsmittel vorsehen. Erst die Verfassungsänderung hatte im Übrigen die Rechte und Pflichten der beiden großen Parlamentsausschüsse formuliert, die leicht in die Bresche hätten springen können, wenn die Mehrheitsparteien, die keine Mehrheit mehr beanspruchen konnten, zugestimmt hätten, diesen Mechanismus zu nutzen. Obwohl eine Sitzung des so genannten Hauptausschusses einberufen wurde, sabotierte die Christlich-Soziale Partei (unter der Führung von Buresch) deren Nutzung, um das Parlament wieder flott zu machen (7. März). In einer Zeit der latenten Krise erkannten sowohl die Regierung Dollfuß als auch die Christlich-Soziale Partei sofort ihre historische Chance. Die Verantwortung der letzteren vor der Geschichte ist noch größer als die der ersteren, da Dollfuß ohne diese

einseitige parlamentarische Unterstützung nichts hätte tun können. Mit einem verhängnisvollen Manifest vom selben Tag, an dem die Parlamentskommission gescheitert war, erklärte die Regierung, das Parlament habe sich selbst ausgeschaltet, aber die von den Parlamentariern leichtfertig herbeigeführte Verfassungskrise betreffe nicht den Staat als solchen und werde auch nicht zu einer Krise des Staates werden, da sowohl die Bundesregierung als auch der Bundespräsident weiterhin verfassungsgemäß funktionieren würden. So könnte die von der christlich-sozialen Partei unterstützte Regierung, indem sie dem in Not geratenen Parlament einfach die Hand verweigert, um es wieder ins Recht zu setzen, so tun, als sei sie die einzig verbliebene handlungsfähige Verfassungsinstanz und könnte sich damit implizit eine quasi-verfassungsmäßige Dauerhaftigkeit zuschreiben. Auf Dauer musste diese einzige verfassungsmäßige Regierung sogar den Präsidenten überleben, für den die Verfassungsänderung die Position Hindenburgs geschaffen hatte, der aber ohne Regierung und Parlament nicht handeln konnte. Da das Parlament nicht mehr existierte, um die Regierung zu entlassen, und der Bundespräsident ohne Parlament keine andere Regierung ernennen konnte, war die amtierende Regierung mit dem Staat selbst identisch geworden, und alle anderen Organe des Staates, einschließlich des Bundespräsidenten, hatten sich als absolut abhängig von ihr erwiesen. Dies war sicherlich kein formeller Staatsstreich der Regierung, auch kein formeller Verstoß gegen die Verfassung, aber es war sicherlich Sabotage der Regierung, um den Geist der Verfassung in einem Fall zu erfüllen, wo der Buchstabe der Verfassung keine Antwort gab. Der intellektuelle Vater dieses negativen Staatsstreichs war die Theorie der Regierung durch "Naturrecht", die Seipels bevorzugter Gegenpol zur



Regierung durch das geschriebene Recht der Verfassung war.

Das war die groteske Situation, in der Dollfuß, der als einziger die Tragweite sofort voll erfasste, seine eigene Partei dazu bringen konnte, jede Rettungsaktion zu sabotieren, die das Parlament aus eigener Kraft zu unternehmen versuchen würde. Um eine Rettungsaktion des Parlaments zu verhindern, die zwar beispiellos, aber nicht verfassungswidrig gewesen wäre, wie die Regierung behauptete, griff die Polizei in die Sitzung des Rumpfes (Sozialdemokraten und Großdeutsche ohne die Christlich-Sozialen) ein, die jedoch nichts anderes als einen formelleren Abschluss der offenen Sitzung beabsichtigte, und diese Absicht auch tatsächlich durchführte (15. März). Es gab zumindest das Wunder, die Plattform für einen Staatsstreich ohne offensichtlichen Verfassungsbruch zu gewinnen und das autoritäre Regime quasi verfassungsmäßig aus den Resten der demokratischen Republik zu entwickeln. Niemand hat geputscht, niemand hat seinen Eid gebrochen, nur hat auch niemand der Verantwortlichen, der Regierung, des Präsidenten und der Regierungspartei nach dem Geist der Verfassung gehandelt. Das war die Woche, in der das autoritäre Regime in Österreich als Geschenk der Vorsehung zerbombt wurde, während die demokratische Republik in ihrem obersten Organ, dem Parlament, durch "Selbstabschaffung", wie es im offiziellen Vokabular hieß, in Wirklichkeit von der kleineren Hälfte (den 80 Stimmen der letzten namentlichen Abstimmung) sabotiert und von der größeren Hälfte (den 81 Stimmen) in Dummheit verspielt, zu Ende gegangen war.

Wenn es eines Symbols bedurfte, dann war dies der symbolische Tag. Das Volk war sich der schicksalhaften

Stunde voll bewusst, als der Rumpf des Parlaments versuchte, zusammenzutreten, aber teilweise von der Polizei daran gehindert wurde. Die organisierte Arbeiterschaft war in ihrem Stolz und ihrer Entschlossenheit bereit, gegen die moralischen Verfassungsverletzer vorzugehen, auch wenn sie es versäumt hatte, symbolisch genug zu handeln, um das ganze Volk zu beeindrucken. Vielleicht hätte Dollfuß an diesem Tag einen Bürgerkrieg riskiert, zu dessen Provokation die Regierung wirklich nichts aktiv beigetragen zu haben schien und es sich daher leisten konnte, ihn zur letzten Probe kommen zu lassen. Vielleicht wäre er oder seine Hintermänner durch den Ausblick ins Chaos erschrocken, wenn die Dinge zu sehr aus dem Ruder gelaufen wären, und man hätte in der Folge einen Kompromiss finden können. Wahrscheinlich hätte sich Dollfuß in seiner Irrationalität stark und legitimiert genug gefühlt, um den Kampf zu riskieren, aber in seinem Verlauf wären sich seine Mitläufer in Regierung und Partei ihrer Chance vielleicht weniger sicher gewesen. Doch selbst wenn die Arbeiterschaft nur die gleiche reduzierte Kraft aufgebracht hätte wie elf Monate später, als der verschobene Ausbruch tatsächlich stattfand (was äußerst unwahrscheinlich ist), hätte die Regierung sicherlich weniger Macht gezeigt, um mit der Widerstandsbewegung umzugehen, und die Chance, dass ein Kompromiss erzielt werden konnte, war unvergleichlich größer. Der entscheidende Faktor war jedoch die mangelnde Bereitschaft der sozialdemokratischen Führer selbst, den Kampf zu riskieren. Ob sie den Bürgerkrieg aus ethischen Gründen oder aus Gründen der eigenen Sicherheit und Macht nicht wollten, ob sie sich nicht genügend vorbereitet sahen oder die Symbolik des Anlasses für nicht eindrucksvoll genug hielten, oder ob sie ihre eigene Schuld für zu schwer hielten, bis zu diesem Punkt vorgedrungen

zu sein, sie haben in dieser historisch möglichen Stunde nicht gehandelt und damit die Chance vertan, überhaupt zu handeln, außer um eine Geste des Handelns um ihres historischen Ausgangs willen, die die Ereignisse nicht mehr beeinflussen konnte.

Als keine Kraftprobe seitens der Arbeiterschaft anstand, weil die Führer der Arbeiterschaft vor den Konsequenzen zurückschreckten, hat die Regierung Dollfuß mit der Theorie eines politischen Notstands, der durch die Selbstausschaltung des Parlaments herbeigeführt wurde, agiert. Die formale Grundlage, von den Regierungsjuristen seit geraumer Zeit entdeckt und gepflegt, war eine kaiserliche Verordnung der Kriegszeitgesetzgebung {kriegswirtschaftliches Ermächtigungsgesetz}, mit der die kaiserliche Regierung und ihre republikanischen Nachfolger bisher nur Exekutivmaßnahmen von untergeordneter Bedeutung im Sinne des Verfassungsrechts erlassen hatten. Für Exekutivverordnungen, die den bestehenden Gesetzen untergeordnet waren, hatte diese Kriegszeitermächtigung die Monarchie überdauert. Nach anfänglichen Versuchen Seipels, dieselbe Verordnung bereits 1922 für primäre Zwecke zu verwenden, die aber damals vom Obersten Gerichtshof rasch gestoppt wurden, hatte die antimarxistische Rechtstheorie längst auf diese Möglichkeit hingewiesen, die parlamentarische Gesetzgebung durch Regierungsverordnungen auch ohne Selbstaufhebung des Parlaments zu beseitigen.

(Der herausragende Protagonist dieser Idee, ein führender jüdischer Rechtsgelehrter mit großen formalen Qualitäten, starb später in einem nationalsozialistischen Konzentrationslager). Dollfuß war sehr schnell bereit, dieses Instrumentarium zu akzeptieren. Je länger sein Ausnahmeregime andauern konnte, ohne von Kräften, die

bereit waren, die verletzte Verfassung zu verteidigen, auf die Probe gestellt zu werden, desto tiefer mussten seine Wurzeln logischerweise in den österreichischen Boden wachsen und desto schwieriger würde es dann werden, sie wieder auszurotten.

Hier setzen die Fehleinschätzungen der sozialdemokratischen Führer, ihre erstaunliche Verkennung der psychologischen Realität, in der sie atmeten, ein und werden zum Schlüssel für das Verständnis ihrer historischen Schuld. Sie waren nämlich Pazifisten, viel mehr als es ihre Gegner je waren, und sie wollten keinen Bürgerkrieg, der sich als selbstmörderisches Unternehmen ohne jeden Funken Hoffnung auf Erfolg erweisen könnte. Sie hatten ihre militärische Macht einst als primär politische Waffe organisiert, um Druck auf die Gesetzgebung auszuüben, und nicht wirklich als militärisches Mittel im engeren Sinne, das jemals gegen die Regierung eingesetzt werden konnte. Sie verstanden in der Tat nicht viel von den militärischen Künsten, mit denen sie für den Fall gedroht hatten, dass die Bourgeoisie zuerst die demokratische Plattform verlassen würde. Es handelte sich um eine bloße Drohung, nicht um eine reale Eventualität. Sie hatten manchmal den Überblick darüber verloren, was sie wirklich konnten und was nicht. In ihrer Substanz waren sie aber immer noch altösterreichische Parlamentarier, die ihre Gegner als etwas eher Komplementäres zu ihrer eigenen Existenz ansahen, und sie waren es schließlich gewohnt, politische Kämpfe, so totalitär wie sie als Partei waren, in einer Atmosphäre des Kompromisses zu führen. Sie glaubten fälschlicherweise, diesen Kompromiss viel leichter erreichen zu können, wenn sie etwas Überzeugendes als bloße Worte in die Waagschale werfen würden. Außerdem waren sie rationale Köpfe und daher überzeugt, dass ihre

Kontrahenten früher oder später die schiere Dummheit, Irrationalität, Hoffnungslosigkeit und sogar Selbstzerstörung ihres abenteuerlichen Unterfangens von selbst erkennen und dann zur Vernunft kommen würden. Sie waren sich, wie schon einmal in einer ähnlichen Situation, als sie die Koalition verlassen hatten, ziemlich sicher, dass die Christlich-Sozialen es nicht ernst meinten, sondern nach einer Weile, wenn sie genug Boden für eine stärkere Führung innerhalb der demokratischen Republik gewonnen hatten (die die Opposition ihnen noch zuzugestehen bereit war), von sich aus irgendeine Art von Kompromiss vorschlagen würden. Sie glaubten dabei einfach an das, was Dollfuß selbst in den ersten Tagen und die vernünftigeren Mitglieder seiner Regierung wie Schuschnigg ihnen noch ein wenig länger versprochen. Doch je mehr die Opposition bereit war, Opfer zu bringen, auf Forderungen einzugehen und die Regierung zu "besänftigen", desto weniger konnte diese wirklich zufrieden sein und desto größer wurden die Forderungen nach Verfassungsreformen, die Dollfuß und seine Freunde praktisch und theoretisch vorantrieben.

Ich selbst war oft wirklich ratlos, wenn ich mich vom Optimismus und Rationalismus von Männern wie Bauer oder Danneberg anstecken ließ, denen ich meine eigene Überzeugung nicht vermitteln konnte, dass die heutige Führung des österreichischen Katholizismus keine parlamentarische mehr war, mit der Tradition der Christlichsozialen Partei nichts mehr zu tun hatte, schon gar nicht mit der von Seipel, und dass angesichts ihres starken, wenn auch ziemlich unrealistischen Machtwillens selbst Demokratie oder Konstitutionalismus für sie Hekuba waren. Ich wusste aus eigener Erfahrung, dass bei Dollfuß genau derselbe Irrationalismus vorherrschte, wie

offensichtlich, wie damals schon viele Beobachter wussten, bei Hitler und Mussolini, und dass dieser kleine Führer seinen selbstmörderischen Wahnsinnskurs fortsetzen würde, nicht obwohl, sondern weil er zwangsläufig in die Selbstzerstörung führen würde. Er war genau der Typ Mensch, der sich ein außergewöhnliches Ziel setzt, aber nicht die intellektuelle Kraft hat, alle Auswirkungen seines Tuns gründlich genug zu prüfen, und der die kritische Analyse, zu der er nicht fähig ist, durch den schlafwandlerischen Glauben an seinen eigenen Stern oder seine Mission ersetzt. Sie können nicht so irrational sein, dass sie die Basis zerstören, auf der ihre eigene Macht ruht, würde Danneberg argumentieren und mir mit der gleichen arithmetischen Argumentation, mit der er den unvermeidlichen Triumph der Arbeiterschaft in der Abfolge demokratischer Wahlen voraussah, zeigen, wie am Ende alles gut ausgehen würde. Er hatte recht mit seiner Prophezeiung, dass dieses Abenteuer das Ende der katholischen Macht in Österreich sein würde, aber er irrte sich in seinem Glauben, dass eine so durchsichtige Kausalität der Dollfuß'schen Tat, die für jeden außerhalb des magischen Kreises ganz einfach vorauszusehen war, die Abenteurer in irgendeiner Weise aufhalten würde. Ich bezweifle, dass sie selbst durch das deutlichste, in ihren Verstand eingegossene Wissen, wie ihr Experiment ausgehen würde, hätten aufgehalten werden können, denn dieses Experiment hatte nichts mit ihrem Verstand zu tun, sondern nur mit ihrem Willen zur Macht. Die Wege des Irrationalismus werden von irrationalen Köpfen gewählt, weil, nicht obwohl, sie irrational, katastrophal und selbstzerstörerisch sind. Irrationalismus bedeutet aber immer nur eine Abkürzung für einen Komplex von pathologischen Faktoren, durch die die normale Funktion des Verstandes gehemmt wird. Wenn die Politik von Seipel

unter dem Gesichtspunkt seiner beiden Krankheiten interpretiert werden konnte, so konnte dies auch im Fall von Dollfuß geschehen, der eindeutig ein schwerer Fall Basedow war. Dieser pathologische Faktor mindert die Verantwortung des Akteurs auf der Bühne der Geschichte beträchtlich, vertieft aber die Schuld derer, Freunde und Feinde, die die ersten Funken der Abnormität hätten ersticken müssen, als sie auftauchten. Die Dämonen im Geist des Menschen müssen ausgetrieben werden, *principiis obsta*, und nicht verhätschelt, bis sie groß genug sind, um uns zu verschlingen.

(§38) In der Zwischenzeit ging Dollfuß konsequent und freudig voran in seinem schrittweisen Staatsstreich voran und demontierte innerhalb von elf Monaten Stück für Stück das gesamte Inventar der demokratischen Verfassung, zuerst das Parlament, dann den Obersten Gerichtshof (den er einfach absetzte) und schließlich die Bill of Rights, was in den österreichischen Gesetzen vor allem das Recht auf freie Koalition und Kollektivverhandlungen bedeutet. Schritt für Schritt wurde die Arbeiterschaft in all diesen Punkten zurückgedrängt und durch Regierungsdekrete am Boden gefesselt. Mit großer Disziplin wartete die Gewerkschaftselite auf das Signal der Partei, die jedoch nicht den symbolischen Anlass für den endgültigen Sprung finden konnte. In diesen elf Monaten gab es Dutzende von Kompromissversuchen, aber keiner von ihnen brach Dollfuß das Genick, wie es erforderlich gewesen wäre. Das konnte aber nur derjenige mit Aussicht auf Erfolg tun, der die zweite Schlüsselposition der gesamten Situation innehatte, die von ihrem Inhaber, dem Bundespräsidenten **Wilhelm Miklas**, stets in die erste umgeschaltet werden konnte. Als Einzelperson trägt er noch immer die weitaus größere historische Verantwortung für die weitere

Entwicklung als Dollfuß selbst. Der Kanzler war kein Parlamentarier, war nie als Gesetzgeber ausgebildet, hatte vor 1932 nie eine Exekutivfunktion inne und war einfach der Sekretär einer Interessengruppe, skrupellos, ehrgeizig und dilettantisch. Der Präsident, ein alter, erfahrener Parlamentarier, war in allem das Gegenteil und wusste genau, wie das Abenteuer ausgehen würde. Nach der konsequenten Verfassungswidrigkeit des Kanzlers hätte er elf Monate lang die Möglichkeit gehabt, das Gleiche zu tun, mit dem viel besseren Ziel, den Staat zu rekonstitutionalisieren. Seine Aufgabe wäre nur gewesen, gleichmäßig aus den traditionellen Grenzen seines Amtes herauszutreten und erstmals die Aufgaben zu erfüllen, die ihm durch die Verfassungsänderung von 1930 übertragen worden waren. Damals setzte sich die Idee Seipels durch, wonach das Amt des Bundespräsidenten zum Zentrum des Geschehens werden sollte und niemand ahnen konnte, dass es einmal tatsächlich der Bundeskanzler sein würde, der die Verfassungsänderungen durchführt. Seitdem war das Amt des Bundespräsidenten nicht mehr repräsentativ, und so wie der Kanzler aus dem Ausnahmezustand Konsequenzen zog, die alles übertrafen, was irgendein vorheriger Kanzler getan hatte, so konnte auch der Präsident handeln, wenn er der Mann dafür gewesen wäre. Er hätte sogar den Kanzler entlassen können den allein das Parlament mit seiner Autorität ausgestattet hatte, der aber das Parlament blockierte, ihm diese wieder zu entreißen. Doch während die Verfassung bereits vom Kanzler zerstört wurde, klammerte sich der Präsident stur an ihre Ränder und Fragmente, die es ihm verboten, ohne die Zusammenarbeit von Regierung und Parlament zu handeln. Das war zumindest seine formale Ausrede, wenn man ihn öffentlich oder privat darauf ansprach (was ich selbst auch in jeder Form versuchte). Miklas' Tragik



bestand darin, dass er wie alle anderen, einschließlich der sozialdemokratischen Führer, nicht von Anfang an begriff, was Dollfuß wirklich beabsichtigte, und sich daher im Interesse der Kontrolle der Macht der Opposition schon in den ersten Tagen der ex lege Situation im März 1933, als das Parlament wieder zusammentreten wollte, öffentlich auf die Seite der Regierung stellte. Später, als er klarer sah, konnte er sich nicht mehr verleugnen. Er hatte sich in dem Netz verfangen, das für ihn vorbereitet worden war und das er zunächst so eifrig angenommen hatte. Auch hier handelte es sich nicht um einen Staatsstreich oder einen Bruch des Eids auf die Verfassung. Miklas war im Parlament einstimmig anstelle von Seipel wiedergewählt worden, und die Sozialdemokraten stimmten dann für ihn, weil er als Katholik so bekannt war, dass sein religiöser Eid, davon waren sie überzeugt, sicher der stärkste Schutz der Verfassung gegen jedes Ideal eines katholischen Staatsstreichs oder einer Diktatur sein würde. Seitz hat mir einmal ausführlich geschildert, wie die Sozialdemokratische Partei seinem Vorschlag zustimmte, die Wiederwahl Miklas' mitzutragen, gerade wegen dieser Sicherheit, die sie im religiösen Eid eines bekennenden Katholiken zu finden glaubte. "Idiotisch, wie ich war", fügte Seitz hinzu. Doch Miklas' tragische Position war, dass er durch sein korrektes Verhalten die Verfassung in Schutt und Asche gelegt sah, während nur ein Handeln jenseits des Eides sie hätte retten können. Damit war seine Position schwieriger als die von Dollfuß, der einfach nach dem Geist der Verfassung hätte handeln müssen, wo deren Buchstaben versagten, während er, Miklas, nachdem Dollfuß nicht entsprechend gehandelt hatte, gezwungen gewesen wäre, etwas ganz Unerhörtes zu tun, um die Normalität zu retten. Dazu hätte es eines Freiwilligen bedurft, der seiner Aufgabe besser gewachsen gewesen wäre als eine Art „Franz Josef

redivivus“. Doch ein freiwilliger Rücktritt von einem so unwürdigen Missbrauch des Formalismus zur Erleichterung des Staatsstreichs wäre jederzeit möglich gewesen und vielleicht ein Fanal für die Nation und die Welt. Die Sozialdemokraten hatten jedenfalls vergeblich gehofft, in diesem Bundespräsidenten eine Art Garanten für die Verfassung, eine Art Quasi-Kaiser in der Republik zu haben. Schließlich hatten sie sich zu lange gegen die Idee des Cäsarismus, wie sie ihn nannten, gewehrt, um nun daraus Profit zu schlagen. Wäre dies ein Präsident gewesen, dessen Autorität von Anfang an mit der Republik identisch gewesen wäre und nicht nur schrittweise der Opposition aufgezwungen worden wäre, hätte er sich in der Krise des Parlaments wahrscheinlich nie auf die Seite der Regierung geschlagen und wäre so ganz natürlich zum Rekrustallisationszentrum aller konstitutionellen Tendenzen geworden. Nun war es zu spät, dass die Opposition auf die Autorität und Würde des Präsidenten hoffte. Nun drängten sie oder griffen ihn an, aber der Präsident deckte den Kanzler, der seinerseits das Staatsoberhaupt als *quantite negligee* behandelte, zumindest da dieser nicht versuchen würde, "verfassungswidrig" zu handeln. In einem solchen Fall hätte Dollfuß nicht gezögert, die Polizei auch gegen den Präsidenten einzusetzen.

Es gab einen tiefen Grund für dieses Verhalten beider, die Gewissheit des Kanzlers und die Zaghaftheit des Präsidenten: der eine handelte nach seiner Intuition, der andere jedoch gegen sein besseres Gewissen. Während Dollfuß, gestützt auf sein unternehmungslustigeres Gewissen, voranschritt, schwankte Miklas zwischen Skylla und Charybdis, zwischen einer Passivität, die der Zerstörung der Verfassung Vorschub leisten würde, und einer Aktivität, die den Eid auf die Buchstaben der

Verfassung verletzen würde. Diese beiden Gewissen waren in ihren Strukturen natürlich nicht identisch, trugen aber zu einer identischen Wirkung bei. Beide waren davon überzeugt, dass der Katholizismus, vertreten durch die Hierarchie des eigenen Landes und durch den päpstlichen Nuntius in der österreichischen Republik, kein Interesse an der Wiedereinführung einer demokratischen Verfassung haben würde, in der die Sozialdemokraten wieder die Macht über die Seelen erhalten würden, die sie nach und nach verlieren würden. Ob das Gerücht stimmt, dass der Präsident vom päpstlichen **Nuntius Enrico Sibilis** höchstpersönlich darauf hingewiesen wurde, kann ich nicht überprüfen, eine Einmischung, die sicher nicht notwendig war, denn es war offensichtlich genug, dass sowohl Miklas als auch Dollfuß selbst absolut überzeugt waren, im Interesse des Katholizismus zu handeln, der eine schweren Herzens und nicht ganz sicher, ob sein Eid diese Neuinterpretation der Verfassung decken würde, der andere mit jenem Anflug von Frivolität, der sein ganzes Unternehmen kennzeichnete, zumindest in den Augen des intellektuellen Beobachters, dem die Instinkte und Impulse einer Natur wie Dollfuß fremd bleiben müssen. Nur diese Verankerung der beiden Gewissen in dem, was sie für das Interesse des Katholizismus hielten, erklärt die Tatsache, dass sie beide sehr problematische und noch dazu widersprüchliche Mittel ihrem gemeinsamen Ziel unterordneten, in dessen Erreichung sie sich völlig einig waren.

Eine der ersten Taten des autoritären Regimes, quasi sein geistiges Rückgrat, war das Konkordat (6. Juni 1933), das die österreichische Regierung mit Rom abschloss und das in der parlamentarischen Ära nicht möglich gewesen wäre, zumindest nicht mit gleichen Zugeständnissen des Staates

an die Kirche. Als das Konkordat vorbereitet wurde, war Dollfuß zusammen mit Papen öffentlich die Osterkommunion aus den Händen von Pius XI. empfangen. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass der Vatikan in Folge seiner damaligen Politik überall das katholische autoritäre Regime der demokratischen Republik in Österreich vorzog. Die Unterzeichnung des Konkordats zu einer Zeit, als die österreichische Regierung in ihrer Legitimität zu Hause vehement angefochten wurde, war zweifellos eine große moralische Rückendeckung für das Regime Dollfuß, auch wenn die endgültige Ratifizierung der zukünftigen österreichischen Vertretung vorbehalten war. Weder Mussolini noch der Papst waren sich damals bewusst, wie weitreichend die Veränderungen in Österreich in ihrer Kausalität werden mussten und wie unweigerlich ganz Europa, einschließlich Italien, darunter leiden würde. Dennoch darf sehr bezweifelt werden, ob die päpstliche Diplomatie wirklich einen Wunsch geäußert hat, der die Verfassung des österreichischen Staates und den Eid seiner beiden Hauptfunktionäre berührte, oder ob letztere nur zu sehr darauf bedacht waren, es so verstanden zu wissen. In beiden Fällen liegt die volle historische Verantwortung bei den österreichischen Staatsmännern, nicht bei der römischen Diplomatie. Nur wer vor Ort war, konnte wirklich wissen, was auf dem Spiel stand. Anlässlich meines eigenen Besuchs im Vatikan und einer Audienz beim Heiligen Vater Pius XI. am 1. November 1934 konnte ich deutlich genug beobachten, wie gering die wirklich politischen Informationen über Österreich waren, die in Rom existierten, wie groß aber andererseits die Sorge des Papstes war, dass das gesamte österreichische Experiment zusammenbrechen würde. Die Haltung aller vatikanischen Persönlichkeiten, mit denen ich zusammentraf, war eher die, dass sie nicht umhinkonnten,

den Veränderungen in Österreich zuzustimmen, die schließlich zugunsten des Katholizismus ausfielen, dass aber ihr eigenes Gefühl in dieser Hinsicht nicht allzu gut war. Zwar besaß die vatikanische Diplomatie eine klare Vorstellung davon, unter welchen verfassungsrechtlichen Bedingungen die pastorale Aufgabe der katholischen Kirche am besten gedeihen würde.

Doch schon die Schlussfolgerung, ob eine solche Prosperität lange genug anhalten würde, um die Änderung der verfassungsrechtlichen Legitimation lohnenswert zu machen, konnte nur vor Ort durch eine rein politische Bewertung der Situation fairerweise getroffen werden. So erscheint es viel wahrscheinlicher, dass der Vatikan in seiner Haltung von den politischen und geistigen Führern des österreichischen Katholizismus beeinflusst wurde als umgekehrt. Hätten die österreichischen Staatsmänner wirklich den Wünschen aus dem Vatikan entsprochen oder auch nur legitime pastorale Vorstellungen vorschnell in Schlussfolgerungen umgesetzt, statt sie politisch zu hinterfragen, hätten sie sich nur als Vergesser ihrer eigenen österreichischen Tradition erwiesen. Zu dieser Tradition gehört bei aller Ehrfurcht vor Kirche und Papst in *spiritualibus* seit jeher das klare, religiös begründete Wissen, dass in *temporalibus* und **besonders in der Politik** allein die katholischen Laien, nicht die Geistlichen, für die endgültigen Entscheidungen zuständig sind, und dass klerikale Ratschläge zur Verfassung eines Staates, so wesentlich es für einzelne Staatsmänner auch sein mag, auf sie zu hören, niemals die laikale Selbstbestimmung in dieser Hinsicht ersetzen können. Ich weiß nichts davon, dass die österreichischen katholischen Staatsmänner der jüngeren Generation, **Dollfuss** oder **Schuschnigg**, diese Tradition wirklich aufgegeben haben. Was sie zu ihrem und

zum Schaden des Landes taten, war, dass sie versuchten, die religiösen Autoritäten Roms und der nationalen Hierarchie als Deckmantel für ihre eigenen rein politischen und wirtschaftlichen Ziele zu benutzen, und das war die Sünde, in die sich alle diese Autoritäten zu verstricken nicht energisch genug weigerten.

In dieser Stimmung nahm ich selbst eine Chance wahr, die mir Dollfuß spontan anbot, um meinen Teil zur Rettung dessen beizutragen, was vor dem Schiffbruch hinter und dem Sturm vor mir noch zu retten war. Ich hatte Dollfuß 1933 als praktisch einzigen katholischen Intellektuellen im Lande in meiner eigenen Zeitschrift, den *Wiener Politischen Blättern*, angegriffen, die sich infolgedessen in ständigem Kampf mit der Zensur und der Polizei des Menschenrechtsregimes befand. In der kritischsten Zeit hatte ich in der *sozialdemokratischen Arbeiter-Zeitung* zwei offene Briefe an den Bundespräsidenten gerichtet, in denen die unausweichliche Katastrophe vorausgesagt wurde, falls das Staatsoberhaupt sich nicht zur Aufgabe seines Kurses durchringen würde. Ich hatte mich, soweit es mir möglich war, für eine neue Koalition zwischen den beiden Parteien eingesetzt, indem ich versuchte, Menschen der jüngeren Generation zusammenzubringen. Dollfuß, sehr verärgert über meinen so frühzeitigen Kontakt mit den sozialdemokratischen Führern, hatte sich geweigert, mich diese ganze Zeit über zu sehen. Er war sich nicht zu schade, die Auseinandersetzung mit einem alten Gefährten zu riskieren, der in früheren Jahren halbe Tage und Nächte mit ihm zu debattieren pflegte und dessen Argumente vielleicht einen weiteren Gedankengang eröffneten, den er einfach nicht eröffnet haben wollte. Schuschnigg spann eine Zeitlang gerne dünne Fäden, von denen ich nie

erfahren habe, wie man sie zu seinen macht. Miklas und Schuschnigg zusammen hätten Dollfuß noch entwurzelt, und ich habe versucht, beide dazu zu bringen, nur das zu tun, um den Staat zu retten, wenn der Kanzler selbst jeden Kompromiss ablehnen würde. Schuschnigg dachte damals noch an eine Art Rückkehr zur bestehenden Verfassung, und der Gedanke an eine ständische Neuordnung erschien ihm als etwas sehr Abseitiges und Unpolitisches, um einen Zeitraum von fünfzig Jahren zu überbrücken, und nicht, um morgen eine neue und bessere Verfassung zu schaffen. Meine Idee war es, eine Gruppe von Jugendführern von beiden Seiten des Zauns zusammenzubringen, und während Bauer bereit war, in den Hintergrund zu treten und diesen Jugendführern alle Autorität zu geben, zögerte Schuschnigg zumindest um des Experiments willen nicht, sich mit den persönlichen Details des Projekts zu befassen, Präferenzen zu äußern und ein Interesse vorzutäuschen, das er offensichtlich nicht hatte oder nicht durchzusetzen wagte. Ob er Dollfuß jemals davon erzählte oder ob er eine Zeitlang mit der Idee einer eigenen Politik spielen wollte, er schrieb mir schließlich, dass er nicht beabsichtige, irgend etwas weiter zu unternehmen, was man als Affront gegen den Kanzler auslegen könnte, und dann ließ er sich auch nicht wieder sehen. Auch ich war während des Verfassungskampfes im Ausland gewesen, um bei Rechten und die Linken zu sondieren, zu informieren und zu versuchen, sie zu beeinflussen, wo immer ich sie erreichen

österreichische Situation von Italien bis Belgien zu verbreiten. Ich fand Vorurteile und Klischees auf der Rechten und Schwäche auf der Linken und nirgends die geringste Ahnung, dass die Katastrophe, die unausweichlich kommen würde, wirklich die Verschiebung eines Steins, eines Ecksteins in dem künstlichen Gewölbe bedeuten könnte, das das Nachkriegseuropa anstelle seines früheren jahrhundertealten Gleichgewichts der Mächte konstruiert hatte, auf dem die Stabilität des Ganzen aufgebaut war.

Nach der Katastrophe schien Dollfuß selbst über die Folgen seiner eigenen Politik entsetzt zu sein. Ein gemeinsamer Freund, ein katholischer Priester, der mit Dollfuß seit den frühen Seipel-Tagen verbunden war und den ich selbst wegen seines seelsorgerischen Eifers inmitten so vieler widersprüchlicher politischer Interessen sehr schätzte, arrangierte das erste Treffen. Ich war erstaunt, wie erschöpft der Kanzler war und wie weit seine Taubheit fortgeschritten war, seit wir uns das letzte Mal gesehen hatten. Dies war nicht der Mann für den Anfang, sondern für den Schluss. Ich merkte bald, dass ich ihn noch immer wie in alten Tagen zu überzeugen vermochte und dass er nichts von seiner früheren Zuneigung zu dem Regimentskameraden verloren hatte, dessen Handeln im vorigen Jahr er nicht verstehen konnte, dessen Standpunkt er aber immerhin respektierte. Gewisse gemeinsame Erlebnisse in der Kriegszeit, als wir, jeder nach seiner Art, unseren Krieg gegen die Kaste der Offiziere in ihrer Anmaßung und Intoleranz geführt hatten und ich meine völlige Missachtung ihrer Macht schwer bezahlt hatte, hatten sich so tief in sein Gedächtnis eingegraben, dass er mir jetzt wieder, in der Erinnerung an die Vergangenheit, sein Vertrauen in meine Absichten versicherte, wegen dem,



was ich einst in der Armee gewagt hatte. (Damals ging es darum, den Fanatismus der Offizierskaste zu brechen, die an dem antiquierten, im zivilen Leben illegalen "Ehrenkodex" des Duellierens festhielt, und durch ein unmissverständliches Bekenntnis zum Nichtduellieren die offizielle Abschaffung dieses Atavismus vorzubereiten, die dann tatsächlich unter der Herrschaft Karls erfolgte).

Ohne diese gemeinsame Erfahrung im selben Regiment im Ersten Weltkrieg hätte Dollfuß meine Haltung gegen das, was er als Befreiung des österreichischen Katholizismus von den Fesseln eines antichristlichen Einflusses betrachtete, nie verstanden oder verziehen. Mit seinen Erinnerungen an frühere Handlungen meinerseits, die auch ursprünglich nicht ganz üblich waren und selbst von einem wohlwollenden Geist leicht als empörend empfunden werden konnten, hielt er es für möglich, dass auch mein Angriff auf seinen autoritären Kurs einen tieferen Sinn haben könnte, wie er mir zunächst zuzugestehen bereit war. Dieser kleine Mann, der keinerlei Respekt vor den Buchstaben der Verfassung hatte, hatte einen tiefen Respekt vor persönlichen Entscheidungen, von denen er wusste, dass sie aus einem katholischen Gewissen kamen. Plötzlich, als ihm die Trümmer, die die Ereignisse vom Februar 1934 in Österreich angerichtet hatten, in vollem Umfang bewusst wurden, verstand Dollfuß aus seiner Sicht, warum mein Gewissen mich im Jahr zuvor dazu gedrängt hatte, einen anderen Weg als den seinen zu gehen, und er war sowohl naiv als auch großartig genug, um den Finger der Vorsehung in diesen Details zu sehen. Er fand immer, dass die Vorsehung mit ihm war, und da er nach der Katastrophe jedes Brett brauchte, um wieder eine Brücke zum anderen Ufer zu bauen, war er sich sicher, dass die

Vorsehung mich gegen ihn hatte stehen lassen und mich nun wieder zu ihm zurückgeschickt hatte.

Dollfuß war also nicht nur klug genug, um zu erkennen, welches Kapital in den Sympathien eines katholischen Intellektuellen mit der Arbeiterschaft für das autoritäre Regime liegen könnte, sondern sondern auch klug genug, um die Existenz einer über den Parteien stehenden Person zu erkennen und mit seiner eigenen Autorität eine Person zu unterstützen, die etwas zur Überbrückung der Kluft beitragen konnte. Als er mir den größtmöglichen Aktionsradius anbot, der neben der Funktion als dritter Vizebürgermeister von Wien, die mir nur den offiziellen Status geben sollte, auch die positive Möglichkeit einschließen sollte, zu schreiben und in allen Bundesländern zu sprechen, ohne Einmischung befürchten zu müssen, entschloss ich mich, meine bisherige Linie, für die Zusammenarbeit der beiden Lager zu arbeiten, auch unter den veränderten Bedingungen fortzusetzen, wohl wissend, dass sich trotz einer Katastrophe keine der bisherigen Voraussetzungen wirklich geändert hatte. Es gab immer noch zwei Lager in der Bevölkerung, die sich einem gemeinsamen Feind gegenüberstehen und immer noch in der gemeinsamen Gefahr standen, von seinen mächtigen Mächtschaften verschlungen zu werden, und es gab immer noch einen Staat, der ohne die Verständigung dieser beiden Lager auf Dauer nicht leben würde. Sicherlich war es ein Experiment, nach der Katastrophe dasselbe noch einmal zu versuchen, nur auf einer anderen Plattform, die zuvor vergeblich versucht worden war. Es gab keinen formellen Pakt, sondern nur eine Übereinkunft zwischen zwei alten Freunden, jedoch mit unterschiedlichen Temperamenten und Charakteren, die die Grundlage für dieses Experiment sein konnte. Es

war ein Individuum, das versuchte, den Lauf der Zeit aufzuhalten, und das allein jene Synthese-These zwischen den beiden Parteien verkörperte, die die ganze Nation würde lernen müssen, wenn ihre Rettung gesichert werden sollte. Es gab keine Garantie dafür, dass Dollfuß das ganze Problem ernst genug nahm, bei seinen Entscheidungen blieb und es nie bereuen würde, dieses Experiment gemacht zu haben. Die Chancen und Wetten standen durchaus dagegen.

(§41) Dollfuß, als ich ihn das erste Mal wieder traf, beschuldigte den Heimwehrflügel unter Fey, für die Katastrophe verantwortlich zu sein. Dies war nicht nur eine naive *capitatio benevolentiae*. Er hatte mit der Heimwehr sehr gut zusammengearbeitet bis zu dem Moment, als Fey tatsächlich ausführte, was der Kanzler geplant oder zumindest nicht deutlich genug missbilligt hatte. Dollfuß hatte die Taten politisch vorbereitet, für die nun in seinen Augen Fey aufgrund ihrer letzten technischen Erfolge der Täter war. Er begann vom ersten Tag nach dieser Leistung an, den anderen Heimwehrflügel unter Starhemberg gezielt zu begünstigen. Dollfuß wusste aus tiefstem Instinkt, dass nach der Niederlage des Marxismus niemand anderes als die Heimwehr seinem Regime gefährlich werden konnte, und er zog in dieser Hinsicht, Seipel folgend, den altösterreichischen Aristokraten Starhemberg mit seiner provinziellen Gefolgschaft dem altösterreichischen Offizier Fey, Ritter des Maria-Theresien-Ordens, vor, der das Wiener Subproletariat um sich versammelt hatte. Aus der Sicht der Arbeiterschaft unterschieden sich die beiden Flügel und Führer nicht wesentlich. Für Dollfuß sollte die Heimwehr aber zumindest vorerst eine der tragenden Säulen des neuen Staates sein, allerdings unter einer verlässlichen Führung, die weiter dienen und nicht nach der

Staatsmacht greifen würde. Sein erster Kandidat in dieser Hinsicht war Fey, solange der Hund für die Jagd auf die Marxisten gebraucht wurde, aber ausgerechnet am Tag von Feys größtem Triumph, des von ihm geschickt provozierten Arbeiteraufstandes, wurde er gegen Starhemberg ausgetauscht, der die Brücke zu Mussolini bildete. Dieser Wechsel des Zugpferdes war zwar (machiavellistische) Politik, aber keine Treue, wie Fey glaubte, zumindest jetzt in der Defensive einfordern zu dürfen. Hier liegt der Grund, warum Fey erst ein halbes Jahr später, als Dollfuß getötet wurde, sein Leben nicht opferte und sich damit dem Verdacht aussetzte, willentlich zu Dollfuß' Tod beigetragen zu haben.

Im neuen Staat wurden alle politischen Parteien aufgelöst oder verschwanden freiwillig in der Versenkung. Trotzdem bildeten sich sofort neue und mächtige politische Gruppierungen, die eindeutig an die Stelle der aufgelösten Parteien traten. Dollfuß wusste, dass es für einige Zeit, eine kurze, wie er hoffte, politische Gruppierungen geben würde, die er im Gleichgewicht halten musste. So löste er die Sozialdemokratische Partei auf, behielt aber bewusst andere Elemente der Arbeiterbewegung gegen den Rat der Heimwehr bei, die sich sehr wohl bewusst war, dass diese Gegengewichte zu ihrer eigenen Macht waren. In erster Linie blieben die Arbeitergenossenschaften unter einer neuen Regierung intakt, für die ein Agrarintellektueller aus Dollfuß' Schule und Generation ausgewählt wurde. Dollfuß, der sich rühmte, der Genossenschaftsbewegung anzugehören (seine Dissertation, mit der er einst in Berlin zum Dr. rer. pol. promovierte, befasste sich mit diesem Problem), wusste sehr wohl, dass es im Interesse der Landwirtschaft und der Bauernschaft selbst lag, Konsumgenossenschaften der Industriebevölkerung als

Verhandlungspartner zu haben. Auch der Grundgedanke der Gewerkschaften - Koalitionsfreiheit und die Möglichkeit zu Tarifverhandlungen - wurde entweder beibehalten oder bald wiederhergestellt, wo den "freien" Gewerkschaften (der Sozialdemokratischen Partei) zuvor Einschränkungen auferlegt worden waren. Die Vielfalt der politischen Gewerkschaften, die mit politischen Parteien verbunden waren, endete wie in jedem anderen totalitären Regime, und sie wurden in einer Einheitsgewerkschaft unter der Führung der ehemaligen christlich-sozialen Gewerkschaftsfunktionäre (mit einigen Vertretern der "gelben" Heimwehr-Betriebsgewerkschaften daneben) zusammengeschlossen. Die christlich-soziale Arbeiterbewegung repräsentierte nur einen Bruchteil der Arbeiterschaft, aber ihre Mitglieder avancierten mit der neuen staatlichen Gewerkschaftsfront im Rücken, deren Führer sie wurden, zum politischen Rückgrat des linken Flügels des autoritären Regimes, zum eigentlichen Gegengewicht zur Heimwehr. Es gab keine sozialdemokratischen oder "freien" Gewerkschaften mehr, aber die Masse der ehemaligen sozialistischen Gewerkschafter bekam die Möglichkeit, sich innerhalb des neuen Rahmens mit denselben Methoden und im Prinzip mit denselben Tendenzen zu reorganisieren, denen sie zuvor angehört hatten. Die ehemaligen Funktionäre der "freien" Gewerkschaften waren jedoch weitgehend untätig und hatten wegen der neuen Führer der staatlichen Gewerkschaften kaum eine Chance, in größerer Zahl wieder eingestellt zu werden. Sehr oft waren es die Industriellen selbst, die sich über diesen Umstand beklagten, der im Großen und Ganzen die Ersetzung erfahrener Verhandlungsführer durch Lehrlinge bedeutete und in vielen Fällen zu einem deutlichen Rückgang der Verhandlungsfähigkeit führte, der für die Industrie als

solche unerwünscht war. Die Idee der Zusammenarbeit zwischen Kapital und Arbeit, das Schibboleth des katholischen Korporatismus, wurde so von den erfahrenen "freien" Gewerkschaftsführern besser bedient als von ihren christlich-sozialen und staatlichen Nachfolgern, die die eigentlichen Champions des korporativen Wiederaufbaus waren. Es war eines der intellektuellen Hauptprobleme der neuen Regierungsgewerkschaften, ob sie als provisorische Agenturen betrachtet werden sollten, die nach Abschluss des korporativen Wiederaufbaus aufgelöst werden sollten, oder als permanente "Sammelbewegung", die sich über alle Korporationen erstrecken sollte, die aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern gemeinsam bestanden. Trotz dieser Unstimmigkeiten im Detail gab es in dieser Gruppierung viele linke Tendenzen, die logischerweise in dem Maße an Bedeutung gewinnen würden, in dem die Heimwehr zu mächtig oder der Nationalsozialismus zu bedrohlich werden würde. Dort gab es dank der persönlichen Entscheidungen von Dollfuß in den Tagen unmittelbar nach der Katastrophe eine eindeutige Linke im autoritären Regime. Nicht zuletzt gab es neben der Heimwehr noch militante Organisationen, die von Schuschnigg gegründet, betont katholischen *Ostmärkischen Sturmcharen* und den *Freiheitsbund der christlichsozialen Arbeiterbewegung*.

Innerhalb dieses Kräftefeldes ließ Dollfuß meinen eigenen Aktivitäten freien Lauf und hatte auch nichts dagegen, als sie sich sehr bald als politisch schwerwiegender herausstellten, als er es ursprünglich erwartet hatte. Ob Dollfuß nun eine dynamische Kraft erwartete, die ihren Wirkungskreis allmählich ausdehnen würde, oder nur einen treuen Diener, der vor jedem neuen Schritt um Erlaubnis fragen würde, er zeigte jedenfalls keine Überraschung, als der dritte Wiener Vizebürgermeister (und wahrhaftig fünfte

Rad am Wagen), als Funktionär mit einer großen barocken Amtskette um den Hals betrachtet, seine Aktivitäten bald auf alle Bereiche ausgedehnt hatte, in denen früher die Sozialdemokratische Partei verankert war und ihre ehemaligen führerlosen Anhänger nun nach allen vier Windrichtungen zerrten. Für Dollfuß war die sogenannte *Aktion Winter*, wie diese Aktivitäten bald genannt wurden, in erster Linie ein Instrument des psychologischen Wiederaufbaus, der Versöhnung und der Wiederherstellung des Gleichgewichts, eine Art politisches Beruhigungsmittel, um die Arbeiterschaft in die neue Regierung einzubinden und so die populäre Basis des Regimes zu verbreitern. Er gab seine Ideen nicht auf und dachte nicht daran, wiederherzustellen, was er zerstört hatte, aber er hielt es für klug, die Leidenschaften zu besänftigen, um auf einem solideren Fundament aufzubauen. Es sollte eine neue Mentalität unter den Sozialisten geschaffen werden, um sie bereit zu machen, den staatlichen Genossenschaften und Gewerkschaften beizutreten, und zu diesem Zweck schien es erträglich, dass jemand eine ideologische Brücke zwischen gestern und morgen schlug, ein wenig in der Marxschen Terminologie redete und den Marxisten die Notwendigkeiten der Stunde begreiflich machte. Wäre Dollfuß ein Intellektueller gewesen, mit dem ein klarer Pakt auf intellektueller Ebene erforderlich gewesen wäre, so wäre das ganze Experiment für mich unmöglich gewesen, da unsere Ziele höchstwahrscheinlich nie zusammengepasst hätten. Er war kein Intellektueller, und ich bezweifle, dass er vor oder nach der Katastrophe auch nur einen meiner ausführlichen Aufsätze gelesen hat. Aber er war klug genug, um zu wissen, dass andere sie lesen und in ihrem Denken davon beeinflusst werden würden, und so tolerierte er, was er selbst kaum verstand.

Andererseits hatte ich selbst nicht die Absicht, Dollfuß zu betrügen, denn ich war ihm gegenüber immer völlig offen, sowohl in meiner mündlichen als auch in meiner wörtlichen Aussprache. Aber ich arbeitete in der Annahme, dass sich die innere und äußere Situation Österreichs irgendwann soweit entwickeln würde, dass das autoritäre Regime selbst für diese Arbeit dankbar sein würde (und obwohl seine Führer nie wirklich dankbar waren, manövierten sie sich tatsächlich in eine Situation, in der schließlich nur der mutige Einsatz des Kapitals, das ihnen unter anderem meine Arbeit ersparte, sie und das Land gerettet hätte). Für mich waren diese Aktivitäten die große Chance, durch die ich den Arbeitern den geistigen Sammelpunkt für ihre eigenen unverzichtbaren autonomen Aktivitäten bieten konnte, um den sie sich als psychologischen Kern in ihrer äußersten Not zur Wiedererlangung von Selbstvertrauen und zur Überwindung der Vergeblichkeit von Racheträumen zusammenschließen konnten. In der Überzeugung, dass Österreich dem Ansturm Deutschlands nur mit einer wiederhergestellten Arbeiterbewegung standhalten würde, habe ich versucht, aus der Bereitschaft der Regierung, mich wirken zu lassen, so viel wie möglich herauszuholen und die Selbsthilfekräfte der Arbeiterschaft selbst zu beleben. Das wurde nicht heimlich, sondern öffentlich propagiert. Wenn es Dollfuß überrascht hat, so hat er es mir nicht gezeigt. Sein Vertrauen in meine Person und seine Besonnenheit, die bloße Experimente verbot, waren gleichermaßen groß. Schon zu seinen Lebzeiten war die *Aktion Winter*, die erst wenige Monate alt war, weit über die österreichischen Grenzen hinaus auf Interesse gestoßen. Dollfuß hatte diesen Versuch gestartet, aber er konnte ihn nicht einfach auflösen. "Lasst es auslaufen", war die Devise vieler nicht allzu freundlich gesinnter Personen im autoritären Regime in Bezug auf diese Aktivitäten, die



zwar Stimmungen schüren konnten, aber auf Dauer, wie sich herausstellte, niemals organisatorisches Kapital anhäuferten, sondern dazu verpflichtet waren, dieses Kapital zu deponieren, die Frucht einer unaufhörlichen und unermüdlichen Arbeit, in den Rahmen anderer Organisationen, in erster Linie der Gewerkschaften, die von den christlich-sozialen Gewerkschaften fest im Griff gehalten wurden. Ob Dollfuß sich denjenigen angeschlossen hätte, die die Liquidierung der Aktion Winter wollten oder nicht, hat die Geschichte nicht erlaubt, dies ans Licht zu bringen. Das letzte Wort, das ich zu Dollfuß sagte, war "die Aktion geht weiter", und seine Antwort war, seine Stimme noch in meinen Ohren "Ja, Ernstl. Die Aktion geht weiter im Rahmen des korporativen Wiederaufbaus". Wir standen beide noch da, wo wir am Anfang standen, als wir uns nach der Katastrophe trafen, bevor er weggerufen wurde.

Da ich so offen zu den Arbeitern sprechen konnte, wie es die früheren sozialdemokratischen Führer jemals getan hatten, waren die Arbeiter überrascht und verwirrt, und sie vermuteten natürlich irgendeinen staatlichen Trick hinter der ganzen Entwicklung, die in Wirklichkeit nur die Entfaltung unauslöschlicher politischer Energien war, die geistig die Existenz des autoritären Staates herausforderten, aber seine rechtliche Funktionsweise voll berücksichtigten. Ich habe an die Marxsche Erziehung der Arbeiter appelliert, an ihre Fähigkeit, kühl nach ihren klar erkannten Interessen zu handeln und nicht fieberhaft nach Impulsen, die ihnen von ihren Gegnern aufgezwungen werden. Ich wage zu behaupten, dass nirgendwo in Europa unter der Herrschaft totalitärer oder autoritärer Regime eine solche Regierung eine ebenso offene Sprache in Reden und Veröffentlichungen toleriert hat. Historisch gesehen,

unabhängig von persönlicher Schuld oder Tugend, war die bloße Tatsache, dass dieses politische Handeln unter dem österreichischen autoritären Regime möglich war, einer seiner größten Trümpfe und eine der geistigen Kräfte, die hinter ihm standen und aufgrund derer es weit länger überlebte, als es sonst verdient hätte. Ich habe dies einmal den beiden Führern der britischen Arbeiterbewegung, **George Lansbury** und **William Citrine**, geschildert, die der damalige österreichische Botschafter in Großbritannien, **George Frankenstein**, 1935 zu einem Treffen mit mir in seine Botschaft eingeladen hatte, und die, soweit sie ausschließlich von ihren Parteigenossen in der Arbeiter-Internationale informiert wurden, offensichtlich nicht uninteressiert waren, auch die andere Seite der Geschichte zu hören. Wo immer ich im Ausland in den Jahren 1934 bis 1936, den Hauptjahren meiner politischen Arbeitstätigkeit, mit politisch denkenden Menschen der Rechten oder der Linken in Kontakt kam, hörte ich immer mit Dankbarkeit, dass dies Österreich in seinen besten Eigenschaften war, die sie in dem fairen Spiel bewunderten, das zwischen der Regierung, meiner Tätigkeit und den Arbeitern, auch denen im Exil und im Untergrund, bestand. Wenn ich die Erfahrungen dieses Experiments zusammenfasse, würde ich nicht wagen zu sagen, dass es gelungen ist, nicht einmal für eine Weile, obwohl es auch nicht ganz gescheitert ist. Es hat wirklich so viel neues politisches Kapital angehäuft, dass eine Regierung, die so klug war, es zu nutzen, wie Dollfuß klug war, seinen Aufbau zu ermöglichen, sich in der entscheidenden Stunde der Entscheidung fest darauf verlassen hätte können.

(§42) Eine große und anhaltende Schwierigkeit für alle Aktivitäten innerhalb des autoritären Regimes bestand darin, Demokraten davon zu überzeugen, dass sie,

nachdem ihre autonomen Institutionen durch eine verfassungsfeindliche Regierung zerstört worden waren, allein auf der Grundlage der vollendeten Tatsachen damit beginnen sollten, sie innerhalb des autoritären Rahmens unter einer wesentlichen Beschneidung der Autonomie wieder aufzubauen. Das neue Regime mit seiner Idee des korporativen Wiederaufbaus zu akzeptieren, war aber die Grundlage jeder sinnvollen Arbeit im bestehenden Staat, und genau das sollte getan werden, wenn die österreichische Unabhängigkeit als Keimzelle der nationalen Freiheit erhalten werden sollte, die einmal wieder eine österreichische Demokratie möglich machen könnte. Der einzige Einwand gegen diese Empfehlung konnte ernsthaft von einer politischen Metaphysik vorgebracht werden, deren Motto lautete: "Es muss schlechter werden, um besser zu werden", die in der Tat, und zwar ganz selbstverständlich, weit verbreitet war, obwohl sich nur wenige ihrer Meister darüber im Klaren waren, dass dieses Rezept unter den bestehenden Verhältnissen nur "lieber Nazis als Katholizismus" oder "erst Nazismus, dann Demokratie" bedeuten konnte.

Zweifellos hätte es für die Arbeiterschaft, da es offensichtlich ihren grundlegenden Interessen entsprach, von größter Wichtigkeit sein müssen, rasch in die neuen staatlichen Gewerkschaften einzutreten, nicht an die Desertion ihrer alten Konsumgenossenschaften, die nun unter staatlicher Kontrolle standen, zu denken, sich aktiv um eine neue Art von Arbeiterbewegung innerhalb des korporativen Rahmens und der korporativen Ideologie zu bemühen und sich nicht zu Passivität und Apathie oder, noch schlimmer, zu Antipathie und Subversion verleiten zu lassen, wie es sowohl von den Nazis als auch von den eigenen Exilanten der Arbeiterschaft einhellig empfohlen

wurde. Nur so konnte die Arbeiterschaft das Äußerste ihrer Autonomie bewahren und wieder stark werden, angepasst an die veränderten Bedingungen des Krieges und vielleicht fähig, sich zu einem weiteren linken Flügel der österreichischen Politik innerhalb der neuen Kristallisationen des Korporatismus zu entwickeln. Nur durch eine immanente Kritik, die dadurch möglich wurde, konnte die Arbeiterschaft wirklich dazu beitragen, dass dieser österreichische Korporatismus der von *Quadragesimo anno* war, wie er es sein wollte, und nicht der des italienischen Faschismus, wie er sonst ohne Gegengewicht der Arbeiterschaft zwangsläufig werden musste. Wer der Arbeiterschaft dieses Ziel darlegte, war kein Sprecher des autoritären Regimes. Auch wenn er dessen Funktionär war, war er in Wirklichkeit ein Sprachrohr politischer Ideen, die vor dem autoritären Regime waren und alle Chancen hatten, nach ihm zu sein, Ideen, die dadurch, dass sie bewahrt, gesammelt, geäußert, angenommen und wiederholt wurden, zu einer eigenen Macht geballt werden konnten, die ihren eigenen Fortbestand haben würde, ganz unabhängig vom politischen Schicksal der Stimme, die sie zuerst rief. Weder Dollfuß noch sein System konnten dem ständigen Druck widerstehen, den die politisch gebildetste Schicht des österreichischen Volkes, die Arbeiterschaft, ausübte, sobald nur die Arbeiterschaft selbst ihre eigenen Interessen und Chancen voll erfassen würde. Nur diese Methode, die Arbeiterschaft in den Schoß des autoritären Regimes einzugliedern und so eine *neue Arbeiterbewegung* innerhalb der ständischen Ordnung herbeizuführen, konnte Österreich ermöglichen, unabhängig zu bleiben, denn nur diese Methode konnte die Kräfte des nationalen Widerstandes von rechts bis links gegen den gemeinsamen Feind bündeln, und nur ein unabhängiges Österreich

konnte davon träumen, zu Lebzeiten derer, die die demokratische Republik gekannt und ihr gedient hatten, wieder eine Demokratie zu werden. Natürlich konnte die Arbeiterbewegung, auch innerhalb des autoritären Regimes, das Tempo der Ereignisse erheblich beschleunigen. Um die österreichische Unabhängigkeit zu retten und eine neue österreichische Demokratie vorzubereiten, nahm diese Arbeiterbewegung, die wiederhergestellt werden sollte, die Schlüsselposition ein. Die "Koalition" zwischen Katholizismus und Arbeiterschaft, die einen beherrschend, die anderen besiegend, war also nach wie vor das Lebens- und Todesproblem des österreichischen Staates.

Das war nicht nur das Interesse des Katholizismus, der nun eine Zeitlang herrschte, aber so grotesk gegen seine eigenen Grundlagen gehandelt hatte, dass seine Zukunft nicht allzu rosig war, - es war auch das Interesse der Arbeiterschaft, die, wenn sie ähnlich handeln würde, "Auge um Auge und Zahn um Zahn", vielleicht psychologisch auch verständlich wäre, aber im Geiste der Rache gegen den Katholizismus sich selbst sicher wieder phantastischen Schaden zufügen würde. Ich habe meine politische Mission in jenen Jahren in Österreich immer als einen Appell an die modernen Menschen, Christen, Juden und Nichtjuden gleichermaßen, verstanden, selbst zu begreifen, dass die Bergpredigt, weit davon entfernt, wider die Natur zu sein, wirklich politische Weisheit ist. Ich habe in jenen Jahren nichts so tief gelernt, als dass Hass, Rache, Groll, Vergeltung mit gleichen Waffen, kurz die Antithese zur Bergpredigt, das kindischste Spiel ist, das einen Staat zerstören muss. So zu handeln, wie es die Katholiken 1933 aus Rache für 1918 taten, war religiös und politisch ebenso unklug, wie es für die Sozialisten war, in ihren Tagträumen

nach dem Februar 1934 zu wiederholen, was die Katholiken zuvor in Wirklichkeit getan hatten. Doch nur wenige katholische Intellektuelle haben die historische Situation vor und nach der Katastrophe verstanden, so sehr standen sie im Bann des Theologen-Staatsmannes, der ihnen die Bergpredigt hätte erklären sollen, in Wirklichkeit aber nur ein neues Kapitel des Machiavellismus verkörperte. Im Gegensatz zu dieser Selbstgerechtigkeit des österreichischen Katholizismus wurde einem wachsenden Prozentsatz der Arbeiterschaft zwischen 1934 und 1938 klar, was wirklich auf dem Spiel stand und was das einzige Mittel war, um den endgültigen Kataklysmus zu verhindern. Gerade der Großteil der rationaleren Kräfte der Arbeiterbewegung, die besser ausgebildeten und politisch gebildeten Verwalter und Funktionäre der verschiedenen Arbeiterorganisationen, politisch, wirtschaftlich und kulturell, begriffen allmählich, dass bloße Ressentiments niemals politisch schöpferisch und erlösend sein konnten. Hätten das 1933/34 vor der Katastrophe ebenso viele Katholiken begriffen, wie es 1934/38 nach der Katastrophe die Sozialisten begriffen haben, dann wäre diese tragischste und verhängnisvollste Katastrophe der neueren österreichischen Geschichte, die den Anschluss in ihrem Schoß trug, nie geschehen. Man muss zugeben, dass der Katholizismus unter der Ägide Seipels weniger in der Lage war, die politische Weisheit der Bergpredigt zu verstehen, als die Arbeiterschaft auf der Basis der Marxschen Erziehung, tief erschüttert von ihrer Parteikatastrophe und bereit, auf konstruktive Stimmen des anderen Lagers zu hören. Wenn der Prozess der Wiedereingliederung der Arbeiterschaft in den neuen Staat viel langsamer vorankam, als er hätte sein können, so war es das Regime selbst, das bis zuletzt nicht den angemessenen Weg fand, um von der wachsenden Bereitschaft der Arbeiterschaft,

das verlorene Terrain durch Kooperation, nicht durch Enthaltensamkeit zu erobern, in höchstem Maße politisch zu profitieren. Trotz der vom Regime begangenen Fehler war die gesamte österreichische Arbeiterschaft am Ende, nach einem fünfjährigen Prozess, durchaus bereit, ihren Teil zur Verteidigung des Landes beizutragen, wenn auch die Regierung dazu bereit gewesen wäre.

Die Hauptgegner der "Versöhnung", wie sie es in Dollfuß' eigener Terminologie nannten, waren die Mitglieder der "illegalen" Gewerkschaften, der "Untergrundbewegung", die von den Exilführern in ihrem eher primitiven und abstrakten Interesse aufgebaut worden war, die Flamme des "revolutionären Sozialismus" um jeden Preis zu bewahren, wie die geächtete Partei sich selbst nannte. Die Chance auf eine "Revolution" war gering, und sie hätten wahrscheinlich für ihre unmittelbare Aufgabe in Österreich wie auch für ihre eigene Zukunft nach dem Anschluss besser gehandelt, wenn sie sich, falls eine Namensänderung ratsam gewesen wäre, "*Österreichische Arbeiterpartei*" genannt hätten, anstatt mit revolutionären Hoffnungen und Versprechungen zu spielen, die sie nur dann ernsthaft einhalten konnten, wenn sie für die Nazis arbeiteten. Wenn nicht ihre offene Idee, so doch ihre vorderste Praxis war, dass auch die österreichischen Arbeiter den Nationalsozialismus durchmachen müssten und dass die Nazis dem blutigen katholischen Regime vorzuziehen seien. Das war die Marxsche Variante der Parole "lieber Anschluss als Habsburg", die, wie es heißt, einer der an der österreichischen Unabhängigkeit interessierten Staatsmänner in Österreichs Nachbarschaft einmal formuliert hat. Ein taktischeres Gespür für die Gesamtsituation bewiesen die Kommunisten, die allerdings trotz ihres Wachstums seit der Katastrophe immer noch die

Minderheit innerhalb der österreichischen Arbeiterschaft darstellten und von den alten Arbeiterparteien als Außenseiter betrachtet wurden.

Abgesehen von der posthumen "Untergrundmythologie" gab es während der gesamten Zeit des autoritären Regimes keine wirkliche "Untergrundbewegung", obwohl es eine relativ nachsichtige Regierung gab, die sich nicht allzu grausam an Gesetzesbrechern rächte. Das Risiko war jedoch für den durchschnittlichen Arbeiter zu groß. Selbst wenn man die "illegalen" Aktivitäten des Nationalsozialismus einbezieht, die gelegentlich in Terrorwellen aufflammten, die von winzigen Minderheiten verübt wurden, hatte die Regierung diese Art von Revolution eigentlich nie zu fürchten, und alle Erfolge, die ausschließlich solche des Nationalsozialismus waren, waren nur der Zusammenarbeit subversiver Elemente innerhalb der staatlichen Stellen selbst zu verdanken. Wie die Revolution von 1918 von Leuten gemacht wurde, die ihre Schreibtische im Kriegsministerium und anderswo in den Regierungsbehörden hatten, so hatte die einzige schließlich erfolgreiche "Untergrundbewegung", der Nationalsozialismus, ihr Hauptquartier in den Büros der Wiener Polizei, wo die alte Methode mit neuem Elan angewendet wurde. Sowohl in der Krise von 1934, als Dollfuß ermordet wurde, als auch in den Tagen des Anschlusses konnten einzelne Personen der politischen Polizei, selbst in einem grundsätzlich intakten Apparat, ihren subversiven Interessen enorm dienen. Da ich nicht nur Zugang zu offiziellen Berichten über alle drei Arten von "illegalen" Aktivitäten - Nazis, Kommunisten und Revolutionäre Sozialisten - hatte, sondern auch ständige persönliche Kontakte zu Personen innerhalb dieser Gruppen hatte, kann ich bezeugen, dass selbst unter



einem so menschlichen Regime, wie es das österreichische normalerweise war, die politisch gebildetsten und fortschrittlichsten Kräfte der Arbeiterschaft das damit verbundene Risiko scheuten, da sie sich sehr wohl bewusst waren, dass die tatsächlichen Erfolge im Vergleich zu den erforderlichen Opfern gleich Null waren. In Wirklichkeit war die so genannte "Untergrundorganisation" nichts anderes als eine lose Kette zur Verteilung "illegaler" Literatur, die im Ausland gedruckt und ins Land geschmuggelt wurde. Die "Untergrundbewegung" hatte keinen anderen Vorteil als die Beschaffung dieser Pamphlete. Ein engerer organisatorischer Kontakt war nur zwischen sehr kleinen Gruppen von alten Bekannten möglich, die, ohne Mitglieder der "Untergrundbewegung" zu sein, das waren, was sie schon immer waren, und genau wussten, was die "illegalen" Zeitungen schreiben würden. Selbst über "Untergrundkonferenzen" im Ausland verfügte die Polizei über bessere Protokolle als die Teilnehmer. Es war eine sehr geringe Menge an politischer Information, die im ganzen Land in erster Linie durch Untergrundkanäle aufrechterhalten werden konnte, es war nichts als die Symbolik der Existenz einer solchen Gruppe im Exil um **Bauer und Deutsch in Brünn** in der Tschechoslowakei, die politisch am meisten zählte.

In dieser Hinsicht machte das Regime Dollfuß-Schuschnigg seine verhängnisvollsten Fehler. Zwar entstand aus dem Nebeneinander von Gewerkschaften, Konsumgenossenschaften und arbeiterkulturellen Organisationen so etwas wie eine neue Arbeiterbewegung, aber leider hatte dieses Zusammenwirken keinen politischen Nenner, keinen Rahmen und keine Führung. Die Regierung räumte ein, dass die Arbeiterschaft in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht nicht ohne eigene

Organisationen und Führungspersonlichkeiten dastehen könne, aber in politischer Hinsicht sollte sie sich dem autoritären Regime anpassen und dessen politische Organisation und Führung akzeptieren. Der autoritäre Ersatz für die politischen Parteien der Vergangenheit war die *Vaterländische Front*, die schlechte Nachahmung der Staatsparteien in Italien und Deutschland, die das unpopulärste Merkmal des gesamten autoritären Regimes und nur eine Lachnummer für die Arbeiterschaft war. Es war die dümmste Idee, die das Regime Dollfuß-Schuschnigg je hatte, die Österreicher aufzufordern, sich der Vaterländischen Front als neuem, monopolistischem Organ der "politischen Willensbildung" zu unterwerfen („politische Willensbildung“ war ein Wort aus einem völlig unösterreichischen, "deutschen" Wortschatz).

Den politischen Gewerkschaftsführern von gestern wieder eine ähnliche Rolle innerhalb des autoritären Regimes zuzuweisen, wie sie viele kleinere Gewerkschaftsführer allmählich erlangten, war den Machthabern, die sich schmeichelten, gerade die Verführer der Massen vernichtet und zerschlagen zu haben, ein höchst widerwärtiger Gedanke. So teilten sich nun verschiedene Gruppen, die der alten Arbeiterbewegung völlig fremd waren, die offizielle Führung über die Arbeiterschaft. Die Mitglieder und Funktionäre der ehemaligen christlichen Gewerkschaften, eine winzige, mutige, wenn auch unerfahrene Gruppe innerhalb der Arbeiterschaft, aber durch jahrzehntelange Kämpfe erbittert antimarxistisch eingestellt, stellten nun den Großteil der staatlichen Gewerkschaftsführung, während die erfahrenen Funktionäre und Treuhänder der "freien" Gewerkschaften über Bord gingen und untätig waren. Nur langsam wurden die alten Gewerkschaftsführer, die einst von ihren Kollegen

gewählt worden waren, von der Regierung ernannt. Später wurden in den Fabriken wieder Wahlen durchgeführt, aber sie erreichten nie die oberen Ebenen der Gewerkschaften, die eine politische Führung benötigten. Auch die Gemeinden auf dem Land und in der Stadt, deren traditionelle Autonomie stark beschnitten wurde, befanden sich ebenfalls in den Händen von ernannten konservativen Verwaltern, um die herum ebenfalls ernannte Vertreter der verschiedenen Berufsgruppen, die als Körperschaften organisiert werden sollten, gesammelt wurden. So wurden sowohl die Gewerkschaften als auch die Kommunen "entpolitisiert" und das Ideal des Faschismus erreicht. Das Monopol der Politik sollte in der Vaterländischen Front konzentriert werden, die jedoch die Spielwiese jener "unpolitischen" Menschen war, die bisher keiner Partei angehörten und ohne politische Erfahrung waren, aber den "Parteienstaat" reformieren wollten.

Dollfuß hatte die Idee der Vaterländischen Front als unvermeidliches Beiwerk zum autoritären Regime konzipiert, insbesondere zu den Paraden der großen Massen, wenn der "Führer" von einem Balkon aus zu ihnen sprach. Dies war das italienische Muster, das von den deutschen Nationalsozialisten nachgeahmt wurde, die jedoch die historische Tatsache übersahen, dass die Massen in Österreich politisch gesinnt waren, nicht sehr fügsam oder leicht heruzukommandieren und zu einem bissigen Witz fähig, dem gegenüber jede dilettantische Diktatur, die aufgrund ihrer religiösen Grundlage nicht die letzte Konsequenz der Brutalität ziehen konnte, zum hilflosen Riesen auf tönernen Füßen werden musste. Trotz aller Bemühungen unter verschiedenen Bezeichnungen war die Vaterländische Front in Österreich fünf Jahre lang nie mehr als eine auf einer riesigen Kartei aufgebaute

Mammutorganisation, der praktisch jeder in Österreich Lebende und Arbeitende angehören musste. Eine direkte gesetzliche Verpflichtung gab es natürlich nicht. So waren zum Beispiel der Sohn des sozialistischen Theoretikers **Benedikt Kautsky**, der bis zum Ende des autoritären Regimes Funktionär der Wiener Arbeiterkammer war, oder ich selbst während meiner gesamten Amtszeit als Vizebürgermeister nie Mitglied der Vaterländischen Front. Das waren aber Ausnahmen.

Die Masse des arbeitenden Volkes gehörte zwar der Vaterländischen Front an, die Bauern indirekt über ihren Bauernbund, die Arbeiter über die Fabriken, in denen sie beschäftigt waren, obwohl es das Ziel des Gewerkschaftsbundes war, die Privilegien der Bauernschaft auch für die Arbeiterschaft zu erlangen. Doch die Mitgliedschaft der Massen war nur ihr Loyalitätsbeweis und nicht die geringste Andeutung, dass sie von der Vaterländischen Front politisch geführt oder beeinflusst wurden. Jede Vorstellung von konstruktiver Führung war diesem Organisationskoloss völlig fremd. Im besten Fall wurden die Massen in Industrie und Landwirtschaft von Gewerkschaftsbund und Bauernbund geführt und beeinflusst, deren Funktionäre gleichzeitig Funktionäre der Vaterländischen Front waren, aber niemals Ratschläge von dort annahmen. So wies die Vaterländische Front, noch bevor sie sich voll ausbreitete, bereits zwei verschiedene Unterabteilungen oder Flügel auf, die Bauernschaft und die Arbeiterschaft. Das war die Idee, der "Staatspartei" durch ihre "Artikulation" Leben einzuhauchen, und es war genau diese Idee, mit der ich 1934 durch Italien reiste, wo die Zuhörer Augen und Mund aufmachten über diese neue "Interpretation des Faschismus", die aus dem katholischen Österreich kam.

Die Vaterländische Front war während des gesamten autoritären Regimes der Dreh- und Angelpunkt der Regierung. Schuschnigg, unter dem schließlich **Guido Zernatto**, Verleger und Dichter, zum offiziellen Organisator der Vaterländischen Front wurde, fügte eine Idee hinzu, die den Umständen entsprechend nicht ganz un-genial war, aber sicherlich grotesk, wenn man sie außerhalb der autoritären Atmosphäre betrachtet. Seine glorreiche Idee bestand darin, alle noch existierenden politischen Strömungen und Stile, Sozialismus, Legitimus und Nazismus, in bürokratische Abteilungen um die Schreibtische der Funktionäre der Vaterländischen Front zu verwandeln und damit quasi zu denaturieren, um sie im Interesse des autoritären Regimes entsprechend behandeln zu können. Für jede dieser Glaubensrichtungen, die unter normalen Bedingungen als politische Parteien organisiert gewesen wären, fand der Kanzler einen Experten und Berichterstatler ("Referenten") und konnte so einen offiziellen Dienst und Bericht um einen Schreibtisch ("Referat") herum bilden. Das war die ideale Reduktion politischer Kämpfe auf quasi intergouvernementale und ressortbezogene Angelegenheiten, deren eigentlicher Erfinder Schuschnigg war. Erst meine eigene, mehr als ihm lieb war, vorangetriebene Tätigkeit zwang ihn, eine solche Abteilung innerhalb der Patriotischen Front für die Arbeit in den "Sozialen Arbeitsgemeinschaften" zu organisieren, an deren Spitze ein ehemaliger christlicher Gewerkschafter stand, der als eine Art Gewerkschaftssekretär fungierte. Da dieser Plan zumindest Teile der Arbeiterschaft anziehen und ihre politischen Aktivitäten unter die Aufsicht der Vaterländischen Front lenken konnte, wuchsen Schuschniggs Ambitionen. Zuerst bot er den Legitimisten die gleiche Chance, deren Vertreter in der Vaterländischen Front, **Hans Karl Zessner-Spitzenberg**, die reinste Seele

war, die sie besaß und der später mit seinem Leben für die lächerliche Chance bezahlte, das "Referat für Traditionspflege", wie es bombastisch genannt wurde, zu leiten. Am Ende bekamen und nutzten die Nazis ihre Chance unter dem Vorsitz von **Arthur Seyss-Inquart**, den Schuschnigg aus einem Dutzend konkurrierender Kandidaten für dieses Quasi-Regierungsamt auswählte, weil er glaubte, in ihm einen nicht allzu hellen Mitkatholiken gefunden zu haben, wirklich gut.

Kein Wunder, dass die Auswahl neuer Gewerkschaftsführer oder die Rehabilitierung alter Gewerkschaftsführer in einem so bequemen und zugleich so absurden System überhaupt nicht in Frage kam. Schuschnigg hat nie versucht, mich dazu zu drängen. Dennoch, ohne all die anderen verhängnisvollen Fehler des autoritären Regimes, vor allem in der Außenpolitik, hätten sich die Österreicher vielleicht an die Vaterländische Front und ihre Sektionen gewöhnen können, wenn die Zeit dafür gereicht hätte. Wie durch ein Wunder war die Arbeiterschaft trotz all dieser Unzulänglichkeiten der autoritären Führung, die die Zeichen am Himmel grimmig missverstanden hatte, bereit, für Österreich zu kämpfen, wenn die Regierung selbst gekämpft hätte, nachdem sie allmählich jeden Vorschlag angenommen hatte. Hier war ich unnachgiebiger als viele meiner ursprünglichen Mitarbeiter und offensichtlich weniger entgegenkommend als die Arbeitermassen, die konservativ genug waren, den bestehenden Staat zu akzeptieren, weil er existierte, und denen ganz natürlich die Fähigkeit fehlte, die weitreichenden Folgen der Außenpolitik zu verstehen, die die autoritäre Regierung betrieb und um deren willen sie in erster Linie keine selbstbewusste politische Aktion außerhalb der Patriotischen Front haben wollte, die in der Lage war, die

öffentliche Meinung in einem anderen Sinne zu informieren und zu erziehen.

(§43) Der große Bruch im autoritären Regime erfolgte nur drei Monate nach seiner formellen Vollendung durch eine neue Verfassung (1. Mai 1934), als eine neue Welle des Naziterrors das Kanzleramt erreichte und Dollfuß tötete (25. Juli 1934). Kein Fehler in der Geschichte hat sich je tragischer an seinem Urheber gerächt als die Gründung des autoritären Regimes in Österreich an seinem verantwortlichen Schöpfer und kleinen Führer. Der kaum errichtete autoritäre Staat musste sich auf den "Mythos des Führers" statt auf seine Realität stützen, und allein diese Tatsache reichte aus, um sein Ende zu beschleunigen. Der Zufall wollte es, dass ich in der Nacht vor seinem Tod viele Stunden lang mit Dollfuß in dem Zimmer zusammen war, in dem er am nächsten Tag ermordet wurde. Am Vorabend seines eigenen Todes war das erste junge sozialistische Mitglied des ehemaligen Schutzbundes, **Josef Gerl**, auf der Grundlage eines neuen Erlasses hingerichtet worden, der den bloßen Besitz von Dynamit mit der Todesstrafe bedrohte. Ich hatte versucht, den verhafteten Jungen zu retten, der nach einem Sprengstoffanschlag ein Paket mit Dynamit bei sich trug, dessen Herkunft und Zweck er nicht erklären konnte. Ich war in aller Eile vom Lande gekommen, als das Urteil erwartet wurde, und traf Dollfuß zum ersten Mal auf der Treppe zu seiner Wohnung. Er wusste sofort, warum ich kam, und entkam, wie schon 1933, geschickt dem Störenfried. Er vereinbarte mit mir sofort ein Treffen in seinem Büro für denselben späten Nachmittag, ließ mich glauben, dass dies mir noch eine Chance geben würde, erfolgreich zu intervenieren, war aber sicher selbst entschlossen, das Thema zu vermeiden. Er ließ mich viele Stunden im Kanzleramt warten, wie er es

auch mit Gerls Verwandten tat. Als ich ihn traf, war es bereits nach der Hinrichtung. Als ich mit Vorwürfen nicht sparte, sollte ich ihn bald in eine strenge Stimmung versetzen, wie ich sie von ihm noch nie gekannt hatte. Er hatte kein besonders gutes Gewissen und ich trug nicht dazu bei, dass er sich wohlfühlte. Im Lichte des kommenden Tages kann ich mich der Annahme nicht erwehren, dass diese Aussprache der Anlass gewesen sein muss, dass ihm einige offensichtliche Ahnungen der nahenden Katastrophe dämmerten. Es war plötzlich ein anderer Dollfuß, wie ich ihn in den letzten Monaten kennengelernt hatte, ein Mann, der in der Tiefe seiner Seele aufgewühlt war, mit dem Herzen an der Oberfläche, nicht mehr so selbstsicher. Niemals in den Monaten meiner Amtszeit hatte der Kanzler so viel Zeit für mich, drängte mich zum Bleiben, wenn ich Anzeichen für einen Rückzug machte, erinnerte sich an vergangene Zeiten und erzählte mir in einer Offenheit, die er nie zuvor gezeigt hatte, von seinen eigenen Plänen. Zum ersten Mal erkannte er voll und ganz, dass wir uns in entgegengesetzte Richtungen entwickelt hatten, er von der Linken zur Rechten, ich eher von der Rechten zur Linken, aber er war sich immer noch sicher, dass es genug Platz dazwischen geben könnte, wo sich zwei Richtungen der katholischen Entwicklung treffen und die zwei Flügel desselben Ziels sein könnten. Zu meinem Entsetzen war er ziemlich froh, dass ein Sozialist das erste Opfer des neuen Anti-Terror-Gesetzes war und nicht ein Nazi, da er mit seinem bäuerlichen Instinkt nur zu gut wusste, wo der schwächere Feind zu finden war. Er gab freimütig zu, dass es für die Regierung eine große "Verlegenheit" gewesen wäre, wenn ein Nazi als erster "als Exempel" hingerichtet worden wäre. Er sprach jedoch mit echter Ehrfurcht von einigen einzelnen Sozialisten, die er früher gekannt hatte. Er wollte, dass ich sie an der hohen



Wertschätzung teilhaben lasse, die er ihnen immer entgegengebracht hatte. Es gab keinen unmittelbaren Anlass für eine solche Geste, die eher wie ein Abschiedsklang, mit dem er mich zu meiner eigenen Verblüffung beauftragte. Während er so zu mir sprach, fragte ich mich in völligem Erstaunen, warum er nicht nach ihnen schickte und ihnen selbst erklärte, wie er über ihre große Nützlichkeit für den Staat dachte?

Zweifellos gab es trotz dieser Sympathien noch einen tieferen Komplex in seinem Geist, der ihn auch vor der Arbeiterschaft in Angst versetzte und so zum leichten Opfer derer machte, die seine Ängste auszunutzen wussten. In demselben Gespräch sollte ich bald mehr erfahren. Als Bauer verstand er die Arbeiter, vor allem die Landarbeiter und die Holzfäller, aber er misstraute den Führern, selbst kein Intellektueller, misstraute er den Intellektuellen im Allgemeinen und den Intellektuellen unter den Arbeiterführern im Besonderen (wenn man nicht gerade ein alter Regimentskamerad war). Als Landwirtschaftsfunktionär erkannte er einige fähige Gewerkschafter, aber er hatte schreckliche Angst vor den intellektuellen Führern des Proletariats, den Theoretikern, den Ideologen, den Marxisten, den Juden, deren Mentalität er nicht begreifen oder deuten konnte. Sie waren für ihn nur "Bolschewisten", und das Mindeste, was er von meiner eigenen Ideologie verstand, war, dass ich manchmal ihre Sprache sprach. (Er muss ein treuerer Freund von mir gewesen sein, als ich es je umgekehrt war, und ertrug mit großer Geduld, was er für meine größten Fehler hielt). Innerhalb dieser gebührenden Einschränkungen war Dollfuß bereit, das zu akzeptieren, was er "Sozialismus" nannte, als ein Mittel der Zusammenarbeit zwischen Arbeitern und Bauern innerhalb der "neuen Demokratie",

von der er gerne sprach und die er in seiner Vision einer Gesellschaft, die auf bäuerlichen und industriellen Genossenschaften und deren Zusammenarbeit basierte, sehr nahekam, aber er war entsetzt über das, was er für "Kommunismus" hielt.

Während er mir das gerade wieder erzählte, rief der Chef der politischen Polizei, **Walter Steinhäusl**, einer der Hauptverschwörer des kommenden Tages und späterer Präsident der Wiener Polizei im Nationalsozialismus, den Kanzler telefonisch an. Ich durfte nicht mithören, erfuhr aber später vom Kanzler, dass die Polizei soeben ein kommunistisches Komplott in Floridsdorf, dem 21. Wiener Gemeindebezirk auf der anderen Seite der Donau, aufgedeckt habe, das nach dieser maßgeblichen Information morgen aufgehen solle. In meiner Anwesenheit traf der Bundeskanzler einige Dispositionen und ich beobachtete, wie er mehr denn je auf die Möglichkeit eines kommunistischen Aufstandes fixiert war, was für jeden, der auch nur die geringste politische Intelligenz besaß, eine absolute Lächerlichkeit darstellte. Ich konnte nicht ahnen, dass Steinhäusls Aufruf nur ein Teil des Schemas war, das morgen aufgerollt werden sollte, aber ich wusste sehr wohl, dass verschiedene führende Polizeibeamte dazu benutzt wurden, die Roten zu jagen, um die Aktivitäten ihrer Nazi-Partisanen zu decken. Vergeblich habe ich versucht, dies dem Bundeskanzler zu demonstrieren, indem ich ihm zeigte, wie der Polizeiapparat daran gewöhnt war, jeden verdächtigen Linken zu "apportieren" (ich benutzte den Begriff "apportieren", was Hunde tun), während die wirklich gefährlichen Nazis in der Versenkung verschwanden. Ich bin immer noch davon überzeugt, dass Dollfuß am nächsten Tag nicht umgebracht worden wäre, wenn er nur einen Bruchteil von dem akzeptiert hätte, was ich ihm

damals sagte. Doch das ist die Hand des Schicksals. Die Geschichte hätte einen anderen Verlauf nehmen können, wenn Dollfuß 1933 auf die Vernunft gehört hätte, wenn er 1934 die Idee der moralischen Wiedergutmachung unterstützt hätte, durch die allein eine volle Zusammenarbeit zwischen Katholizismus und Sozialismus möglich war, oder wenn er mir am Vorabend seines Todes mehr geglaubt hätte als seinem Chef der politischen Polizei, der ein organisierter Nazi war. Er tat es nicht, und das mag für diejenigen tröstlich sein, die an den Determinismus glauben, während ich aus der bloßen Möglichkeit, dass der nächtliche Dialog zwischen zwei menschlichen Seelen und Brüdern die Geschichte verändert haben könnte, folgere, dass der Mensch, der individuelle Mensch, der Schöpfer der Geschichte ist, nicht die Gesetze und Bewegungen der Materie, so oft der Mensch ihnen auch unterworfen sein mag. (**Wilhelm Berliner** wartete auf mich und ich nahm ihn in meinem Auto mit zu mir nach Hause.)

Während unseres Gesprächs versicherte mir Dollfuß, dass die Heimwehr zwar nicht in allen ihren Teilen zuverlässig sei, dass dies aber nicht viel ausmache, da das österreichische Heer der Fels sei, auf dem der neue Staat gebaut werden müsse und könne. Er sprach mit großer Bewunderung von diesem Heer und zeigte größtes Vertrauen in seine Zuverlässigkeit. Ich habe oft darüber nachgedacht, wie er den kommenden Tag empfunden haben muss, als sich dieses Vertrauen als völlig unangebracht erwies und der Bundeskanzler bis zu seinen letzten Augenblicken die Situation offensichtlich nie klar durchschauen konnte. Als am kommenden Morgen die Nazis in den Uniformen österreichischer Soldaten das Kanzleramt stürmten, mag Dollfuß zunächst an

Kommunisten gedacht haben, wie ihm von seiner politischen Polizei geraten wurde, aber dann muss er an den Uniformen zu seinem elementarsten Entsetzen begriffen haben, dass tatsächlich das Bundesheer, der Fels seines Staates, revoltiert hatte. Schon im Sterben erfuhr er noch von dem Hauptansteller hinter der Szene, **Anton Rintelen**, dem ehemaligen Landeshauptmann der Steiermark, der in der demokratischen Republik zur Riege der katholischen Staatsmänner gehörte, mit denen Seipel zu arbeiten gewohnt war, dann aber aus verletztem Stolz und frustriertem Ehrgeiz zum Nazi geworden war. Dollfuß war sich der Skrupellosigkeit Rintelens bewusst und hatte ihn zum österreichischen Botschafter beim Quirinal ernannt, um den Mann loszuwerden, der selbst gerne österreichischer Diktator werden wollte und, als Dollfuß diese Rolle erlangte, sogar bereit war, katholischer Kanzler eines nationalsozialistischen Österreich zu werden.

Als Dollfuß starb, umringt von den Aufständischen und nur unterstützt von zwei Polizeibeamten, die mit ihm im Kanzleramt eingesperrt waren, war es kein neues Bekenntnis zu Österreich, das er murmelte, oder ein Vermächtnis an seinen zukünftigen Erben Schuschnigg, den Kampf fortzusetzen, sondern der Wunsch, dass der Mann, der den Putsch angezettelt hatte, Rintelen, "Frieden schließen möge". Er schied aus dem Leben, nicht aus Reue darüber, dass er die Feinde seiner eigenen Feinde, die ihn getötet hatten, bekämpft hatte, sondern weil er seine Feinde bekämpft hatte, anstatt mit ihnen Frieden zu schließen.

Während Dollfuß in Einsamkeit ohne Arzt und Priester auf seiner Couch starb, hielten die Aufständischen das Kanzleramt besetzt. In diesen Stunden spielte der Rest der Regierung keine besonders heldenhafte Rolle. Einige der

Minister waren von den Aufständischen im Kanzleramt gefangen genommen worden, wo sie sich für Verhandlungen über die freie Ausreise der Gesetzesbrecher und Mörder nach Deutschland benutzen ließen. Eine dieser eingesetzten Marionetten war **Fey**, der einst Dollfuß' engster Mitarbeiter gewesen war, bevor der Sozialismus besiegt wurde, seitdem aber als Mohr, der seinen Dienst getan hatte, erheblich an Boden verloren hatte und praktisch auf dem Weg nach draußen war. Fey war einst Major in einem Eliteregiment der altösterreichischen Armee, rekrutiert in Wien, Träger des höchsten altösterreichischen Militärordens und Anführer der brutalsten Fraktion der Heimwehr. Sein Dienst für das autoritäre Regime war ähnlich wie der von Göring in Deutschland in den ersten entscheidenden Monaten des Jahres 1933. Ein Mann wie Fey hätte sich nicht vor den Aufständischen fürchten dürfen. An jenem verhängnisvollen Tag hatte er sich im Kanzleramt ohne einen Schuss mit erhobenen Händen ergeben, während sein Chef im Nebenzimmer getötet wurde. Kein Wunder, dass die Volksstimme, die den seit Monaten bestehenden Konflikt zwischen Dollfuß und Fey dramatisierte und mythologisierte, einhellig der Meinung war, der Vizekanzler selbst habe den Kanzler getötet. Die Wahrheit war jedoch, dass Fey einfach nicht in der Lage war, sich für den Mann zu opfern, der ihn bereits gegen Starhemberg ausgetauscht hatte. Vielleicht war der Draufgänger von einst auch durch die Pfründe des Friedens, die er genoss, verweichlicht.

Als der Anschluss herannahte, wurde Fey mit Frau, Sohn, Hausmädchen und Hunden von einem Nazi-Trupp getötet, grausam dem Wotan geopfert, aus blutiger Rache dafür, dass die Regierung das Versprechen der freien Ausreise für die Mörder von Dollfuß, das er als Gefangener und

Sprecher der Aufständischen gegeben hatte, nicht einlöste, sondern die ganze Bande hinrichtete. Hitler hat sich damals öffentlich von dem Verbrechen distanziert. Nach dem "Anschluss" bestand eine der ersten Amtshandlungen des NS-Regimes darin, das Andenken an diese Bande heilig zu sprechen, einen nach dem anderen hinzurichten, der sich für die Gerechtigkeit gegen die Mörder eingesetzt hatte, und den Mörder von Dollfuß, **Otto Planetta**, einen Österreicher offensichtlich italienischer Abstammung, zum Wilhelm Teil von Großdeutschland zu machen. So sicher diese Mörder den Tod verdienten, hätten ihre Taten und Personen jemals eine nationale Sage werden können, wenn sie einfach zu lebenslänglicher Haft verurteilt worden wären und wenn sie, durch den Anschluss befreit, nur eine Gruppe unter Tausenden gewesen wären, die sich ihrer grausamen Taten rühmen konnten?

Das Leben von Dollfuß ist weniger monumental als das von Seipel, der selbst in seiner einseitigen Ausrichtung auf den Antimarkxismus ein Staatsmann von respektabler Größe war, um seinen Nachfolgern eine Stütze der Weisheit zu sein. Dollfuß in seinen Höhen und Tiefen, in seinen Ambitionen, Unzulänglichkeiten und Versäumnissen ist jedoch dem österreichischen Herzen näher. Er war menschlich, warm und zart, und selbst die Arbeiter, die von seiner Politik erdrückt wurden, verdächtigten ihn nie der Unwahrheit, der Treulosigkeit oder des Betruges. Er war eine dynamische Kraft in der österreichischen Politik, die sich selbst verzehrt hat und von der sehr bald nichts mehr übriggeblieben ist. Doch trotz all seiner Fehler machte der Motor seines Lebens nicht umsonst *tabula rasa* mit der üppig wachsenden Parteipolitik des "Zweiten Österreich". Sein eiserner Besen kann in Österreich nie ganz vergessen werden. So unvermeidlich die Parteien in der modernen

Demokratie sind, sie sollten immer wissen, dass das Damoklesschwert über ihren Köpfen hängt, wenn sie sich zu totalitären Organisationen entwickeln, die sich und den Staat nicht gegenseitig respektieren. Dollfuß wird das Symbol in der österreichischen Politik bleiben, dass die Existenz der Parteien ihre natürlichen Grenzen hat, deren Überschreitung das politische Leben selbst gefährdet. Ohne Dollfuß hätte in der neueren österreichischen Geschichte die politische Kraft gefehlt, die bewiesen hat, dass die Parteipolitik nur eine Seite des politischen Lebens darstellt und dass die Politik des Staates Vorrang haben muss, auch im Interesse der Parteien.

(§44) Zu den Ministern, die dem Schicksal entgingen, von den Aufständischen im Kanzleramt eingeschlossen zu werden, gehörte auch der damalige Unterrichtsminister **Kurt Schuschnigg**, vormals Justizminister (seit 1932). Ich bezweifle nicht, dass auch er zwischen Verhandlungen mit Rintelen und der Kapitulation der Aufständischen schwankte. Noch in der Stunde, als das Kanzleramt zwei Häuser weiter gestürmt wurde, sagte Schuschnigg, bevor er von dem Ereignis erfuhr, zu einem Besucher, er wolle mehr in den Hintergrund treten, wenn er nicht sogar sein Amt niederlegen wolle, um sich anderen Interessen außerhalb der Politik zu widmen. Kaum waren diese Worte aus seinem Mund, entschied die Geschichte, dass er einen Weg einschlagen sollte, der noch tragischer war als der andere, gerade in seiner Agonie. In dieser Situation, als das autoritäre Regime faktisch führerlos war, rettete **Miklas**, der auch nach der neuen Verfassung noch Bundespräsident war, den Staat, den er nicht aktiv gewollt hatte, aber zu schwach war, um ihn durch mehr als Schimpfen zu verhindern. Als er in seiner Sommerfrische in Kärnten war und zum Telefon gerufen wurde, hatte er die

wahre Geistesgegenwart, Schuschnigg jede Verhandlung zu verbieten, befahl aber strikten Widerstand und die Räumung des Kanzleramtes ohne Rücksicht auf das Leben von Dollfuß oder anderen. Diese Energie bewahrte wohl sowohl den Staat als auch das autoritäre Regime, hinter dem der Präsident nach so viel Anstrengung wieder in der Falltür verschwand. Nur der Wille der Regierung, sich selbst zu retten und jede Verhandlung mit den politischen Kräften hinter den Aufständischen abzulehnen, konnte deren Kapitulation, den raschen Zusammenbruch des Aufstandes in den Provinzen, den Rückzug Deutschlands von jeder unterstellten Mitschuld und die Stationierung italienischer motorisierter Divisionen am Brennerpass zum Schutz der österreichischen Unabhängigkeit wirklich bewirken. All dies wurde von dem Mann in seinem Kärntner Urlaubsort bewirkt, der ansonsten nur die Galionsfigur des österreichischen Staates war. Schuschnigg war damals der korrekte Vollstrecker des politischen Auftrags, den er von der Staatsgewalt erhielt.

Das war der Tag, an dem Schuschnigg Dollfuß' Erbe und Nachfolger wurde. Er war zunächst ein widerwilliger Erbe, als in der Nacht nach dem Mord einige der geächteten und exilierten Sozialistenführer, Oskar Pollak, der ehemalige Chefredakteur der Arbeiter Zeitung, in meine Wohnung kamen, um dem neuen Kanzler die Zusammenarbeit der "Untergrundbewegung" anzubieten, wenn er den Mut hätte, den Kurs des Staatsschiffes zu ändern, und als ich ihm diese Ideen sofort während der ersten Sitzung des neuen Kabinetts mitteilte, war er so ausweichend wie immer. "Ich bin noch nicht der Kanzler", sagte er, "und ich bin nicht sicher, ob ich es werde". Im Jahr zuvor war ich an ihn herangetreten, um gemeinsam mit dem Präsidenten die Sache in die Hand zu nehmen, notfalls auch gegen Dollfuß,



dessen Verfassungsbruch er nicht so radikal zu deuten bereit schien wie sein Chef. Er hatte Verhandlungen und Gespräche in eine gewisse Richtung laufen lassen, sie dann aber abrupt abgebrochen. Das war seine Taktik, seit ich ihn kenne.

Dollfuß war ein impulsiver Mann, irrational, oft unberechenbar, aber er war ein Mann mit tiefen Instinkten, sicher Instinkte für die Macht, aber auch Instinkte für die Grenzen der Macht, und ein Freund, der um der Freundschaft willen sogar Ideen und Handlungen tolerierte, die ihm extrem fremd waren und seinem ganzen Wesen zuwiderliefen. Schuschnigg war ein widerspenstiger Mann, er schien vernünftig und intellektuell zu sein, doch erwies er sich am Ende nur als Schüler der Scholastik-Professoren, die gute Beamte und Staatsdiener, aber keine unabhängigen und schöpferischen Köpfe erziehen sollten. Dollfuß war ein Bauer mit viel Einblick in die Seele der Arbeiter, aber er misstraute den Intellektuellen, wenn sie nicht zufällig seine Freunde waren. Schuschnigg, der Sohn eines Generals, zeigte zeitweise ein recht gutes Verständnis für den Sozialismus, auch für seine intellektuellen Führer, aber er hatte nie intimere Kontakte zu den Arbeitern... Das letzte Wort, das ich nach Berchtesgaden von ihm hörte, war, dass er, vor die Alternative Hitler oder Stalin gestellt, selbstverständlich letzteren wählen würde, und "das würde Otto Bauer bedeuten", fügte er hinzu. Er erzählte mir, dass dies der Dialog war, den er mit **Guido Schmitt**, seinem Außenminister, führte, als sie gemeinsam zu Hitlers Hauptquartier reisten. Damals ahnte ich noch nicht, dass es bald allgemein bekannt werden würde, dass Schmitt schon seit einiger Zeit Berlin über alles, was in Wien geschah, informierte, seine Zugehörigkeit zu den Nazis

aber für alle außer Schuschnigg ein offenes Geheimnis war. Da Schmitt ein weiterer Schüler derselben Scholastik-Professoren war, vertraute Schuschnigg ihm vollkommen. Ein weiterer Studienkollege und engster Mitarbeiter Schuschniggs, der jahrelang die geheimsten Verhandlungen seines Chefs führte, war **Wilhelm Wolf**, ein Vorarlberger wie Schmitt, der eine Zeit lang sogar sozialistische Sympathien sammeln konnte. Wolf war jahrelang der Hauptvermittler nach Berlin, aber offensichtlich noch nicht gründlich genug, denn bald nach dem Anschluss wurde er von den Nazis umgebracht. Die Namen von Schmitt und Wolf zeigen, wie sehr Schuschnigg der falschen Stelle vertraute. Auch Seyss-Inquart hatte Schuschnigg seinen Aufstieg zu verdanken. Ich bestreite nicht, dass die Motive des Kanzlers, diesen Personen zu vertrauen, für ihn selbst grundsätzlich sehr ehrenhaft waren. Er hat nicht getäuscht, sondern wurde getäuscht. Aber er ließ sich leicht täuschen auf der Grundlage einer Ideologie, die halb und halb der nationalen Pathologie derer entsprach, die ihn schließlich wegen ihres deutschen Nationalismus verrieten.

Wenn Schuschnigg wirklich jemals konstruktive Ideen hinter seiner Brille hatte, was die Wiedereingliederung des Sozialismus in den österreichischen Staat oder die Stellung Österreichs in Europa zwischen den Achsenmächten und den Demokratien (zwei grundlegend miteinander verwobene Probleme) betraf, so handelte er nie konsequent in einer dieser Richtungen. Vielmehr schien er sich ganz auf das alte Rezept des "Durchwurstelns" zu verlassen: Sein Hauptziel schien es zu sein, "Zeit zu gewinnen", bis Europa sich wiedergefunden hätte. Er war zutiefst davon überzeugt, dass Österreich nur Objekt der Außenpolitik anderer Mächte sein kann, niemals sein

eigenes Subjekt. So bemühte er sich vergeblich, Österreich durch Skylla und Charybdis zu führen. Da er sich in seiner Psychologie den Achsenmächten näherte, konnte er nicht umhin, mehr und mehr den Kontakt zu den Demokratien zu verlieren, und ob er Mussolini nun persönlich nahestand oder nicht, er wurde immer näher an Hitler herangezogen, was eine unwiderstehliche Kraft war. Es war nicht die psychologische Tatsache, dass Schuschnigg viel weniger eng mit Mussolini verbunden war als Dollfuß, sondern der Mechanismus der italienischen Außenpolitik, der automatisch zuerst zur Entfremdung zwischen Österreich und dem Westen und dann zum logischen nächsten Schritt der Entfremdung zwischen Österreich und Italien mit Deutschland als Nutznießer führte.

Überzeugt von dem unabdingbaren Zusammenhang jeder Gewerkschaftspolitik in Österreich mit der internationalen Situation, dehnte ich bald meine politische Tätigkeit über die österreichischen Grenzen aus und machte eine eigene Außenpolitik, für die ich nie um Erlaubnis nachsuchte, über die ich in meinen Veröffentlichungen offen sprach und die in der Tat vom Bundeskanzler nie auch nur geringfügig beeinträchtigt wurde. Freilich waren Prag und Budapest in strenger Symmetrie fast ebenso oft Schauplatz meiner politischen Vorträge und Diskussionen wie die Landeshauptstädte Österreichs. Im Herbst 1934 brach ich zu einem Feldzug durch die wichtigsten Städte der Schweiz auf, die aufgrund ihres Neutralitätsstatus, ihrer sozialen Struktur und ihrer geographischen Lage am besten geeignet war, mit einem europäischen Publikum in ersten Kontakt zu treten, dann brach ich nach Italien auf, wo ich vor größerem und kleinerem Publikum von Faschisten, Sozialisten und Popolari offen über Österreich sprach, wie ich es sah, ohne je einen Kompromiss einzugehen und

ohne die damals üblichen Ausreden gegenüber dem herrschenden System. Das war die Reise von der Otto Bauer schrieb, dass er, der sich bisher meiner Redlichkeit sicher war, sich nun davon überzeugen musste, dass ich nicht mehr ehrlich war. Gewiss, obwohl ich bei vielen einflussreichen Italienern Gehör fand, konnte ich nicht zu Mussolini vordringen, dem die österreichische Heimwehr den Weg versperrte, und so habe ich die Geschichte nicht verändert durch den tollkühnen Versuch, geradewegs in den Löwenkäfig zu gehen. Wahrscheinlich hätte ich es nicht geschafft, selbst wenn Mussolini auf meine Argumente gehört hätte, wie es einige seiner Untertanen und Kollaborateure taten. Aber einfach auf die Chance zu verzichten, etwas an den Verhältnissen zu ändern, die vom Menschen abhängen, würde meiner tiefsten Überzeugung widersprechen, dass die Entscheidung des Menschen die Geschichte bestimmt. Ich hätte nicht gezögert, von einer Einladung "zum Führer" Gebrauch zu machen, die mir einer der intimsten österreichischen Mitarbeiter Hitlers gemacht hatte, wenn ich Hitler und den deutschen Nationalsozialismus jemals als ebenso am Rande zwischen Ja und Nein stehend betrachtet hätte, wie es Mussolini und der italienische Faschismus 1934 offensichtlich noch waren. Wenn das österreichische autoritäre Regime als solches, und nicht nur ein isoliertes Individuum, und wenn insbesondere die österreichische Heimwehr unter Starhemberg die gleichen Ideen vertreten hätte, hätte man vielleicht Italien ohne die Brücke nach Deutschland in der Stresa-Front halten können. Als die Würfel in die entgegengesetzte Richtung fielen und Mussolinis imperialistisches Abenteuer begann, gab ich zu (in Worten, die die österreichische Zensur für notwendig hielt, um sie zu unterdrücken), dass die Hoffnungen, Italien in der europäischen Front zu halten, zunichte gemacht worden

waren und dass die in Aussicht stehende Reihenfolge "erst Abessinien, dann Österreich" zu sein schien. Andere Reisen nach Paris und London hatten mich nicht glücklicher gemacht, denn sie zeigten deutlich, dass Westeuropa sehr froh wäre, wenn Österreich sich aus der Umklammerung durch Deutschland retten würde, dass aber die Westmächte selbst nicht viel dazu beitragen würden. Ich hörte aber nicht auf, Schuschnigg, wo immer ich konnte, bis zum Schluss zu raten, er solle die westeuropäische Karte, die am Ende der Trumpf sein würde, niemals aus der Hand geben. Ich war kein Experte in auswärtigen Angelegenheiten, und Schuschnigg schätzte die Techniker der Diplomatie hoch ein. Trotzdem hat er mir immer widerspruchslos erlaubt, meine Ein-Mann-Außenpolitik fortzusetzen, hat den österreichischen Vertretungen im Ausland geraten, mir zu helfen, und hat nie versucht, sich in etwas einzumischen, von dem er genau wusste, dass es nur seinem eigenen Vorteil diene.

Schuschnigg war in erster Linie der treue Erbe von Dollfuß. Obwohl er in seinen früheren Tagen nach der Rückkehr aus italienischer Gefangenschaft einmal ein Anhänger des Anschlusses war, war er als Mitglied und als Chef der autoritären Regierung zweifellos ein radikaler Verfechter der österreichischen Unabhängigkeit. Er verstand diese Unabhängigkeit weit weniger als antideutsches Axiom und Postulat, wie sie in Österreich allgemein verstanden wurde, sondern als Folge der einzigen Gefahr, die von Deutschland ausging. Seine Ideologie war genau die der großdeutschen katholischen Intellektuellen während der gesamten Zeit des Dreibundes und des Ersten Weltkrieges, zu der seine Professoren und seine eigene Erfahrung gehörten. Dollfuß stammte aus demselben Milieu, aber er hatte in dieser Hinsicht einen großen Schock erlebt, der ihn

sehr unsicher machte, ob seine frühere deutschnationale Ideologie nicht überholt war. Dollfuß war ein Bauer, der unter dem Eindruck der deutschen Realitäten seine frühere Anschluss-Ideologie ebenso entschlossen aufgeben konnte wie die Arbeiterschaft. Er mag später auf die Idee der Versöhnung zurückgekommen sein. Schuschnigg war viel mehr von der deutschen Ideologie der österreichischen Intelligenz durchdrungen. So konnte er - ganz im Gegensatz zu Dollfuß - nicht aufhören, vom "Deutschtum" als einem Kulturgut jenseits der politischen Grenzen zu träumen, und damit von den "zwei deutschen Staaten", fast im Jargon Franz Josephs, obwohl der eine dieser beiden Staaten ein von der europäischen Friedensordnung völlig abhängiger Kleinstaat geworden war, gegenüber dem der andere Staat der Riese war, der diese Ordnung herausfordern konnte. Die Idee der "zwei deutschen Staaten" war schon falsch, als Österreich mit Bismarck-Deutschland oder der Weimarer Republik konfrontiert war (obwohl sie damals vom österreichischen Katholizismus fast einhellig geteilt wurde), jetzt war sie zum Wahnsinn geworden. Schuschniggs eigentümlicher Beitrag bestand darin, diese Idee auf das nationalsozialistische Deutschland zu übertragen und damit einen Irrtum zum Verbrechen zu machen (genau zu dem Zeitpunkt, als die Mehrheit der österreichischen Katholiken begonnen hatte, sich entschieden von dieser Tradition zu emanzipieren). Diese Idee des "Deutschtums" wurde auch von Mussolini mit großem Misstrauen betrachtet, der überdies mit Schuschnigg nie den gleichen persönlichen Kontakt fand wie mit Dollfuß. Er machte sich Sorgen um die Zukunft eines Österreichs, das, anstatt seine mediterranen Grundlagen zu betonen und damit ein Teil Europas zu bleiben, die gleiche kulturelle Substanz wie Deutschland haben wollte und daher nicht ausweichen konnte, in den

deutschen Dunstkreis zu geraten. Indem er Österreich von Italien abdriften sah, mag Mussolini in Schuschniggs Deutschtums-Komplex die psychologische Ausrede gefunden haben, warum er Österreich an Deutschland auslieferte, noch bevor es selbst kapitulierte: Wenn die Österreicher Deutsche sein wollten, so interpretierte er später seine Desertion, dann könne niemand auf der Welt sie gegen ihren Willen zwingen, Österreicher zu sein. Mit diesen Worten war Mussolini im Übrigen ein guter westeuropäischer Staatsmann. Wenn Mussolinis Tränen echt waren, konnte er sich in der Tat vorwerfen, seinen großen Anteil daran gehabt zu haben, dass die nationale Pathologie des österreichischen Führers nun über das Schicksal und die Zukunft des österreichischen Volkes entschied. Schuschnigg lieferte damit das Stichwort für alle, die an der österreichischen Problematik erkrankt waren und sicher waren, dass nur Deutschland sie von ihrer Krankheit befreien könne. Während Dollfuß in seinem Temperament und seiner Intuition wirklich ein kleiner Führer war, war Schuschnigg in Wirklichkeit keiner, sondern der treue Erbe des Führers. Eine Rolle, die, so unzureichend ihre Funktion und ihr Träger auch waren, nur denjenigen ehrt, der sie gegen seinen Willen angenommen hat, und die damit die Tragik des österreichischen Katholizismus in seinen Erfolgen und seinen Qualen verkörpert. In friedlicheren Zeiten wäre Schuschnigg vielleicht ein idealer Justiz- oder Unterrichtsminister in einer Regierung von bürokratischen Experten im Dienste einer unzerstörbaren konstitutionellen Monarchie gewesen. Als Führer eines autoritären Regimes, das vom Schicksal auserwählt war, konnte er nur selbst zu dessen Schicksal werden, und, da das Regime mit dem Staat identisch geworden war, auch zum Schicksal des Staates. Schuschnigg wollte natürlich sehr bald selbst ein Führer sein, wie es die anderen um ihn herum auch waren,

und obwohl er zunächst nicht nach Dollfuß' Erbe gefragt haben mag, passte er sich ziemlich bald und ziemlich gut an die Rolle des Führers im autoritären Regime an, für die er weder geboren noch begabt war. Er glaubte, von der Vorsehung berufen worden zu sein, wie alle Monarchen der Vergangenheit, und er war noch mehr von diesem Glauben durchdrungen nach dem Autounfall, bei dem seine Frau auf seinem eigenen Platz sitzend auf tragische Weise ums Leben kam, während er auf wundersame Weise gerettet wurde (zufällig fuhr ich selbst zehn Minuten nach der Katastrophe die gleiche Straße und war Zeuge der Umstände). Der tragische Unfall prägte Schuschniggs Gemüt nachhaltig und er drehte sich ganz natürlich noch mehr in sich selbst hinein als zuvor. Er hätte sich als Opfer seiner Pflichten sehen können, wie es Franz Joseph in ähnlichen tragischen Situationen getan haben soll. Als Spross einer slowenischen Bauernfamilie (Susnik), dessen Urgroßvater bereits zum Stand der wohlhabenden Kärntner Deutschslowenen (landesweit Windisch genannt) gehörte, dessen Großvater als hoher Beamter der österreichischen Gendarmerie geadelt worden war, dessen Vater österreichischer General in Tirol gewesen war und dessen Mutter aus einer Tiroler Intellektuellenfamilie stammte, war er ein ebenso guter Herrscher Österreichs wie jeder der Habsburger, denen er nachfolgte. Nach nur einem Intermezzo schien Österreich in das Zeitalter zurückgeworfen zu werden, in dem Franz Joseph ein Übermensch hätte sein sollen, aber nur so durchschnittlich war wie seine anderen weniger majestätischen Zeitgenossen. So war es auch bei Schuschnigg. Die Tradition jener altösterreichischen Regime, die den Absolutismus praktizierten, schien leider wieder aufgelebt zu haben. Nur dass das willkürlichste dieser Regime, jenes in der Jugend Franz Josephs, eine Idylle des



Konstitutionalismus war im Vergleich zu diesem modernen Absolutismus, in dem ein einziger Führer über alles entscheiden sollte, über die Außenpolitik, die Gewerkschaftspolitik, die Wirtschaftspolitik, den ständischen Umbau und was nicht alles, und so in Wirklichkeit überhaupt nichts entschieden wurde. Weder Metternichs Weisheit, die Kutsche Europas zu lenken, noch Taaffes Talent in der Sozialgesetzgebung, sondern nur die Instabilität des jungen Franz Joseph und Bachs Mischung aus Brutalität und *Laissez faire* blieben das Kennzeichen der Folgezeit.

Während Schuschnigg versuchte, die Dinge in der Innenpolitik ruhig zu halten und die Parteikämpfe für bürokratische Köpfe durchschaubar zu machen, indem er sie auf die Schreibtische der Vaterländischen Front verlagerte, war sein eigenes Experimentierfeld, genau wie bei Franz Joseph, die Außenpolitik, genauer gesagt das Verhältnis zwischen "den beiden deutschen Staaten", dem Geier und dem Spatz. Wie die meisten anderen österreichischen Landeshauptleute wusste Schuschnigg nicht viel über Westeuropa, glaubte aber, dass Deutschland und Italien die Welt seien. Unbewusst knüpfte er wie Dollfuß an das alte Ausland an und setzte die Politik Franz Josephs fort, die Brücke zwischen den beiden einzigen Scharnieren dieser Welt zu sein. Zu diesem Zweck war Schuschnigg begierig, mit Italien gegen Deutschland zu spielen, wie Dollfuß es getan hatte, aber bald in gleicher Loyalität mit Deutschland gegen Italien, oder wenigstens war dies die unvermeidliche Interpretation, die seine Außenpolitik in Rom finden musste. Schuschnigg war mehr als Dollfuß ein willfähriger Schüler von Seipel, dessen kleinlicher Machiavellismus das war, was er unter Staatskunst verstand. War Seipel schon ein kleiner

Machiavelli mit mehr Beschränkungen als Impulsen, so war Schuschnigg nur ein *Machiavellerl*, wie die Österreicher sagen würden, ein Machiavelli von der Größe eines Däumlings. Mit Mussolini und Hitler konnte er in dieser Hinsicht ebenso wenig mithalten wie einst Franz Joseph mit Cavour und Bismarck.

Im kleinlichen Machiavellismus würde Schuschnigg Seipel leicht übertreffen, der zwar oft unverantwortlich redete, aber durch Instinkt und Erziehung noch öfter verantwortlich handelte. Schuschnigg hätte nie so geredet wie Seipel, aber er überraschte selbst diejenigen, die ihn kannten, immer wieder durch die Art der Unternehmungen, die er in Angriff zu nehmen wagte. Seipel behielt die Methode des Machiavellismus für seltene Coups von zentraler Bedeutung vor (wie einst Friedrich II., lehrte, wenn auch nicht immer). Schuschnigg hingegen lebte ganz in machiavellistischer Atmosphäre, in der er am Ende nicht mehr zwischen wahr und falsch, Naivität und List unterscheiden konnte. Beraten von seinen noch schlaueren Freunden Schmitt und Wolf glaubte er allmählich, Hitler überlisten zu können, wie er schon Seipel überlistet zu haben glaubte, und hielt es, schlau wie er war, für besonders wirksam, Hitler "durch Verträge zu binden". Das war wie eine fixe Idee in seinem engen Kopf. So kam das deutsch-österreichische Abkommen vom 11. Juli 1936 zustande, ein Donnerschlag für das österreichische Volk. Starhemberg hat in seinen Memoiren zum Teil völlig glaubwürdig dargelegt, wie Schmitt es interpretierte, indem er es als "ein machiavellistisches Beispiel für Schuschniggs politisches Genie" bezeichnete. Dies ist, was Schmitt zu Starhemberg sagte: "Es wird eindeutig festgestellt, dass es sich bei diesem Abkommen um ein persönliches Abkommen zwischen Hitler und Schuschnigg handelt,

wobei Schuschnigg nur als Vorsitzender des derzeitigen Kabinetts fungiert. Wenn es Schuschnigg brechen will, braucht er nur zurückzutreten, und kein anderer ist verpflichtet, die Bedingungen zu erfüllen. Schuschnigg kann dann wieder ernannt werden, und als Chef einer neuen Regierung ist er nicht an die von seinen Vorgängern getroffenen Vereinbarungen gebunden. Das war Schmitts Idee und geht wohl auf Papen zurück, der nach Dollfuß' Tod deutscher Botschafter in Wien geworden war, dort zunächst fast geächtet wurde, aber durch seine Hartnäckigkeit und die Betonung guten katholischen Verhaltens schließlich bei Schuschnigg Gehör fand und mit diesem "Gentleman's Agreement" den größten Triumph seiner diplomatischen Karriere feierte. Natürlich konnten Papen und Schmitt selbst nicht an diese Argumentation glauben, aber für Schuschnigg war es der Angelhaken, an dem er sich verding, und er war sicherlich der Mann, der an eine so alberne Kombination aus eigener Arglist und der Korrektheit des Partners als ernsthaftes Mittel zur Lösung der "deutschen Frage" glaubte.

In der Vereinbarung vom Juli 1936 schlossen "die beiden deutschen Staaten", der durch Paragraphen zu kettende reißende Wolf und das schwachsinnige Schaf, das sicher ein verschlagener Schurke war, nach mehr als drei Jahren Krieg Frieden. Schuschnigg versprach die Liquidierung des Antinazismus und Hitler die der österreichischen Nazipartei, wobei Schuschnigg damit Hitler als Chef der österreichischen Nazis anerkannte und Hitler einen neuen Vorwand für seine Pläne gegen Österreich und für die Einmischung in österreichische Angelegenheiten erhielt, wenn Schuschnigg seiner Meinung nach gegen diese vertraglichen Vereinbarung die Fortsetzung der antinazistischen Propaganda erlauben würde. Keine der

Vertragsparteien hielt sich jemals an den Pakt, dessen Opfer ich dennoch war, da meine Tätigkeit nun offiziell liquidiert wurde. Schuschnigg hatte durch diese "persönliche Vereinbarung" eingewilligt, in Lehenspflicht und Vasallität zu treten.

(§45) Eine seltsame Folge des Paktes zwischen Hitler und Schuschnigg war, dass sich Sozialismus und Legitimusismus politisch annäherten, oder anders gesagt, dass breite Schichten der Arbeiterschaft nach der letzten Chance der österreichischen Unabhängigkeit Ausschau hielten, die in der Wiederherstellung der Monarchie liegen könnte. Im Gegensatz zu einem autoritären Regime, das in der immanenten Konsequenz seines eigenen Gesetzes begonnen hatte, Österreich an die Nazis auszuliefern, schienen die Habsburger für viele, auch für viele ehemalige Anti-Habsburger, die letzte Chance auf Freiheit zu sein. Ich habe in jenen Jahren und Monaten vielen von ihnen innerhalb und außerhalb Österreichs den Puls gefühlt und festgestellt, dass die Formel "lieber Anschluss als Habsburg" nirgends ernsthaft in Erwägung gezogen wurde, auch nicht bei jenen, die ihre ersten Schöpfer waren.

Ich selbst war nie ein Anti-Habsburger (und auch kein prinzipieller Anti-Monarchist), wie es die meisten österreichischen Sozialisten und die Tschechen immer gewesen sind. Die österreichischen Katholiken sind es gewohnt, mit anderen Augen auf die österreichische Geschichte zu schauen. Obwohl ich in meinen früheren Jahren ein glühender Legitimist war, habe ich, solange Karl lebte, in den Nachfolgestaaten, ihrer nationalen Souveränität und ihrer politischen und sozialen Struktur immer einen großen Fortschritt der Geschichte gesehen. Niemals blind für die Werte der Tradition, habe ich die Funktion der Tradition in der modernen Welt immer auf

einer ganz anderen Ebene gesehen als nur die der "Restauration". Es gibt in der Tat zwei grundsätzlich verschiedene Aufgaben, die eine politische auf der Grundlage der empirischen Souveränität, wie sie rechtlich besteht, und die andere geistige, zu der sicherlich die früheren Dynastien, wenn sie ihre Funktionen nur in einer neuen Perspektive sehen, viel beitragen können. Seit den neuen Gefahren, die historisch für die Demokratie durch verschiedene totalitäre und autoritäre Regime in Europa entstanden waren, fand ich, dass es eine neue Chance für den Konservatismus geben könnte, sich mit der Demokratie, der Rechtsstaatlichkeit und den bestehenden Legitimitäten zu verbünden und sie mit seinem immer noch großen gesellschaftlichen Einfluss und seiner Macht schützen zu helfen. Die Geschichte hat gezeigt, wie groß diese Hoffnung auch in ehemals gänzlich antikonservativen Lagern war, und sie hat zugleich bewiesen, dass keine der mitteleuropäischen konservativen Gruppierungen, kein bayerischer, preußischer oder österreichischer Konservatismus, dieser historischen Chance wirklich zu entsprechen vermochte. Die Führer des Konservatismus stellten sich auf die Seite der totalitären und autoritären Regime, nicht auf die der Demokratie und des Sozialismus. Wenn Konservatismus nur die alten Aristokratien bedeuten würde, wäre ihre Identifikation mit dem Faschismus und die anschließende Liquidierung vielleicht in Ordnung. Konservatismus bedeutet in Mitteleuropa aber auch die politische Tradition, die im Bauerntum, im Bürgertum und im politischen Katholizismus lebendig ist, und diese in ein positives Verhältnis sowohl zur Demokratie als auch zum Sozialismus zu bringen, ist immer noch eine Aufgabe, die es wert ist, unternommen zu werden. Die ehemaligen Aristokratien (und Dynastien) können am besten zum **"progressiven Konservatismus"** beitragen, indem sie

sich selbst, ihre Familien, ihre Kultur und ihre Tradition bewahren und unvoreingenommen der *res publica* dienen, in welcher Form auch immer sie erscheinen wird. Obwohl das Zeitalter vorbei ist, in dem sich die Tradition dieser Familien den Völkern des 20. Jahrhunderts als "legitimes Recht" präsentieren kann, mag es für viele europäische Nationen noch Notlagen geben, in denen ihre Dienste erforderlich sein werden. Für Österreich schien eine solche Notlage in vielen Augen zu bestehen, nachdem Dollfuß das autoritäre Regime errichtet hatte, und noch mehr, nachdem Schuschnigg seinen Pakt mit Hitler geschlossen hatte. Die Idee des Legitimus und der Wiederherstellung der Monarchie schien vielen die letzte Chance für die österreichische Unabhängigkeit zu sein, nachdem das autoritäre Regime sie aufgegeben hatte. Ich selbst betonte erneut die Chance des Konservatismus und seiner primär geistigen Werte, die nicht von der "Restauration" abhängen. Ich habe diese Ideen öffentlich und privat propagiert, ich habe auch mit dem österreichischen Thronprätendenten, dem **Herzog von Bar**, und seiner Mutter oft so gesprochen, und obwohl ihre Sympathien eindeutig bei Dollfuß und bei Franco lagen, waren ihre Interessen, zumindest die weitergehenden, sicher nicht bei Schuschnigg und seiner letzten Wendung. Es war wieder einmal eine große Chance, wie sie sich vielleicht nur einmal im Leben bietet. Es war eine Chance, die umso sicherer war, je weniger sie mit Vorstellungen von "Restauration", kaiserlich oder kaiserlich, verwechselt wurde, und die ergriffen, nicht erzwungen wurde. Es war die letzte Chance Österreichs, doch gab es "nur eine Frau und ein Kind".

Einmal, 1934, hatte ich ein Gespräch mit **Eduard Beneš**, damals noch Außenminister, über diese Probleme. Er sagte mir, was er auch anderen Besuchern zuvor und später

sagte, dass die Tschechoslowakei mit ihrer Haltung gegen Habsburg steht und fällt. Er fügte jedoch etwas Neues hinzu. Er sagte mir, dass es angesichts der Gefahr des Nationalsozialismus von Seiten der Tschechoslowakei keine Einwände gegen die Monarchie in Österreich geben könne, wenn die Österreicher die Monarchie für ihre Unabhängigkeit für unverzichtbar hielten, und "wenn es nicht die Habsburgermonarchie wäre". Zu Recht fügte er hinzu (wobei er den problematischen Charakter der Nachkriegsregelung offenlegte), dass für eine Habsburgermonarchie in Wien sowohl die Slowakei als auch Kroatien unweigerlich verloren wären und somit sowohl die Tschechoslowakei als auch Jugoslawien daneben nicht existieren könnten. Er könnte heute hinzufügen, dass nicht nur Habsburg in Wien, sondern auch Hitler in Berlin die Fortführung der Nachfolgestaaten, so wie sie geschaffen wurden, nicht zulässt, und er könnte morgen hinzufügen, dass jede Balkanisierung des Donauraums auf lange Sicht immer zu slowakischem und kroatischem Separatismus führen wird und dass nur die Wiedereingliederung des Donausystems, in dem Slowaken und Kroaten auch Zugang zu Wien und Budapest haben werden, sowohl die Tschechoslowakei als auch Jugoslawien möglich machen wird.

Im Jahre 1934 machte Beneš gegenüber einem österreichischen Staatsfunktionär, der für sein Interesse an der Einheitsfront vom Konservatismus zur Arbeiterbewegung bekannt war, eine Äußerung dieser Art, die nicht ohne tiefere Bedeutung war. Er riet uns sicher nicht, eine abenteuerliche Monarchie der Dynastie Starhemberg zu versuchen. Die offensichtliche Bedeutung dieser wohl kalkulierten Äußerung gegenüber dem ersten österreichischen Beamten, der die Frage an ihn herantrug,

war sicherlich eine andere. Es war die unmissverständliche Formulierung der Bedingungen, unter denen eine Monarchie in Österreich, wenn auch eine innere Notwendigkeit im Kampf gegen den Nationalsozialismus, aufhören würde, die alte Habsburgermonarchie zu sein, auch wenn sie die neue Monarchie eines Habsburgers sein würde. Zwei unabdingbare Voraussetzungen müssten erfüllt sein, um zu verhindern, dass die Monarchie einfach "die Wiederkehr der Habsburgermonarchie ist". **Erstens** müsste es sich um eine Monarchie nach der Verfassung und damit nach der Demokratie handeln, deren Vorbereiter das autoritäre Regime zumindest in seinen offiziellen Verlautbarungen sein wollte. Nur eine Monarchie nach englischem Muster würde in die Nachfolgestaaten passen, wollte Beneš offenbar andeuten, und diese allein wäre dann keine Habsburgermonarchie mehr. **Zweitens** müsste es sich um eine Monarchie handeln, die von jeder Art von großösterreichischem Legitimus oder gar der Idee einer Personalunion zwischen zwei oder drei Nachfolgestaaten definitiv und vollständig losgelöst ist, d.h. die Dynastie Habsburg-Lothringen, die dynastische Rechte auf Territorien und die nationale Souveränität der Nachfolgestaaten beansprucht, müsste auf diese Legitimationsansprüche verzichten und zum "Haus Österreich" im genauesten Sinn des Wortes werden, nämlich zur Dynastie und Monarchie des österreichischen Volkes. Wenn es das ist, was die Österreicher wollen und glauben, zur Erhaltung ihrer Unabhängigkeit zu brauchen, wollte Beneš mir in der Tat mitteilen, so ist es uns recht, während wir gegen alles, was uns unter dem Vorwand bloß innerösterreichischer Angelegenheiten aufgedrängt wird, kämpfen würden. Er konnte ernsthaft nur "gar keine Habsburgermonarchie" oder "lieber Anschluss als Habsburg" meinen, denn jede andere Art von Monarchie



als die beschriebene und vor allem jede Art von "Wiederherstellung" des Bestehenden musste ohnehin nur die deutsche Hegemonie beschleunigen.

So wie Österreich ent-österreichisiert werden musste, um ein anderes Österreich zu werden, war Masaryk überzeugt, so musste Habsburg erst ent-habsburgisiert werden, um in diesem neuen Österreich irgendeine neue Funktion zu erfüllen, ließ sich Beneš interpretieren. Wahrscheinlich rechnete er mit der Sturheit des Legitimus, der seine Ideologie niemals de-legitimieren kann. Wir mussten es jedenfalls versuchen. Da nur die ent-habsburgisierte Monarchie wirklich eine innerösterreichische Angelegenheit wäre, nie aber die Frage des Legitimus und einer Habsburgermonarchie, zu der jeder Nachfolgestaat etwas zu sagen hätte, könnten wir froh sein, genau zu wissen, wie die Tschechoslowakei dazu stehen würde und wo die Chancen einer parallelen Interpretation liegen würden. So selbstverständlich es ist, dass ein souveräner Staat über seine Staatsform entscheidet, ohne auch nur seine Nachbarn zu konsultieren, so unbestritten ist die Auffassung der Tschechoslowakei, dass die Habsburgermonarchie im Sinne des Legitimus nicht nur eine österreichische Angelegenheit ist, sondern auch alle anderen Nachfolgestaaten wesentlich betrifft. Vergeblich habe ich versucht, diese Idee und Interpretation den Legitimisten innerhalb und außerhalb der österreichischen Regierung einzuprägen. In den Jahren 1936 und 1937 gab es viele Situationen, die dieser Auffassung entsprachen, aber keinen Staatsmann, der sie in die Tat umsetzte.

Ich gebe nicht vor zu sagen, dass die Zusammenführung der Kräfte des Ersten und des Dritten Österreichs, die mir damals vorschwebte und für die die verbliebenen aktiven Kräfte des Zweiten Österreichs zumindest nach dem Juli

1936 gestanden wären, Österreich unter allen Umständen gerettet hätte. Wenn Schuschnigg an der Spitze dieses Zusammenschlusses gestanden wäre, wäre das Ergebnis sicher dasselbe gewesen. Hätte sich jemand anderer als Ersatz für Schuschnigg finden lassen, so hätte diese Tatsache allein ausgereicht, obwohl ein solcher Wechsel aller Wahrscheinlichkeit nach, auch wenn Österreich noch Zeit gehabt hätte, nur durch die Einwirkung des Ersten auf das Dritte Österreich und niemals durch dessen eigene immanente Kräfte erreicht werden konnte. Das Haupthindernis bestand schon damals darin, dass die Idee des Legitimus nicht de-legitimiert und damit wieder zu einer politischen Kraft gemacht werden konnte, obwohl viele ihrer Parteigänger und Führer zu diesem Schritt bereit waren. Schuschnigg war in der Politik selbst viel zu sehr Legitimist, um die Lösung zu finden, denn wie der gesamte Legitimus in der Geschichte wollten die österreichischen Legitimisten alles oder nichts und keine Kompromisse *pour la serviette*, während Schuschnigg, der als einziger in der Lage war, den Plan der ent-habsburgisierten Monarchie ohne Staatsstreich zu verwirklichen, selbst im Banne des Legitimus stand, anstatt der Architekt zu sein, der die Monarchie plante und die Habsburger dorthin stellte, wo sie noch eine historische Funktion erfüllen konnten. Also um sie zu lenken, nicht um von ihnen gelenkt zu werden. Der Unterschied zwischen meiner eigenen Geschichtsauffassung und der des Legitimus in jenen Jahren bestand darin, dass ich eine letzte Chance zur Abwendung der endgültigen Katastrophe und zur Rettung Österreichs allmählich verspielt und schließlich verpasst sah, während die Legitimisten meinten, die Chance zur Wiederherstellung der Monarchie würde sich zu Lebzeiten eines Prätendenten, der damals noch ein Knabe war, wieder und noch besser bieten. Ich dachte an die Chance für

Österreich, die die Chance für den Konservatismus sein könnte, sie dachten an die Chance für die Monarchie, die ihrer Meinung nach allein die Chance für Österreich sein würde. Ich dachte an jene Jahrhunderte, die gegen Deutschland mobilisiert werden könnten, wenn ein neuer Typus von Habsburger, konzentriert auf seine rein österreichische Mission, in den bestehenden österreichischen Staat einzementiert würde, nicht einmal unbedingt als Monarch, aber sicher als Diener eines Volkes und einer Idee, - während die Legitimisten diese Chancen nur unter dem Gesichtspunkt der Monarchie, der Dynastie und einer Jugend sahen, die sicher heranwachsen und dann auch andere Chancen haben würde. Mein Plan beinhaltete den definitiven Verzicht auf den Legitimus, eindeutig und feierlich, soweit es sich um Gebiete außerhalb Österreichs handelte, während die Legitimisten erneut bewiesen, dass der Legitimus zwar ein metaphysisches Glaubensbekenntnis sein mag, aber sicherlich kein politisch konstruktives Prinzip zur Organisation einer modernen Gesellschaft ist. Mein bester Freund jener Tage, der später den Heldentod starb, **Zessner-Spitzenberg**, war der Legitimist, mit dem ich diese Probleme am meisten diskutierte, und er verstand sie sehr gut, konnte aber natürlich nichts dagegen tun. Der österreichische Führer der Legitimisten, **Friedrich Wiesner**, der Sohn des jüdischen Universitätsprofessors, dem einst H. St. Chamberlain seine "Grundlagen des 19. Jahrhunderts" widmete, war ein großartiger Geist, war sich ebenso vieler Mängel bewusst, war aber selbst zu sehr in das verstrickt, was er für Diplomatie hielt, um die Zeichen der Zeit lesen zu können. So sehr er sie auch gelesen hat, so hat er doch genug gelitten für seine Loyalität, die wie die Zessners immer zum *sacrificium intellectus* bereit war, das ich für keine Regierungsform für lohnend hielt.

Mein eigener Gedanke nach Schuschniggs erster und entscheidender Kapitulation war, meinen Teil dazu beizutragen, eine Gegenaktion zu organisieren, die ihn entweder auf die richtige Linie zwingen oder aus ihr herausdrängen würde. Da war noch der Bundespräsident, der nicht bereit war, dem Kanzler in den "deutschen Kurs" zu folgen. Der Vorsitzende des Gewerkschaftsbundes, der Führer des Bauernbundes, der Organisator der Konsumgenossenschaften auf der einen Seite, der Führer des Legitimismus, der Organisator einer noch existierenden kämpferischen Organisation des Legitimismus und nicht zuletzt Starhemberg auf der anderen Seite, hielten die Schlüsselpositionen. In der Tat gab es kaum ein halbes Dutzend Personen, auf die sich Schuschnigg wirklich verlassen musste. Es gab keinen unter ihnen, der nicht tief enttäuscht und beunruhigt war. Zugleich waren sie alle völlig unfähig, gemeinsam zu handeln. Sie alle hätten die Habsburgermonarchie der Schuschnigg-Diktatur bei weitem vorgezogen und hätten aller Wahrscheinlichkeit nach die Wende herbeiführen können, wenn sie zu einem gemeinsamen Handeln veranlasst worden wären. Wie schon 1933 versuchte ich erneut, die Kräfte zusammenzubringen, die in der Lage waren, die Lebensader des autoritären Regimes zu kappen. Ich wusste, dass ich nicht mit dem Kopf, sondern mit meiner Position innerhalb dieses Regimes spielte, aber ich hatte in der Tat seit dem ersten Tag, an dem ich es betrat, mit ihm gespielt.

Die Chancen, in Österreich jene Veränderungen zu erreichen, die zumindest sicherstellen würden, dass es nicht vor Deutschland kapitulieren würde, waren groß. Plötzlich hatte sich der Legitimismus als ein noch vorhandener politischer Faktor außerhalb des autoritären

Regimes erwiesen, der in der Lage war, zum ideologischen Gravitations- und Kristallisationszentrum zu werden. Außerdem war der Legitimismus ein ideologischer Faktor mit internationaler Resonanz, und viele ehemalige Anti-Habsburger in Paris und London wären froh gewesen, die Habsburger in Wien anstelle von Hitlers Schatten zu haben. Auch in Prag gab es viele, die bereit waren, noch deutlicher zu werden als Beneš 1934. Nicht nur eine gemäßigttere Amalgamierung, wie ich sie befürwortete, sondern die Restauration der Habsburger ohne große Bedingungen stand auf Messers Schneide und in greifbarer Nähe, es lag tatsächlich allein am Mut von einem Dutzend Personen. Historisch gesehen hat der österreichische Konservatismus 1936/38 die Chance der Geschichte ebenso verpasst wie der bayerische oder preußische Konservatismus 1932/33, und zwar im Grunde aus genau denselben Gründen. In all diesen Fällen waren die verantwortlichen Vertreter der monarchischen und dynastischen Tradition, zu denen auch Linke noch einmal aufblickten, ideologisch zu sehr in den Autoritarismus oder Totalitarismus verstrickt, um für die Rettung des Staates durch Recht und Konstitutionalismus und erst recht für den entschlossenen Sturz eines etablierten autoritären Regimes und für die Wiederherstellung der vorautoritären Verfassung, für die es bei ihnen keine innere Affinität mehr gab, wirklich von Nutzen zu sein. Sie haben naiv darauf gewartet, dass Schuschnigg seine Macht an sie abgibt, wir haben darauf gewartet, dass sie Schuschnigg absetzen. Das war ihre Chance, die sie verpasst haben, und unser Fehler, aus dem wir die Lehre gezogen haben. Damit hat sich der Vorhang der Geschichte über die Habsburgermonarchie gelegt, den keine politische Aktivität im Exil wieder heben wird. Gar nicht politisch tätig zu sein, wäre vielleicht auch damals der klügste Rat an die

Habsburger gewesen, da sie in schlechter Politik noch eine große moralische Tradition zu verlieren haben.

(§46) In Österreich war der Hitler-Schuschnigg-Pakt vom Juli 1936 der Beginn der totalen Verwirrung. Der Anti-Nazismus sollte offiziell liquidiert, aber bald wieder inoffiziell gefördert werden. Obwohl mir durch den Juli-Pakt die verschiedenen literarischen und organisatorischen Waffen, die ich zwei Jahre lang geschmiedet hatte, aus der Hand geschlagen wurden, wäre es nicht ausgeschlossen gewesen, meine Pseudo-Existenz als Funktionär des Regimes noch eine Weile zu verlängern, wenn ich mich den Ereignissen unterworfen hätte. Als ich das nicht tat und versuchte, in den oben beschriebenen Männern den Widerstand zu organisieren und schließlich ein *aggressives Pamphlet* schrieb, in dem ich Schuschniggs Politik angriff, wurde ich aus meinem Amt entfernt, zuerst durch Beurlaubung, dann für immer. Es war aber nicht Schuschnigg, der auf meiner Entfernung bestand, sondern mein formaler Chef, **Richard Schmitz**, der autoritäre Bürgermeister von Wien, der sich nie damit abgefunden hatte, dass Dollfuß meine Installation verlangte, mit dem meine eigene Politik nie etwas zu tun hatte, außer dass ich überall behindert wurde, und der nun meinen Kampf gegen Schuschnigg zum Anlass nahm, mich zu beseitigen. Er konnte nicht anders, als dies mit äußerster Gemeinheit und mit öffentlichen Verleumdungen zu tun, denen ich nach den autoritären Regeln hilflos ausgeliefert war. Ich bin froh, dass Schuschnigg, den ich zwar politisch, aber nicht persönlich angegriffen hatte, als Freund und Gentleman großzügig gehandelt hat, wo er konnte, um die Folgen dieses plötzlichen Sturzes für mich zu mildern, dessen wirtschaftliche Existenz, ein Verlag, der hauptsächlich auf antinazistischen Aktivitäten aufgebaut war, ebenfalls unter

den Trümmern seiner Politik begraben worden war. In der Überzeugung, dass dies alles ein symbolisches Ende war, und zwar nicht nur für Österreich, segelte ich Anfang 1937 zum ersten Mal an die Küste Amerikas, um nach den baldigen Trümmern eine neue Existenz zu suchen.

Nachdem er sich eines Störenfrieds, eines Dauerkopfschmerzes und eines gelegentlichen Gewissens entledigen konnte, ohne selbst viel dazu beizutragen, war sich Schuschnigg sicher, doppelt auf dem richtigen Weg zu sein. Er war sich seiner Sache so sicher, dass seine Bestrebungen und Ambitionen noch fantastischer wurden. Er hatte bereits die Heimwehr und alle anderen österreichischen militanten Formationen beseitigt, die, so viel man in der Vergangenheit gegen sie sagen konnte, in der Zukunft wohl nicht allzu leicht zu übersehen sein würden. In seiner Außenpolitik hatte sich der Kanzler allmählich von Mussolini entfremdet, nicht um der engeren Beziehungen zu Westeuropa willen, sondern um eine noch abenteuerlichere deutsche Politik zu machen. Was Schuschnigg gegenüber der Arbeiterschaft nie durchsetzen konnte, nämlich mit einigen ehemaligen sozialistischen Führern zu sprechen, um sie zu Partnern der Regierung zu ernennen, tat er spontan gegenüber den Nazis. Aus einem Dutzend rivalisierender Gruppen, die um die oberste Führung konkurrierten und trotz Legitimation und De-Legitimation durch Hitler nie hoffen konnten, wirklich eine Einheit zu bilden, wählte Schuschnigg selbst diejenigen aus, mit denen er verhandeln wollte, ermächtigte sie dazu und sammelte durch seine eigene Autorität die Nazipartei um sie. Obwohl er den Hauptführer **Seyss-Inquart** nach seinen eigenen Wünschen auswählte, wählte er auch sein eigenes Bild und Ebenbild, den gleichen Typus des deutsch-national-katholischen Machiavellisten, nur mit dem

zusätzlichen Glauben an den "großen Führer" außerhalb Österreichs, mit dem Schuschnigg selbst, trotz seines Glaubens an seinen eigenen Stern und seine Mission, niemals ernsthaft konkurrieren konnte. Schritt für Schritt kappte der Kanzler die Äste des Baumes, auf dem er saß. Hätte jemand die innere Zerstörung der österreichischen Widerstandskraft geplant, so wäre er gezwungen gewesen, absichtlich zu tun, was Schuschnigg in seinem Somnambulismus tat, als ob das passive Medium in seiner Seele, berauscht vom Zauber des deutschen Nationalismus, nur unter dem Befehl des aktiven Mediums gehandelt hätte, dessen Macht er erlegen war.

Selbst unter Hypnose glaubte Schuschnigg, Hitler noch mehr an wirksame Pakte ketten zu können. So fuhr er schließlich nach Berchtesgaden (12. Februar 1938), nachdem er schon lange sehnsüchtig auf diese Gelegenheit gewartet hatte. Er glaubte, wie er mir erzählte, damit aber nur Papens und Schmidts Hitlerweisheiten zu artikulieren, dass Hitler nach der Heeressäuberung schwächer denn je sei und einem freundschaftstreuen Österreich gerne Zugeständnisse machen würde. Es würde mich nicht wundern, wenn diese erste deutsche Heeressäuberung, wegen der Papen und Schmitt Schuschnigg zu Berchtesgaden überreden konnten, in erster Linie mit Blick auf die Eroberung Österreichs durchgeführt worden wäre. Dies war das Stichwort und die Falle, auf die man lange vorbereitet und gewartet hatte. Nach mehr als fünf Jahren hatte Hitler vollständig begriffen, was Papen ihm die ganze Zeit gesagt hatte, dass auch Österreich nicht anders erobert werden konnte, als Deutschland in der Geschichte, nicht in der Mythologie, erobert wurde, nämlich durch Anpassung von innen, nicht durch Angriff von außen. So machte Schuschnigg die



verhängnisvolle Reise, unsinnig an sich, aber wirklich verhängnisvoll durch die Person, die sie unternahm. Ich war einige Jahre vor diesem Abenteuer zurückgetreten, und ich wusste, wie es in der Stunde enden würde, als die Welt davon erfuhr.

Schuschnigg selbst scheint in Hitlers eigener Gegenwart und Umgebung schockartig und mit einem Schlag geweckt worden zu sein und zum ersten Mal in seinem Leben begriffen zu haben, worum es wirklich ging und was tatsächlich vor ihm lag. Das Foto, das unmittelbar nach seiner Rückkehr auf österreichischen Boden am Salzburger Bahnhof aufgenommen wurde, zeigt einen Mann, der gerade in die Tiefe der Hölle geschaut hat. Die Eitelkeit Hitlers musste wirklich gigantisch gewesen sein, wenn ein Mann wie Schuschnigg, der seine Version von den "zwei deutschen Staaten" nicht so leicht ändern würde, aus seinem sicheren Sitz herausgeblasen und zum ersten Mal in seiner Karriere zu Tode erschreckt wird. Dazu trug Hitler brutal bei, indem er Schuschnigg verbot, während der ganztägigen Konferenzen zu rauchen, was für den österreichischen Bundeskanzler faktisch bedeutete, dass er die Fähigkeit, rational zu denken und sich vor dem Tribunal seines Erzfeindes logisch zu verteidigen, fast völlig verlor. Den größten Eindruck auf Schuschnigg, den Sohn eines Generals, machte die Unterwürfigkeit der deutschen Generäle, die, wie er mir sagte, von Hitler als seine absoluten Werkzeuge behandelt wurden, wie Pfeifendeckel, wie die Offiziersanwärter in der österreichischen Armee traditionell genannt wurden. Hitler selbst, einst nichts anderes als ein Ordonnanzoffizier, war in der Lage, die Generäle zu seinen Ordonnanzen auszubilden, und diese einfache Tatsache bewies Schuschnigg erst, wer sein Gegner wirklich war. Er war ein

Dämon, besessen von einem unreinen Geist, ein Wahnsinniger, vielleicht der Antichrist, wie viele katholische Österreicher dachten. Gegen ihn war nichts mehr zu machen, um Österreich aus seinem Griff zu retten. So erwachte Schuschnigg und wurde sogleich in einen tieferen Trübsinn und in Benebelung gezogen als je zuvor.

Infolgedessen wurde Österreich in Berchtesgaden von seinem Führer, der hochmütig gekommen war, um Deutschland „einzukaufen“, verraten. Sowohl das österreichische Volk als auch die ganze Welt begriffen, dass dies das wahre Ergebnis war. Schuschnigg aber, der sich nie an eine Linie hielt, sondern wie sein historisches Vorbild Franz Joseph sofort den umgekehrten Weg einschlug, konnte sich nicht an das Abkommen halten, das Österreich in Wirklichkeit in den Ausverkauf führte. Er war zu wenig Intellektueller, um die Bestie zu federn oder den Dämon auszutreiben, er war zu sehr Intellektueller, um einfach hinzunehmen, dass er gezähmt oder selbst verschlungen wurde von dem, was ihm nun bewusst wurde, dass es sich um einen Wahnsinnigen handelte, der nicht auf der Stelle gereizt werden durfte, sondern schließlich unter allen Umständen kontrolliert werden musste. Je mehr er wieder zu sich kam, desto weniger dachte Schuschnigg daran, sich an die gerade getroffene Vereinbarung zu halten. So begann Schuschnigg, den Pakt von Berchtesgaden anders zu interpretieren als Hitler. Das wäre in Ordnung gewesen und eine staatsmännische Tat, die in die Geschichte eingegangen wäre, wenn er den Mut gehabt hätte, seine gegenteilige Entscheidung sofort nach Erreichen österreichischen Bodens zu verkünden. Er hätte wahrheitsgemäß erklären können, dass er in eine Falle gelockt worden sei und nicht mehr Partner freier Gespräche, sondern ein Gefangener gewesen sei, oder auch ebenso richtig, dass Österreich alle seine politischen und militärischen Kräfte mobilisieren müsse, um den

wahren Sinn der getroffenen Vereinbarung zu sichern. Unter welcher Interpretation auch immer er das getan hätte und noch mehr, wenn er zugunsten von jemandem zurückgetreten wäre, den er ehrlich unterstützt hätte, hätte er Österreich vielleicht gerettet. Er tat es nicht, und auch der Präsident sprang diesmal nicht in die Bresche. Schuschnigg selbst brauchte mehr als eine Woche, um das Erlebte vollständig zu verarbeiten. Das bedeutet keine Abwertung seiner Person, sondern nur, dass sich autoritäre Führer nicht so viel Geistesgegenwart leisten können. In dieser schicksalhaften Woche war Österreich in der Realität verloren, weil alle in Österreich dachten, das Land sei an den Nationalsozialismus verkauft worden, und weil die NSDAP nun tatsächlich begann, jene breiteren Schichten des Volkes zu organisieren, die sie vorher nicht erreicht hatte. Niemand wusste, ob Österreich noch existierte. Ich sehe einen der besten Männer, die wir bei der Polizei hatten, vor mir, der später zähneknirschend mit seinem Leben bezahlte, weil er für Polizeibefehle verantwortlich war, die ihm zweideutig gegeben wurden und mit denen ein Staat verteidigt werden sollte, der bereits vor dem Feind kapituliert hatte. In dieser Situation verkündete Schuschnigg plötzlich in einer großen Rede im Bundesrat, dass Österreich nicht kapitulieren werde (24. Februar). "Rot und weiß und rot bis in den Tod!", war die Parole, die er ins Land hinausschrie, wo sie von den Bergen und den Herzen wild wiederhallte. Niemals wurde ein Organismus, der bereits aufgehört hatte zu funktionieren, auf so wundersame Weise zu neuem Leben erweckt. Wenige Tage später verkündete der Kanzler auch inmitten seiner Tiroler in Innsbruck (9. März), dass am kommenden Sonntag (13. März) eine **Volksabstimmung** über Österreich entscheiden werde. Das war entweder die Verzweiflung oder der Wahnsinn eines Verrückten, oder, wenn die Entscheidung durchgehalten werden sollte, die erlösende Tat eines großen und mutigen Staatsmannes. Das österreichische Volk nahm die zweite Interpretation mit

Begeisterung auf. Nachdem Schuschnigg Österreich im Februar verraten hatte, versuchte er es im März zu retten, indem er Hitler den Handschuh direkt ins Gesicht warf. Ich hatte die Rede des Kanzlers von Innsbruck aus zusammen mit einem amerikanischen Freund verfolgt, mit dem ich im Interesse Schuschniggs durch die Provinzen reiste, nachdem ich ihm einen Plan skizziert hatte, wie man in dieser Notlage die Arbeiterschaft mobilisieren könnte. Wir waren in Steyr in der Wohnung eines ehemaligen Sozialistenführers zusammen, als die Bombe explodierte. Meine erste Reaktion war, den längst ausgearbeiteten Plan auszuführen und am nächsten Tag das Land zu verlassen. Ich war mir so sicher, dass dies das Ende war. Natürlich konnte ich das nicht im Eifer des Gefechts tun und war während der kommenden zwei Tage auf unserer Reise durch Oberösterreich, Salzburg und die Steiermark immer wieder von der Begeisterung des österreichischen Volkes ergriffen, die überall lebendig war und meine Einwände zum Schweigen brachte. Überall war die Volksabstimmung gut vorbereitet, die Organisationen der Vaterländischen Front, des Gewerkschaftsbundes, des Bauernbundes liefen auf Hochtouren und es konnte nicht der geringste Zweifel am Ausgang einer Volksabstimmung bestehen, die von den offiziellen Regierungsstellen perfekt abgewickelt wurde. Es gab zwar Nazi-Demonstrationen (z.B. in Salzburg am Abend des 10. März), aber sie waren nicht gefährlich, solange die Regierung wusste, wie sie zu handeln hatte. Armee und Polizei waren gut gerüstet, um im Notfall eingesetzt zu werden. Volk und Staat schienen darauf vorbereitet zu sein, aber war die autoritäre Regierung auch bereit?

Ganz offensichtlich lag die Entscheidung noch in der Frage, welche Nachwirkungen die Diskussion um Berchtesgaden einen Monat nach dem Vorfall in Schuschniggs Psychologie haben würde. Hitler, der die Ankündigung der Volksabstimmung in so kurzer Zeit logischerweise als

Bruch des Berchtesgadener Paktes ansah, musste jetzt schnell handeln, wenn er Österreich nicht endgültig verlieren wollte. Er musste seinen hypnotischen Einfluss auf Schuschnigg beweisen, während dieser zeigen musste, wie sehr dieser Einfluss bereits gebrochen war.

Die einzige Absicht und Entscheidung, die Österreich in jenen Tagen gerettet hätte, wäre der eiserne Wille gewesen, es mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu verteidigen, d.h. mit den Waffen des Heeres, der Miliz, der Polizei, den Resten der kämpferischen Organisationen und der *leve en masse* der Arbeiter- und Bauernschaft. Wer die hysterische Struktur von Hitlers Psyche kennt, wird es für sehr wahrscheinlich halten, dass der bloße Wille dazu allein ausgereicht hätte. Schuschnigg aber wollte das nicht, und Hitler wusste das seit ihrem Treffen in Berchtesgaden, dessen Hauptzweck vielleicht darin bestand, sich dessen zu vergewissern. Ein deutscher Einmarsch erschien Schuschnigg wie eine Naturkatastrophe, gegen die mit Kriegswaffen in so schwachen Händen wie denen Österreichs anzukämpfen, reiner Wahnsinn wäre. Lieber Österreich einem anderen überlassen, als "deutsches Blut" zu vergießen, dachte er in seinem Herzen und erklärte dies in seiner letzten Rede. So war er dazu bestimmt, passiv am Vergießen von mehr österreichischem Blut mitzuwirken, als je ein österreichischer Herrscher zuvor auf seinem Gewissen hatte.

Nachdem ich 1937 mehrere Monate in Westeuropa und in den Vereinigten Staaten gewesen war, war ich nach Österreich zurückgekehrt, wohl wissend, dass alle anderen Chancen dahin waren, bis auf die, die erst mit dem autoritären Regime als solchem verblasen würde, nämlich den Führer selbst davon zu überzeugen, dass sein Kurs falsch war. Das war gewiss ein phantastisches

Unterfangen, aber es war ebenso unverzichtbar wie alle vorangegangenen Aktionen: das Eintreten für die Verfassung 1933/34, der Versuch, die gemeinsame Front von rechts nach links gegen die Nazis zu gestalten 1934/36, und die Bemühungen, den Legitimus im vollen Bewusstsein seiner historischen Chancen und Verantwortungen zu stärken 1936/37. All diese Aktionen waren historisch gesehen ziemlich aussichtslos, und man hätte sie genauso gut nicht in Angriff nehmen können. Die vergeblichste Aktion von allen war sicherlich, Schuschnigg davon zu überzeugen, dass sein Kurs seit Juli 1936 katastrophal war. Aber ich bin vor allem deshalb nach Österreich zurückgekommen. Die letzten beiden Male, als ich Schuschnigg traf, war es unmittelbar vor und nach Berchtesgaden. Meine Hauptthese war nun, dass im Endspiel ein aktiver Widerstand um der Zukunft Österreichs willen notwendig sei. Schuschnigg kümmerte sich nicht viel um militärische Angelegenheiten. Er war nicht der Mann, um Besuchern zu sagen: Ich habe den Generälen befohlen, dies zu tun oder jenes zu tun. "Ich glaube, die Generäle wollen an der Enns Widerstand leisten", sagte er zu mir. Ich dachte damals, das sei eine bewusste Untertreibung, doch das war es offensichtlich nicht. Diese Bemerkung bezog sich auch nur auf die Möglichkeit, dass die Nazi-Legionäre (meist österreichische Exilanten) und nicht die deutsche Armee in Österreich einmarschieren würden. Im ersten Fall war er sich der österreichischen Armee sicher. Meiner Meinung nach hätte sich ein österreichischer Staatsmann, der sich mutig jeder Möglichkeit gestellt hätte, auch im letzteren Fall der österreichischen Armee sicher sein können, aber nur, wenn hinter der Widerstandshandlung ein echter politischer Plan gestanden hätte, ein Plan, der dem ganzen Volk, den Bauern und Arbeitern, die nicht nur zu einer

Volksabstimmung, sondern zur Verteidigung ihres Landes um jeden Preis hätten aufgerufen werden müssen, plausibel gewesen wäre. In einem solchen Fall hätte selbst ein Einmarsch der deutschen Armee Österreich nicht zur aussichtslosen Sache gemacht.

Natürlich konnte Österreich nur in einer kurzen Geste militärischen Widerstands leisten, nur um "deutsches Blut" zu vergießen. Dann wäre es an Europa gewesen, zu handeln. Selbst nach all den Versäumnissen von fünf Jahren, ein Volk politisch und geistig für eine solche Eventualität zu rüsten, konnte in den letzten vier Wochen viel getan werden. Zweifellos waren breite Massen des österreichischen Volkes bereit, für Österreich einzutreten, koste es, was es wolle. Sie alle erwarteten von der Regierung, dass sie sich mit allen Mitteln gegen die Aggression wehren würde. Niemand konnte sich vorstellen, dass dieses autoritäre Regime, das genau zu diesem Zweck gegründet wurde, sich kurzerhand zurückziehen würde. Die radikalsten Schichten der Arbeiterschaft waren bereit, das autoritäre Regime zu unterstützen, jetzt, "als Graz auf dem Spiel stand" (wie die Österreicher zu sagen pflegen). Sie erwarteten jedoch mit Sicherheit, dass die Regierung sie nicht ohne eine große Geste der Wiedergutmachung in Anspruch nehmen würde. Doch die formulierten Forderungen der verantwortlichen Gewerkschaftsführer, die mit den Vertretern der "Untergrundbewegung" konzertiert agierten, waren moderat und vernünftig. Sie verlangten keine unmögliche Restitution der demokratischen Republik, sondern im Wesentlichen nur das, was unsere ständige Forderung war: die Autonomie der Arbeiterbewegung innerhalb des autoritären Regimes.

Meine eigene These, die ich Schuschnigg einzuschärfen versuchte, war, dass es nicht darum ginge, einen

deutschen Einmarsch am Inn oder an der Enns aufzuhalten oder gar Wien zu halten, sondern nur darum, das ganze Volk und die Welt zum Widerstand und zum Trotz aufzurütteln, sich vielleicht irgendwo mit einigen Eliteregimentern in den Bergen zu konzentrieren und dort mit der rot-weiß-roten Fahne, vielleicht auf dem Gipfel des Großglockners, wie ich überspitzt sagte, mit dem Bundespräsidenten und einem Funksender, wenigstens vierzehn Tage auszuharren. Dann würden wir fallen, wenn es keine ausländische Intervention gäbe, so wie die Arbeiterbewegung 1934, aber wir hätten, zumindest symbolisch, wie die Arbeiterbewegung, für unsere Unabhängigkeit gekämpft und damit die Zukunft gerettet. Jedenfalls würden wir durch den Kampf Hitlers Konzept, in dem Österreich nur symbolisch erobert werden kann, wenn es sich in die Arme seines Erlösers wirft, völlig durcheinanderbringen, aber jedes Blutvergießen muss unweigerlich Hitlers Schlachtpläne ins Wanken bringen.

Was ich hier darlege, sind keine posthumen Spekulationen, in denen spätere Erfahrungen der Weltgeschichte stecken. Ich habe noch eine der schriftlichen Erinnerungen, die damals Schuschnigg vorgelegt wurden, und darin wiederholten sich nur Gedanken, von denen ich und meine Freunde schon 1936 prophetisch schrieben, als wir ein weiteres Sadowa herannahen sahen, das wie ein Gewitter über Österreich hing, im vollen Bewusstsein seiner Auswirkungen auf ganz Europa. Erst Sadowa, dann Sedan, erst Versailles I, dann Versailles II, war eine der Formeln, die wir damals literarisch dargelegt haben. Wir müssen jetzt tun, sagte ich zu Schuschnigg, was die Arbeiterschaft im Februar 1934 getan hat, mit dem einzigen Unterschied, dass unsere Lage noch lange nicht hoffnungslos ist, oder anders gesagt, wir haben davon profitiert, dass wir noch da



sind, wo die Arbeiterschaft im März 1933 stand und vielleicht gewinnen wird, *principiis obsta*. Manchmal schien er zu begreifen, was ich ihm sagte, und er sagte "ja, wir können die Zukunft retten". Aber seine Wahrnehmung ging nie über die Oberfläche hinaus und wurde schnell wieder durch seine angeborene Angewohnheit des kleinlichen Machiavellismus überbewertet. Er glaubte immer, er könne mit einem weiteren Trick die letzten Konsequenzen hinauszögern und Hitler noch übertrumpfen. Ich persönlich war immer davon überzeugt, dass Hitler nie gegen echten militärischen Widerstand einmarschieren würde und dass er auch nie daran gedacht hätte, zu marschieren, wenn das Treffen von Berchtesgaden in seinen Augen nicht bewiesen hätte, dass Schuschnigg genau der Typ von Mann ist, den er als Gegenspieler braucht. Im Grunde war die Mythologie des gemeinsamen Blutes, von dem keiner von ihnen zu viel hat, zu tief in Schuschniggs Seele eingegraben, als dass Hitler sie nicht sofort gerochen hätte. Schließlich, so dachte Schuschnigg, würden sich die Deutschen wie wir benehmen, und nicht so schlecht, wie die deutsch-jüdischen Flüchtlinge es gerne tun. Schlimmstenfalls gehe ich wieder nach Innsbruck, sagte er zu mir und anderen (darunter eine Arbeiterdeputation), und fange dort als Jurist neu an, und ich werde immer genug zum Leben haben. In dieser Illusion und Geistesschwäche kapitulierte Schuschnigg. Tragisch genug für Land und Volk, dass er dies tat, nachdem er noch versucht hatte, eine Front des todernten Widerstandes hinter der Regierung zu versammeln und das Volk zu einer Art *leve en masse*, wenn auch nur zu einem Plebiszit, aufgerufen hatte. Er konnte nicht behaupten, dass das Volk ihn im Stich gelassen hatte, sondern musste zugeben, dass er das Volk im Stich gelassen hatte. Noch am Nachmittag des entscheidenden Kapitulationstages hatte er dem Wiener

Polizeipräsidenten befohlen, auf Nazi-Demonstranten zu schießen, allerdings nicht, indem er einen so verhängnisvollen Befehl von Angesicht zu Angesicht jemandem erteilte, dessen Dienststelle keineswegs nazisicher war, sondern indem er ihn ihm fast beiläufig im Beisein anderer, die hinterher davon erzählten, zugerufen hatte. Auf diese beiläufige Art und Weise hat er alles getan, was weitreichende Folgen hatte.

Quasi mit seiner Rückendeckung, aber nicht wirklich durch seine Autorität vor der Einmischung anderer geschützt, fuhr ich in diesen letzten Tagen Österreichs in vier der acht Bundesländer im Westen und sah mit eigenen Augen die Vorbereitungen für die Volksabstimmung. Es gab ein echtes Aufbäumen des Volkes und eine große Freude in allen Herzen. Plötzlich wurden die Nazis wieder in die Defensive gedrängt. Sie hatten nicht mit dieser Wiederbelebung des österreichischen Geistes gerechnet und warteten auf neue Anweisungen aus Deutschland. Das Plebiszit war hervorragend vorbereitet und ein Musterbeispiel für solide österreichische Organisation. Jeder, der sein Land jemals geliebt hatte, war an seinem Platz. In den Städten und in den Alpentälern waren die Menschen auf die feierliche Abstimmung am 13. März vorbereitet, die unabhängig von den Möglichkeiten eines autoritären Regimes, die Abstimmung zu beeinflussen, eine gigantische Mehrheit für Österreich gebracht hätte.

Schuschniggs Appell und die Spannung der vergangenen Wochen hatten die Gläubigen auf den Plan gerufen und die Vorsichtigen und Zögerlichen noch einmal an die Front getrieben. Zwei Tage später lieferte er sie selbst kampflös und ohne zu zögern an ihre erbittertsten Feinde aus. Niemals ist eine selbsternannte Führung, die sich rühmte, die eigentliche Rettung eines Volkes zu sein,

schmachvoller zusammengebrochen. Diese Selbstverleugnung kann durch keine Interpretation entschuldigt oder erklärt werden, außer dass die Verantwortung des Autoritarismus jedenfalls zu groß für einen Einzelnen ist. Schuschnigg hat seine Entscheidung, der treue Erbe von Dollfuß zu sein, anstatt die verlorene verfassungsrechtliche Kontinuität wieder aufzubauen und neu zu gestalten, in der Tat teuer bezahlt. Als alle bereit waren, nicht nur zu wählen, sondern auch zu kämpfen, dankte der Kanzler mit der absurdesten Geste ab, die je ein österreichischer Staatsmann gemacht hat. In seiner letzten Rundfunkansprache (11. März) gab er an, dem überwältigenden Druck Deutschlands nachzugeben, und betonte seinen Entschluss, lieber zurückzutreten als "deutsches Blut" zu vergießen. Nicht einmal das war des österreichischen Führers würdig, der so oft Blut und Leben für die österreichische Unabhängigkeit geopfert hatte. Doch hinter den Kulissen gab es noch ein noch unrühmlicheres Geschäft, bei dem Miklas und Schuschnigg gemeinsam hofften, das Land durch einen weiteren Schachzug der Diplomatie zu retten, wieder kleinlicher Machiavellismus, die Ernennung eines katholischen österreichischen Nazis zum Bundeskanzler des "zweiten deutschen Staates". Selbst unter diesen österreichischen Nazis, die das letzte österreichische Kabinett bildeten (in der Nacht vom 11. auf den 12. März), gab es noch den Schatten Österreichs und den Respekt vor Europa, der ihnen die Hände band, um sofort zu handeln, wie sie es gerne getan hätten. Während sie ihren Eid auf einen Staat ablegten, in dem sie innerhalb von 24 Stunden kapitulieren würden, stürzte ich über den verschneiten Alpenpass von der Steiermark nach Wien zurück.

(§47) Als Schuschnigg abdankte, trat **Seyss-Inquart**, in späteren Tagen Hitlers verbrecherisches Alter Ego in den Niederlanden, unter allen rechtlichen Vorkehrungen, einschließlich der formellen Zustimmung des Bundespräsidenten, die Nachfolge an. Wolf, Außenminister des neuen Kabinetts, versammelte das Personal des Kanzleramtes (12. März), um ihm mitzuteilen, dass "der zweite deutsche Staat", Österreich, sich weiterhin an seine internationalen Verpflichtungen halten würde, insbesondere an seine Vereinbarungen mit Italien. Die naiven österreichischen Nazis dachten immer noch an ein unabhängiges Österreich. Sie wollten beides: zu einem großen Reich gehören und ihre Unabhängigkeit behalten. Der Traum war kurz. Hitler traute ihnen nicht und konnte nicht warten. Er zögerte nur eine Atempause, um die Reaktion der Westmächte abzuwarten. Als diese nicht anders ausfiel, als er zu erwarten hatte, beschloss er schnell, den Anschluss formell zu vollziehen. Kein Imperialist oder Militarist an den Ufern der Seine oder der Themse hätte damals davon geträumt, für Österreich in den Krieg zu ziehen, oder hätte sogar zu entsprechenden Demonstrationen geraten, um einen späteren Krieg zu vermeiden. Alle Westeuropäer waren sich mit Mussolini einig, dass es eine unangenehme Erfahrung war, dass aber die Österreicher selbst es so wollten und dass sie schließlich von Natur aus zu Deutschland gehören. Es gab keinen einzigen westlichen Staatsmann, der gesehen hätte, oder der, wenn er es gesehen hätte, gesagt hätte, was viele Tausende einfacher Menschen in Österreich selbst nur zu gut wussten - dass, wenn man jetzt nicht in den Krieg zieht und jetzt nicht einmal für den Frieden demonstriert, dies unweigerlich einen weiteren Weltkrieg bedeuten würde. In Österreich, wo einst die Weltpolitik des europäischen Kontinents gemacht wurde, waren sich die

Menschen in ihrer Agonie und Hilflosigkeit instinktiv bewusst, dass sie von Europa verraten wurden, um Frieden zu kaufen. Wenn es darum gegangen wäre, Zeit zu gewinnen und besser auf den unvermeidlichen Konflikt vorbereitet zu sein, wäre es vielleicht ein lohnendes Opfer gewesen. Da es sich um einen Ausverkauf in der Illusion handelte, dass dieser Verrat an einer Nation einen Krieg vermeiden würde, konnte er nur einen Krieg vorbereiten, der unter schlechteren Bedingungen und mit der Initiative auf Hitlers Seite kommen würde. Ich habe in jenen Wochen keine einzige politische Diskussion mit österreichischen Arbeitern oder Bauern geführt, die nicht wussten, was die Weisen der Außenwelt einfach vergessen zu haben schienen. Österreich war der Grundstein im Dom des Friedens, der die beiden Weltkriege trennte, und seine militärische Position in deutscher Hand entschied allein über die grundlegenden Vorteile bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, seine gigantischen Erfolge für Deutschland, seine Dauer, seine Verlängerung und seine Zerstörungen.

Hitler, der an der Entartung der westlichen Machthaber, mit denen er sich gegen die elementarsten westlichen Interessen verschworen hatte, nicht zweifelte, erkannte nach stundenlangem Abwarten, dass die Stunde der Verwirklichung seines Lebenstraums gekommen war. Im Handumdrehen machte er sich zum Dreh- und Angelpunkt des europäischen Schicksals. Er sah den Weg in die Zukunft – die anderen, die sich ihrer Macht in Paris und London sicher waren, aber keine europäische Geographie und Geschichte kannten, glaubten, ihn befriedigt und aufgehalten zu haben. Klassen- er Österreich ohne einen Schuss erobern konnte, war für Hitler nur ein neuer Beweis für die Richtigkeit seiner Theorie von der Entartung der westlichen Zivilisation und der Demokratie, und was die

anderen für seine Befriedigung hielten, ihre eigene Anpassung an seine heißesten Wünsche, war in Wirklichkeit nur die Kraft, die ihn bald zu neuen Abenteuern trieb. In dieser Stimmung, bereits Herr der Welt zu sein, kehrte Hitler in die Stadt seiner äußersten Erbärmlichkeit, das "große Babylon", zurück, dessen Abgründe einst sein Leben bestimmten, und er betrat das Schloss der Habsburger, deren Erben er in den Tagträumen seiner Jugend einst mit den Schüssen töten wollte, mit denen jemand anderer, Hitlers Ambitionen vorwegnehmend, den Beginn des Zeitalters der Katastrophen eingeläutet hatte. In der Stadt, in der mehr als fünfhundert Jahre lang die Herrscher des Heiligen Römischen Reiches die Idee des Abendlandes symbolisierten und faktisch die Kontinentalpolitik Europas machten, errichtete der Herrscher der Barbaren sein Hauptquartier. Während oft die Legionen des Reiches von Barbaren angeführt wurden, deren Tugenden sie zu römischen Feldherren machten, wurden die Barbaren diesmal von einem frustrierten, degenerierten Römer angeführt.

Nach einem kurzen Abstecher ins Burgenland, wo ich das ungarische Grenzgebiet bereits geschlossen vorfand, reiste ich nun wieder langsam mit Nahverkehrszügen durch dieselben westösterreichischen Bundesländer und zwei weitere, die ich vor dem Ende besucht hatte, und konnte die Stimmung der Menschen gut beobachten. Sie fügten sich in das Unvermeidliche, wie es typisch ist für Österreicher, und die Optimisten unter ihnen begannen zu überlegen, was die Vorteile sein könnten. Wo immer ich in diesen ersten acht Tagen des Anschlusses hinkam, hielt sich die hysterische Begeisterung in Grenzen, die durch den Zustrom deutscher Besucher im Teenageralter

abgefedert werden musste. Außerdem wurde Österreich bald von der deutschen Armee besetzt, und obwohl viele unter den deutschen Offizieren eine Zeit lang dachten, dass dieses Abenteuer Hitlers erste große Fehlkalkulation sein könnte, führte die bloße Anwesenheit der deutschen Streitkräfte und die rasche Ablegung des Eids auf Hitler durch die österreichischen Truppen zu dem Scherbenhaufen eines germanisierten Österreich schneller als alles andere. Es war ein lächerlicher Anblick, zu sehen, wie deutsche Offiziere in Innsbruck, eine Zeitlang getäuscht, wo sie sich wirklich befanden, nach englischen Zeitungen fragten, natürlich vergeblich, und dann begriffen, dass sie die Grenzen Deutschlands vorgeschoben, nicht überschritten hatten. Und es war einer der traurigsten Anblicke meines Lebens, die Garnison von Bregenz zu sehen, wie sie den Eid auf Hitler ablegte, römische Gesichter, in der Tat, unverrückbar, verkauft von SPQR, dem Senat und dem Volk von Rom, an die Barbaren. Als ich am 18. März 1938 mit dem Lokalzug zwischen Bregenz und St. Margarethen in die Schweiz kam, wusste ich, dass es keine leichte Aufgabe sein würde, das so verlassene Land zurückzuerobern.

In der Zwischenzeit hatte nicht nur Schuschnigg, sondern auch Miklas kapituliert, und auch die Kirche war dem Heer gefolgt. Dem Volk, den Arbeitern und Bauern, blieb nichts anderes übrig, als traurig das Gleiche zu tun. Nie werde ich die Gesichter der Menschen in den proletarischen Vorstädten Wiens an dem letzten Sonntag, an dem ich zu Hause blieb, vergessen, oder noch eindrucksvoller die stillen Kundgebungen des Trotzes in den kleinen Städten und Dörfern östlich von Wien am Vortag, wo dagegen die kroatischen Bauern in ihren Sonntagsgewändern die ersten waren, die auf die "Befreier" warteten. Alle österreichischen

nationalen Minderheiten, einschließlich der Wiener Tschechen, die von der tschechoslowakischen Regierung ängstlich unterstützt wurden, eiferten den deutschen Österreichern nach, um ihre Loyalität zu Großdeutschland zu beweisen. Unter dem Einfluss der nationalsozialistischen Propaganda, nachdem sich die völlige Ausweglosigkeit der Situation bei den industriellen und landwirtschaftlichen Massen eingepägt hatte, ließ die Bestürzung nach und die ursprünglich begrenzte Begeisterung wuchs stetig bis zu Hitlers eigenem Plebiszit (10. April). Das Land, das ich selbst in der Woche nach dem Anschluss am stabilsten fand, Vorarlberg, das kleinste von allen, wies später auch den höchsten Prozentsatz an Nein-Stimmen bei der Nazi-Volksabstimmung auf. Dabei kann es sich entweder um korrekte Zahlen der Volksabstimmung handeln, oder um "wissenschaftlich verfälschte" nach irgendeiner Methode des Dividierens und Verschiebens des Dezimals. Aber selbst wenn diese Zahlen des Plebiszits völlig korrekt wären, würden sie nur die Verzweiflung des österreichischen Volkes in einer Situation offenbaren, in der kein einziger Hoffnungsschimmer zu sehen war. Sie waren von der Welt verlassen, und das wussten sie genau. Jeder der wenigen nichtjüdischen Exilanten, die Österreich vor der Volksabstimmung verlassen hatten, hätte unweigerlich für Großdeutschland gestimmt, wenn es ihm nicht vorher gelungen wäre zu fliehen, denn ein anderes Verhalten in einer praktisch offenen Volksabstimmung hätte nichts anderes bedeutet als eine Geste selbstmörderischer Sinnlosigkeit.

Eine Orgie der Grausamkeiten folgte dem Anschluss in Österreich. Mit einem Schlag waren zwei Drittel der gesamten österreichischen Intelligenz, Katholiken wie



Juden, wo immer sie auch nur den geringsten politischen Bezug hatten, in dem von Schuschniggs Naivität ausgelegten Netz gefangen. Hätte das letzte Regime geplant, sie alle systematisch zu fangen, um sie den Invasoren auszuliefern, hätte es nicht angemessener handeln können. Tausende wurden getötet und Tausende zum Schmachten in Konzentrationslagern verurteilt.

Während die nicht-jüdischen Sozialisten auf ein gewisses Wohlwollen stießen und viele Versuche unternommen wurden, sie dazu zu bewegen, ihre Begeisterung öffentlich zu bekunden (einige mit Erfolg), mussten die Katholiken, ob Legitimisten, Funktionäre des autoritären Regimes und der Vaterländischen Front oder ehemalige Christliche Sozialisten, die Hauptlast der Verfolgung tragen. Die Welt sprach nicht sehr viel darüber. Wie ein Symbol erhielt Schuschniggs wichtigster Mitarbeiter, Schmitz, eine hohe Funktion im wirtschaftlichen Gefüge des NS-Systems. Schuschnigg selbst wurde inhaftiert. Dieses persönliche Schicksal von sieben Jahren Gefangenschaft, obwohl es durch seine eigenen Fehler verursacht wurde, war tragisch, da er nur durch die gleiche begrenzte intellektuelle Einsicht wie Dollfuß und nicht durch Pläne und Überlegungen wie Seipel schuldig geworden war. Noch tragischer war das Schicksal von Schmitz, der erst nach einer lebenslangen Verkrüppelung aus dem KZ entlassen wurde. Schmitz war der meistgehasste aller autoritären Funktionäre, nicht nur, weil er hochmütig, streng und kompromisslos war (Eigenschaften, die er vor allem gegenüber den Roten an den Tag legte), sondern auch, weil er als der Mann galt, der gegen die Nazis kämpfen würde, wenn Schuschnigg kapitulieren würde. Er kämpfte nicht, sondern kapitulierte selbst. Die Arbeiterschaft, die in ihm den Usurpator im roten Rathaus sah, sah in seinem Sturz nur die Nemesis.

Menschen, die ihn im Konzentrationslager sahen, auch sozialistische Feinde von ihm, waren voll des Lobes über seine Haltung und seinen Charakter. Sowohl Schuschnigg als auch Schmitz waren tief religiöse Menschen und haben ihr Schicksal als Christen erlitten. Niemand kann ihren außergewöhnlichen Mut leugnen. Sie haben politisch gesündigt, sie haben dem Nationalsozialismus faktisch den Weg bereitet, sie waren die unbewussten Verbündeten ihrer Peiniger, aber sie haben religiös gesühnt. Dessen bin ich mir sicher wie in meinem eigenen Leben. Die Verfolgungen der Weimarer Parteien in Deutschland nach der symbolischen Reichstagszerstörung waren ein Kinderspiel im Vergleich zu der Entwurzelung der gesamten nationalen Intelligenz, die in Österreich nach dem Anschluss erfolgte. Wie viel bis zum Ende hinzugekommen ist, kann noch niemand sagen.

Was auch immer physisch von jenen politischen Kräften übrigbleiben wird, die einst das Zweite oder das Dritte Österreich bestimmt haben, es wird in toto nur noch ein nationaler Trümmerhaufen sein.

Ein kleines Drittel der österreichischen Intelligenz, die abtrünnig war, und der Strom der aus Deutschland kommenden Beamten, Unternehmer und Freibeuter waren die Nutznießer des Anschlusses, der Österreich faktisch zur ersten Kolonie des Dritten Reiches machte. Ich leugne nicht, dass es unter den österreichischen Nazis einige politisch kluge und administrativ fähige Leute gab, die versuchten, die Kontinuität der österreichischen völkischen Tendenzen in einem Bündnis zwischen Nazismus und Sozialismus gegen den Katholizismus zu finden. Einer von ihnen, **Hermann Neubacher**, später Hitlers Alter Ego irgendwo auf der Balkanhalbinsel, wurde eine Zeit lang Bürgermeister von Wien, wo er sich im Umgang mit den

Opfern des Februars 1934 und deren Wiedereinsetzung in ihre früheren Ämter nur an die unzähligen, in Hunderten von Aktenordnern aufbewahrten Beratungsprotokolle zu halten brauchte, die ich meinem eigenen Chef, Neubachers Vorgänger Schmitz, leider vergeblich gegeben hatte, der, so leid es mir tut, mit keinem einzigen Punkt einer von mir vorgeschlagenen versöhnlichen Politik gegenüber den Sozialisten übereinstimmte. Tatsächlich hat Neubacher das getan, was Schmitz hätte tun sollen, und sich damit eine Zeit lang die Sympathien der sozialistischen Arbeiterschaft erworben, solange nur kommunale Probleme anstanden und er für die kurze Zeit Bürgermeister war. Die Aktion Neubacher war eigentlich die Fortsetzung der Aktion Winter, die auch die psychologische Situation, die ich geschaffen hatte, voll ausnutzte, nur mit dem Unterschied, dass Neubacher für eine Zeit die Macht hatte, etwas zu tun, und die Autorität Hitlers hinter seinen Handlungen stand. Die Nazis erwiesen sich in der Tat als klüger, als sich die autoritären Führer jemals einreden konnten. Wenn das Endergebnis dieser Politik noch schlimmer war als das des autoritären Regimes, dann im Zusammenhang damit, dass Neubacher, einer der treuesten Diener Hitlers, im Krieg anderweitig gebraucht wurde, seine Politik eingestellt und Wien zu einer deutschen Stadt ohne Autonomie degradiert wurde, wie es die anderen deutschen Städte immer waren.

Zwischen Neubacher und mir gab es viele persönliche Bindungen, wie sie in der besseren österreichischen Tradition über die Parteigrenzen hinweg immer bestanden haben und auch durch den Nationalsozialismus nicht völlig ausgelöscht werden konnten. Er war sicher der begabteste unter den österreichischen Naziführern, außerordentlich intellektuell selbst für einen österreichischen Deutschnationalen aus der Zeit vor dem

Nationalsozialismus, weshalb er schon unter der sozialdemokratischen Verwaltung Wiens als Experte in der städtischen Wohnungs- und Umsiedlungsorganisation gute Dienste leistete. Er diente noch eine Weile unter dem autoritären Regime Dollfuß, der Neubacher sehr schätzte, pflegte zu sagen, man müsse ihn entweder zum Minister machen oder in ein Konzentrationslager stecken. Ich habe mich eindeutig für die erste Alternative ausgesprochen, und zwar zu einem Zeitpunkt, als dies als spontane Entscheidung der österreichischen Regierung ohne Einmischung von außen hätte geschehen können. Neubacher wäre dann ein hervorragender Staatssekretär für Umsiedlung gewesen. Er hätte auch unter der Stadtverwaltung in der analogen Position loyal weiterarbeiten können, wenn Schmitz gewusst hätte, wie er mit ihm umzugehen hatte. Solange er eine verantwortungsvolle Funktion innerhalb der vom autoritären Regime kontrollierten Einrichtung innehatte, gab es eine natürliche Barriere für seine politischen Aktivitäten und ein natürliches Ventil für seine organisatorischen Energien. Erst nach seiner Entlassung stürzte er sich mit voller Wucht in die Verschwörung und landete bald darauf im Konzentrationslager, wo in einer sehr humanitären Atmosphäre Nazis und Sozialisten ihre ersten persönlichen Kontakte knüpften und die Regierung dafür sorgte, dass sie in ihren ersten Gesprächen und Verhandlungen zusammengeführt wurden. Das österreichische Konzentrationslager, in dem sich diese beiden dem autoritären Regime feindlich gesinnten Gruppen trafen, war in der Tat die hohe Schule ihrer späteren Zusammenarbeit.

Nach seiner Entlassung aus der konstruktiven Arbeit in der Umsiedlungsorganisation, wo er auch harmlos seinem leidenschaftlichen Wunsch, populäre Kontakte zu haben

und populär zu sein, frönen konnte, hatte Neubacher eine politische *Idee fixe*, die aktive Zusammenarbeit zwischen den militanten Sozialisten des Schutzbundes und den militanten Nazis der Schutzstaffel (SS) gegen die Katholiken. Er sprach mit mir sehr offen über seinen Wunsch. Einmal wollten er und der damals noch völlig unbekannte **Seyss- Inquart** mich treffen und versuchten, mir die Idee dieser Zusammenarbeit zwischen den beiden militanten Organisationen schmackhaft zu machen. Ich war offensichtlich die ungeeignetste Person, um ernsthaft für ein solches Vorhaben angesprochen zu werden, und ich konnte nicht umhin, es ins Lächerliche zu ziehen. Ich nahm es, wie wir in Österreich mit "geborenen" Deutsch-nationalen zu sprechen pflegten, als ein Zeichen dafür, dass unter ihnen selbst Leute, die Intellektuelle auf ihren Spezialgebieten sind, zwangsläufig jede Perspektive verlieren, sobald sie in die Politik abschweifen, in der ihre eigentliche Mentalität darin besteht, entweder zu zerstören oder zu sterben. Ich erinnere mich, wie Neubacher ein anderes Mal versuchte, mich, damals noch im Amt, zu einem Besuch bei Hitler zu überreden. Wie Dollfuß hat er offensichtlich nie eine Zeile gelesen, die ich geschrieben habe. Er war der rationalste deutsche Nationalist, den ich je gekannt habe, und doch bekam auch er träumerische Augen, wenn er von seinen eigenen Begegnungen mit Hitler sprach. "Ihr müsst den Mann sehen, dann werdet ihr mir glauben", pflegte er zu sagen. Er konnte einfach nicht zur Kenntnis nehmen, dass ich aus anderem Holz geschnitzt war

Als ich meine Reise ins Exil antrat, machte ich eine letzte Pilgerfahrt durch die Heiligtümer der österreichischen Länder. Während mir die Landschaft verschmutzt erschien und ich meine Augen nicht zu den Bergen in der strahlenden Frühlingssonne heben konnte, waren die

Heiligtümer in Salzburg, in Innsbruck, in Feldkirch und in Bregenz noch so, wie sie immer waren. Vor der Überfahrt in die Schweiz, bei meinem Aufenthalt in Bregenz, hörte ich Hitlers Rede aus Wien, in der er wutentbrannt erzählte, dass auf Schuschniggs Schreibtisch die Aufzeichnungen eines österreichischen Beamten gefunden worden seien, in denen der Verbrecher die Idee eines Krieges gegen Deutschland vorgebracht habe. In diesen Stunden schrieb ich den letzten Brief auf österreichischem Boden an Neubacher. Ich forderte ihn auf, seinen Einfluss geltend zu machen, um Rache an seinen beiden Vorgängern im Bürgermeisteramt, Schmitz und Seitz, zu verhindern, und nannte ihm gute Gründe aus Eigeninteresse dafür. Im einen Fall mag es noch aussichtsloser gewesen sein, als die autoritären Führer selbst zu belehren, im anderen Fall mag Neubacher einen Anteil daran haben, dass sein sozialdemokratischer Vorgänger von den Nazis (bis in die letzten Monate) unbehelligt blieb. Seitz war einmal eine Zeit lang vom autoritären Regime inhaftiert und war dann der Augapfel meiner eigenen Interessen und das Hauptobjekt meiner ständigen Forderung nach Amnestie. Auch Neubacher vertrat in dieser Hinsicht wohl die gleiche Linie, solange er selbst noch Einfluss hatte.

Ein ganz anderer Fall ist der von **Seyss-Inquart**, dem österreichischen Quisling *par excellence*. Er war nicht einfach der intrigante Verräter, sondern viel mehr eine Schöpfung Schuschniggs. Die Psychologie des Mannes, Sudetendeutscher tschechischer Abstammung, ist offensichtlich viel komplizierter als nur der Judas zu sein, der lediglich Katholizismus und Freundschaft vortäuschte, um Schuschnigg zu täuschen. Sein älterer Bruder war einst ein katholischer Mönch gewesen, der sich als geistlicher Dichter einen Namen gemacht hatte, bis er plötzlich seinen

Status aufgab und heiratete. Später konnte er durch seine herausragenden Qualitäten als Erzieher jugendlicher Verbrecher und durch seine innige Freundschaft mit Seipel den Bruch reparieren und wurde von der Kirche legal laisiert. Zweifellos gibt es in der religiösen Weltanschauung der beiden Brüder, die man aufgrund ihrer Abstammung als "hussitisch" bezeichnen könnte, ein außergewöhnliches Element, mit dem sie sehr strenge Verhaltensweisen durch ihr religiöses Gewissen zu decken vermögen. Der historischere der beiden, Seyss-Inquart, ist ein praktizierender Katholik wie Papen. Er war in seinem politischen Verhalten nicht einfach unehrlich; er war gegenüber Schuschnigg ebenso ehrlich, wie Dollfuß gegenüber den Sozialdemokraten aufgrund genau desselben Mechanismus der irrationalen Psychologie ehrlich war. Für rationalere Menschen wird das Zusammentreffen von Katholizismus und Nazismus bei Männern wie Seyss-Inquart immer eher als Pathologie erscheinen. Ob er nun katholische Niederländer durch seine religiöse Praxis in Den Haag beeindruckt hat oder nicht (wie Papen einst Schuschnigg beeindruckte), er wird zweifellos von jedem post-Hitlerianischen Regime in den Niederlanden für alles verantwortlich gemacht werden, was dort geschehen ist. Wenn es jemals eine Rechtfertigung für die Gesellschaft gibt, den Übeltäter aus ihrem Körper herauszuschneiden, dann in dem Fall, in dem religiöse Hysterie jede Ungeheuerlichkeit gegen andere Nationen als Pflichterfüllung gegenüber der eigenen Nation zu decken vermag. Dies mag ein Grenzfall der Schizophrenie sein, wenn auch leider kein Einzelfall.

Diese herausragenden österreichischen Quislinge und Kriegsverbrecher gehören zum inneren Kreis des Hitlerismus. Sie waren die treuesten unter den Gläubigen,

bereit, sich für ihr Ideal zu opfern, nachdem der Mantel erst mit dem König gefallen war. Ihr Idealismus ist die Perversion eines schwer gestörten Geistes, erst recht, wenn er sich mit religiösen Vorstellungen vermischt. Diese katholischen Nazis, die täglich öffentlich und demonstrativ zum Abendmahl in Wien, in Berlin und in Rom gingen, hatten die Hauptverantwortung dafür, dass naive Menschen wie Dollfuß und Schuschnigg, die eher einfältig und aufgeschlossen waren, den politischen Ratschlägen, die echt katholisch zu sein schienen, zum Opfer fielen. Ein praktizierender Katholik wie Papen schien völlig ehrlich zu sein, als er Schuschnigg quasi im katholischen Interesse beriet. Ein praktizierender Katholik wie Seyss-Inquart erschien Schuschnigg als der vertrauenswürdigste und harmloseste aller österreichischen Naziführer. Durch ihren Idealismus und ihren nicht einmal nur vorgetäuschten Katholizismus gelang es diesen Männern, die österreichische Führung zu täuschen und den österreichischen Staat reif für den Angriff zu machen. Doch durch denselben Mechanismus waren sie untrennbar mit ihrem Ich-Ideal verbunden, mit dem sie untergingen. Ob wir es nun tragisch oder logisch nennen, die Tatsache steht fest, dass die österreichische Minderheit, die einst den Weg des Nationalsozialismus bereitete und sich dann in treuem Dienst für Großdeutschland stellte, damit ihre eigenen Wurzeln in heimischen Boden geschlagen hat, ob sie nun durch die endgültige Katastrophe ihres Ideals beseitigt wurden oder nicht. Wie ein Bienenschwarm um die Königin sind sie gemeinsam von der Geschichte gefangen worden. Das Ergebnis, das wir gesehen haben, war die gigantischste Selbstkasteiung, die es je gegeben hat, durch die sich die gefährlichsten Elemente des Deutschtums in Österreich von der Bühne der Geschichte entfernt haben. Dies war die "Götterdämmerung" in ihrer österreichischen



Variante, ein symbolischer Massenselbstmord jenes Teils der österreichischen Intelligenz, der dem Unhold gedient hat. (Wenn auch mit relativ wenigen realen Selbstmorden, ähnlich wie in Italien) Nachdem ein Drittel des österreichischen intellektuellen Lebens vom "Anschluss" auf einmal erstickt und ein weiteres Drittel ins Exil getrieben worden war, endete das dritte logischerweise auf diese Weise. Das ist das Endergebnis einer Abfolge von Katastrophen gewesen. Aber das hat auch den Boden gereinigt, auf dem das österreichische Volksleben, das immer noch in der Lage ist, eine andere Intelligenz hervorzubringen, wieder eine neue Struktur aufbauen wird.

(§48) Wenn man die gesamte Kausalität des autoritären Regimes in Österreich, seine Entstehung und sein logisches Ende noch einmal Revue passieren lässt, dessen Urheber Hitler, der Wahnsinnige und Verbrecher, aber auch der Rächer aller politischen Sünden, die zu irgendeiner Zeit und an irgendeinem Ort begangen wurden, war, kann es nicht den geringsten Zweifel an der großen historischen Schuld seiner Mitakteure auf der von der Generation zwischen den beiden Weltkriegen geschaffenen Bühne geben. Einige von ihnen vernachlässigten ihre Pflichten als Wärter innerhalb und außerhalb der Irrenanstalt, andere agierten als Verwandte und Freunde, die sich mit dem Irren gegen den Fremden verschworen, anstatt umgekehrt. In diesem historischen Kontext, in den ganz Europa verstrickt ist, stellt das österreichische autoritäre Regime nur einen Teilbereich dar, dessen genauere Analyse unsere Aufgabe war. An der historischen Schuld Schuschniggs besteht kein Zweifel, nicht so sehr, weil seine Nerven versagten, obwohl sich das kein autoritärer Führer leisten kann, sondern wegen seines kleinkarierten Machiavellismus, der, von keinem

Gegengewicht gebremst, zu seinem logischen Ende führte. Hinter dem traurigen Ende Österreichs steht unbestreitbar die Schuld von Dollfuß, weil er den Rahmen des österreichischen Widerstandes, der Arbeiterbewegung, der Rechtsstaatlichkeit, der Verfassung und der österreichischen demokratischen Republik zerstörte und damit die Menschen hilflos und passiv in die Hände des autoritären Führers auslieferte, der ja, wie das Ergebnis bewies, kein Übermensch war, sondern ein Mensch wie alle anderen. Sowohl Dollfuß als auch Schuschnigg waren jedoch Schüler von Seipel, dessen pathologischer Antimarxismus die moralische Wurzel des autoritären Regimes sowie der Farbenblindheit der autoritären Führer war, so oft sie den Feind anerkennen und zwischen Rot und Braun wählen mussten.

In diesen drei Männern, Seipel, Dollfuß und Schuschnigg, steckt die tragische Schuld des österreichischen Katholizismus, die die Nation in die Katastrophe führte. Es wäre eine fehlerhafte Art von katholischer Solidarität, die Augen zu verschließen und die Wahrheit zu verbergen, wo nur die Wahrheit befreien und helfen kann, eine andere Zukunft aufzubauen. Zweifellos haben dieselben drei Männer auch Österreich allmählich wiederentdeckt, nachdem seine Idee in den Hintergrund getreten war. Das ist ihr unbestrittenes historisches Verdienst. Ihre Tragik bestand darin, dass weder der Scholastik-Professor noch der kleine Landwirtschaftssekretär, noch der Provinzjurist und Schüler von Scholastik-Professoren, dass keiner von ihnen, der von sich aus berufen war, eine so führende Rolle in der Geschichte zu spielen, wirklich intellektuell und moralisch der Aufgabe gewachsen war, die sie dennoch, nach mehr oder weniger Zögern, rücksichtslos für sich ergriffen. Sie alle hatten ihre eigenen intellektuellen und

moralischen Fähigkeiten wirklich überschätzt. Es war nicht so, dass es niemanden gab, der geeignet war, die Aufgabe, für die sie sich anboten, zu erledigen. Es gab viele Männer, die anstelle des wahnsinnigen Kurses von Seipel den Weg zurück zur Koalition finden konnten, mehrere, die Dollfuß ersetzen und das Staatsschiff zurück in die Gewässer der Verfassung führen konnten, und sogar einige, die es viel besser machten als Schuschnigg in jeder Phase seiner Karriere.

Soziologisch wird man die ganze Entwicklung gut verstehen. Plötzlich einem Zeitalter folgend, in dem noch die meisten Staatsmänner geboren, nicht gewählt wurden, repräsentierten die drei katholischen österreichischen Führer nur den Durchschnitt und nicht die außergewöhnlichen Fähigkeiten ihres Volkes. Eine Fülle politischer Talente war in Österreich lange Zeit durch die Existenz einer zur Herrschaft geborenen Aristokratie erstickt worden und wurde auch durch die nachfolgenden Parteien, die die Politik noch exklusiver machten, nicht befreit. Die alte Aristokratie hatte im 19. und 20. Jahrhundert keine allzu großen Erbanlagen gezeigt, aber sie besaß immer noch den Vorteil hochgezüchteter Instinkte, die in Verbindung mit dem Dienst der Talente in den unteren Schichten ein Jahrhundert lang erfolgreich durch die hohe See wateten. Die Nachkriegsparteien beseitigten die Aristokratie, ohne eine bessere Auswahlmethode einzuführen, und überließen es dem Ehrgeiz, der Fürsprache von außen, der Geschicklichkeit in oft ziemlich nebensächlichen Dingen oder einfach dem Zufall, wer in die Führungspositionen aufstieg. Seipel wurde der Partei aufgedrängt, Dollfuß stieg außerhalb ihrer Normalität auf und Schuschnigg, der von der Partei unter den besten Bedingungen, die es gab, in Tirol ausgewählt

wurde, wäre ein guter Landeshauptmann oder Ressortminister gewesen, war aber kein Staatsmann. Ein Zeitalter, in dem das Leben nach tausend und mehr Jahren ent-aristokratisiert ist, mag das Fehlen von Instinkten und Traditionen durch die höchste Bildung und die solideste Ausbildung ersetzen, aber niemals einfach durch Parteiorganisationen und Freundeskreise, Wahlgesetze und Wahlverfahren, schon gar nicht durch die bloße Auslöschung all dieser Organe und Institutionen. Wer in der repräsentativen Regierung, in der Demokratie und im Parlamentarismus die einzige dem modernen Menschen angemessene Staatsform sieht, muss ebenso realistisch in Rechnung stellen, dass es noch ein Jahrtausend zu verdrängen und zu übertreffen gibt, das in Geist und Körper von Staat und Volk noch lebendig ist.

In Österreich, einer Vorzeigedemokratie nach 1918, haben die Parteien und die Parlamentarier selbst den ganzen Schlamassel weitgehend selbst verursacht, obwohl es viel leichter ist, die Verantwortung der einzelnen Staatslenker zu fixieren als die der anonymen Parteimaschine. Die Parteien und die Parlamentarier haben erst einstimmig den Anschluss an Deutschland beschlossen und damit Österreich isoliert. Dann haben sie die unvermeidliche Zusammenarbeit ihrer großen politischen Gremien sabotiert, nicht immer alle, aber immer genug, um die Politik sowohl von Seipel als auch von Bauer zu ermöglichen. Wenn in der Schlussphase des österreichischen Parlamentarismus die christlich-sozialen Abgeordneten ihre völlige Abkehr vom Parlament und von der repräsentativen Regierung bewiesen haben, so waren sie zwar symbolisch die Schuldigen, aber sie spiegelten auch nur eine Parlamentsstimmung wider, zu deren Entstehung die sozialdemokratischen Abgeordneten ihren

gleichen Anteil beigetragen haben. Auch vor diesem Hintergrund schrumpft die Schuld der Führer etwas, denn sie haben tatsächlich vorhandene Massentendenzen, die in der parlamentarischen Vertretung ihren Ausdruck fanden, in einem so hohen Maße interpretiert, dass das normale Funktionieren der repräsentativen Regierung unmöglich wurde. Das ist eine Tatsache, aus der nur eines richtig abgeleitet werden kann, nämlich dass Demokratie nicht bedeutet, dass die politischen Führer aufhören sollten, politische Erzieher zu sein, oder mit anderen Worten, dass auch demokratische Staatsmänner es wagen müssen, von populären Strömungen abzuweichen und sich der Unpopularität zu stellen. Auch in dieser Hinsicht hatte Seipel die größere Schuld, der lediglich bestehende Strömungen artikulierte, während Dollfuß, der nur auf einem moralisch bereits erkundeten Pfad trabte, dennoch viel eher bereit war, auf seinem eigenen Boden zu stehen, der, auch wenn er manchmal zu viel war, nie ganz frei von Staatskunst war. Doch auch er folgte den Trends, statt ihnen entgegenzuwirken, und noch mehr sein eigener Erbe, Schuschnigg. Sie gingen insgesamt den Weg der Anpassung an bestehende Verhältnisse und Machtchancen, statt sie wahrhaft staatsmännisch zu politischen Energien zu formen, die im Rahmen der bestehenden Rechtsordnung zu nutzen waren. Sie passten sich diesen äußeren Faktoren so weit an, dass sie schließlich die Rechtsordnung verletzten, anstatt sich unbedingt zur Verfassung als einzigem Anker und Rückgrat jeder gesunden politischen Aktion zu bekennen und nur auf dieser Grundlage durch Erziehung und Überzeugung die bestehenden psychologischen und soziologischen Verhältnisse zu beeinflussen und zu verändern. In dieser ganzen Kausalität war Seipel der Urheber der Serie, während Schuschnigg, der sich in dem von anderen

geknüpften Netz verfangen hatte und selbst zu abhängig war, um es zu entknoten, das letzte Opfer war. Seine Figur ist immer noch die tragischste von allen. Während die beiden anderen abberufen wurden, bevor ihre Saat reif war, überlebte Schuschnigg die Katastrophe, die er irgendwo verursacht hatte, unter Bedingungen, die es ihm offensichtlich unmöglich machten, die Geschichte, zu der sein Finger der Auslöser war, vollständig und intellektuell zu verarbeiten. Die christliche Tugend, mit der er nach allen glaubwürdigen Berichten sein Leiden ertrug, zeigt, dass er zusammen mit den tausend anderen, die seine Opfer waren, allein durch die Sühne das Beste für die Zukunft seines Volkes geleistet hat, in der er trotz aller Fehler zu jenen Österreichern stehen wird, die ihr Bestes für das Volk gegeben haben.

Im Gegensatz zu einer Geschichtsschreibung, die Jahrhunderte zurückliegende Taten emotionslos analysiert und die Existenz von Schuld und Tugend in der Geschichte nicht anerkennt, kommen wir nicht umhin, Ereignisse zu beurteilen, an denen wir mitgewirkt haben, Ereignisse, die noch immer ihre Folgen unter Millionen von Leidenden haben, Ereignisse, die letztlich die gesamte Zukunft von denen wir durch unsere Nachkommen ein Teil sind, und diese Ereignisse mit einem ethischen und metaphysischen Maßstab zu beurteilen. Wir können uns der Beurteilung dieser Ereignisse nicht entziehen, wenn wir noch politisch an ihnen beteiligt sind. Doch die wahren Historiker können das auf ihre Art und Weise, nur dass, wenn sie ihre Augen vor den Tatsachen hinter den Tatsachen verschließen, ihre Sympathien und Antipathien, politische und metaphysische, kryptisch, unbewusst und für sie selbst verwirrend werden. Der Historiker von Ereignissen jedenfalls, von denen er selbst ein Teil war, kann seine Sympathien und Antipathien

nicht treiben lassen, sondern muss den Mut haben, einen Maßstab zu nehmen und nicht nur zu messen, was er beobachtet, sondern durch das Messen zu lernen, mehr und besser zu beobachten. Es wird immer genug komplementäre oder ergänzende Ansichten zu seinem eigenen Bereich geben, um die Handhabung eines anderen Maßstabs durch jemand anderen plausibel genug zu machen und dem kritischen Leser die angemessensten Mittel zur Anwendung seines eigenen besseren Maßes und Urteils zu geben. Es gibt keine ehrlicheren Historiker in der Geschichte als jene, die ihre Methoden, ihren Ehrenkodex und ihre Unzulänglichkeiten gerne offenlegen.

Diese Überzeugung habe ich mir nach und nach während aller drei Regierungsformen, die ich in Österreich beobachtet und erlebt habe, gebildet. So wie nur die Tugend des österreichischen Katholizismus jedes der "drei Österreichs" retten konnte, so konnte nur seine Schuld seinen Namen endgültig zerstören. Die Schuld der führenden katholischen Staatsmänner ist wirklich die Schuld des österreichischen Katholizismus. Es waren immer nur wenige, die in der Stunde des moralischen Irrtums der Versuchung der Solidarität wirklich widerstanden. Die katholischen Führer formulierten die Gesinnung der katholischen Massen und die Massen folgten ihren Führern treu in den Abgrund. Ist es irgendwo anders gewesen? Bei der Bestimmung der einen moralischen Schuld müssen alle sekundären Kausalitäten unbestimmt bleiben: die Schuld der anderen Hälfte des österreichischen Volkes, des Sozialismus und der Arbeiterschaft, die das historische Substrat für die Schuld des Katholizismus war, die Schuld anderer europäischer Staaten, der Nachfolgestaaten, Deutschlands, Westeuropas, oder die Schuld des Weltkatholizismus, der

die eigentliche Atmosphäre des österreichischen Katholizismus war und die Quelle für sein Handeln. All diese Probleme sind interessant, interessieren hier aber nicht in erster Linie. Wenn es in der Geschichte eine gesellschaftliche Gruppe gibt, die sich geirrt hat, und wenn es Menschen gibt, die zu dieser Gruppe gehören und verhindern wollen, dass ihre Mitmenschen sich wieder irren, dann interessiert nichts anderes als dieser einzelne historische Fehler, isoliert und sogar hypostasiert, und wie er gesühnt und überwunden werden kann. Nur wenn man bewusst von allen anderen Bestimmungen abstrahiert, wird derjenige, der sich geirrt hat, auf den Weg zurückfinden, auf dem er hofft, all die anderen zu treffen, die auch nach ihrer Seele gesucht haben. Wir wollen nicht sagen, dass dies nicht eine hochpolitische Aufgabe ist. Zu ihrer Bewältigung kann der objektivste Einzelne ebenso viel beitragen, wie er sich mit der einen Gruppe solidarisiert, die ihr Gewissen analysiert und für ihre Sünden büßt. In seiner ganzen Objektivität als Historiker will dieser Autor nicht anders verstanden werden. Wenn er so verstanden wird, braucht er nicht zu riskieren, dem Pharisäer innerhalb oder außerhalb Österreichs zu begegnen, der ihn als Zeugen gegen den österreichischen Katholizismus in Vergangenheit und Zukunft zitieren wird.

Nur wenn beide Hälften des österreichischen Volkes ihre eigene Schuld voll erkennen, jede auf ihre Weise, werden sie das "Vierte Österreich" besser gestalten können als die drei anderen zuvor. Beide Hälften müssen viel erkennen, die Arbeiterschaft auf der einen Seite, dass sie ihren Sozialismus bisweilen zu einer antikatholischen und antiösterreichischen Metaphysik überstrapaziert haben, die logischerweise nach Reaktion schrie, und der Katholizismus auf der anderen Seite, dass sie im Kampf um



Wiedergutmachung schuldhaft die Verfassung missachteten, die die eigentliche Grundlage der nationalen Souveränität für die gesamte Nation bildete. Aber noch schlimmer ist, dass beide zugeben müssen, die **Katholiken**, dass sie die höchsten metaphysischen Ideale mit den primitivsten sozialen Interessen identifiziert haben, und die **Arbeiter**, dass sie im Streben nach ihren primitiven sozialen Interessen manchmal die höchsten metaphysischen Ideale der anderen verletzt haben,

Nur wenn beide Hälften ihre eigene Vergangenheit erkennen und kritisieren und nicht die Vergangenheit der anderen Hälfte, wird eine neue Zukunft möglich sein. Selbst wenn nur eine Hälfte in dieser besseren Weise handeln würde, könnte das Ganze gerettet werden, während, wenn beide in der schlechteren Weise handeln, das Ganze mit Sicherheit in die Irre gehen wird. Auch in der Politik gibt es nichts Konstruktiveres als ein konsequent ethisches Handeln, auch wenn es nur von einem Kern praktiziert wird, und nichts Destruktiveres als bloße Politik, und zwar die schlechteste bloße Politik aller beteiligten politischen Faktoren. Wenn eine Partei sich gezwungen sieht, die andere auf krumme Weise zu imitieren, wird das Staatsgefüge mit Sicherheit zerbröckeln. Wenn wenigstens eine Partei den geraden Weg geht, kann der Staat gerettet werden. Wer das verstehen kann, der soll es verstehen! Wenn beide Hälften des österreichischen Volkes weiterhin Pharisäer ihrer Parteigeschichte sind und sich gegenseitig anklagen, anstatt in sich selbst zu suchen, werden sie wieder zwei Völker oder zwei Rassen sein und die Tragödie des "Zweiten Österreich" wird sich im "Vierten Österreich" unweigerlich wiederholen. Wird es in anderen Ländern anders sein? Der Unterschied zwischen Österreich und den anderen europäischen Ländern nach diesem Krieg scheint

nur darin zu bestehen, dass Österreich schon einmal erlebt hat, was sie alle zusammen jetzt erleben müssen: den Wiederaufbau auf völlig neuen Grundlagen. In dieser Situation ist "Kooperation" unumgänglich, so wie es in Österreich 1918 war. Doch darf die Kooperation nirgends nur eine verdeckte Hegemonie der einen Hälfte, der kleineren noch dazu, sein, da sie sonst mit Sicherheit bald die wirkliche Hegemonie der anderen Hälfte bedeuten wird.

Gewiss, ein gewisses Maß an Heldenverehrung ist zulässig, eine tiefere Auslegung davon sogar wünschenswert, denn sie ist in ihrer Substanz der Kult der Väter, die wir auch in ihren Fehlern lieben. Keine der beiden Hälften des österreichischen Volkes kann und darf von der anderen erwarten, dass jemand seine Helden vergisst. Die Katholiken werden an Lueger, Seipel, Dollfuß und Schuschnigg festhalten, und die Arbeiter werden sich an Viktor Adler, Otto Bauer und Robert Danneberg erinnern. Beide Hälften werden ihre Märtyrer haben. Aber dieser Kult der Vergangenheit darf nie darüber hinwegtäuschen, dass auch die Grenzen der Vergangenheit erkannt werden. Nur dort, wo jede Hälfte die Helden der anderen Hälfte entdeckt und ehrt und endlich begreift, dass beide Hälften für das Ganze gearbeitet haben und gestorben sind, können zwei Völker, die sich nie unterkriegen ließen, schließlich zu einer Nation werden. Die Zeit kann wesentlich dazu beitragen, die historischen Profile der Persönlichkeiten herauszuarbeiten, das herauszuarbeiten, was sie für das Gemeinsame getan haben, und das in Vergessenheit geraten zu lassen, was sie nur als Partisanen getan haben. Auch die gemeinsame Erfahrung aus der Zeit, in der Katholiken und Sozialisten gemeinsam vom gemeinsamen Feind getötet und entwurzelt wurden, kann ihnen zumindest eine Zeit lang

sehr helfen, wenngleich das Motiv des gemeinsamen Hasses, das schon zu schwach war, um die Katastrophe zu verhindern, immer schwächer wird, je mehr die Probleme einer völlig neuen Zeit in den Vordergrund treten. Die internationale Garantie eines demokratischen Österreichs, in dem innere Experimente entweder der Linken, der Diktatur des Proletariats, oder der Rechten, des autoritären Regimes, definitiv ausgeschlossen sein werden, kann auch dazu beitragen, dass sich die beiden Hälften gegenseitig voll anerkennen. Doch die Hauptleistung wird von der neuen Generation erbracht werden müssen, die ein neues Österreich aufbauen wird. Tausende von Bauern werden Meister darin sein müssen, die Haltung der Arbeiter in allen wirtschaftlichen und sozialen Fragen anzuerkennen, und Tausende von Sozialisten werden die Vorkämpfer darin sein müssen, die Psychologie der Katholiken und umgekehrt zu würdigen, ohne geistigen Vorbehalt in völliger Toleranz, ehrlich und loyal. Selbst diejenigen, die persönlich das volle Verständnis für beide haben, werden sich auf die Seite stellen müssen, um ihre Unparteilichkeit wirklich fruchtbar zu machen. Ein Katholik, der die historische Schuld des Katholizismus voll anerkennt, wird nur dann etwas zu ihrer Selbstaufarbeitung beitragen, wenn er in ihrem Rahmen in voller Solidarität mit den anderen Katholiken in guten und schlechten Tagen steht und, obwohl selbst unschuldig, bereit ist, den gleichen Anteil an Verantwortung vor und Strafe durch die Geschichte zu tragen wie alle anderen, wenn dies für die gemeinsame Zukunft geschehen soll.

Nur diese Solidarität wird das Volk wieder aufrichten. Im Christentum sind starke und noch unbekannte Kräfte lebendig, die das kommende Zeitalter voll zu nutzen und für seine Mühen einzusetzen haben wird. Es gibt

Menschen, die in Racheträumen wüten, "Auge um Auge und Zahn um Zahn", aber sie sind politisch Kinder, denn sie zerstören den Boden, der sie trägt, und vergiften die Luft, die sie atmen. Es gibt andere Menschen, die nur das Elend erleiden und für ihre eigenen Verbrechen und Irrtümer, durch die dieses Elend verursacht wurde, sühnen, und sie tun gewiss viel Gutes für sich selbst und für die ganze Welt, weil sie das Übel, das sie einst durch ihre eigenen Sünden nicht verhindern konnten, wirklich wieder verschwinden lassen. Die christliche Tugend der Sühne, nicht nur für sich selbst, sondern auch für alle anderen ohne jeden Ausschluss, ist die einzige wirklich politische Tugend, durch die allein der neue Kosmos geschaffen werden kann, "die neue Erde unter einem neuen Himmel". Nur die Sühne der einen wird dazu beitragen, die Suche der anderen nach der besseren Seele zu wecken. Das gilt innerhalb einer sozialen Gruppe ebenso wie in den Beziehungen einer sozialen Gruppe zur anderen. Nur in dieser Sichtweise verliert die Schuld selbst ihre Realität und ihren Stachel in der Geschichte, und die Menschen und Völker, die den Folgen der eigenen Schuld ausgesetzt sind, können für die großen Werke, die die Menschheit als ihre wesentlichsten Teile zu tun hat, wieder rehabilitiert werden, manchmal vielleicht dringender als die scheinbar Schuldlosen und Selbstgerechten, und sie können für den Wiederaufbau der Welt in einem kommenden neuen Zeitalter geistig neu geweiht werden.

Der Redakteur der eingescannten englischen Version des ersten Teils von „Austria“ ist **Rudolph Ernst Winter**, der vierte Sohn von Ernst Karl Winter und Margarete Svoboda Winter. Er wurde in

Wien geboren und verließ mit seiner Familie 1938 im Alter von zwei Jahren das Land. 25 Jahre lang war er Professor für Chemie an der University of Missouri St. Louis. Nach seiner Pensionierung widmete er sich der Geschichte seiner Familie und den Schriften seines Vaters, insbesondere den im amerikanischen Exil entstandenen Schriften, darunter Ernst Karl Winters 900-seitiges, unveröffentlichtes, englischsprachiges Manuskript „Austria“.

Zu Ernst Karl Winter vergleiche:

[https://austria-forum.org/af/Biographien/Winter, Ernst Karl](https://austria-forum.org/af/Biographien/Winter,_Ernst_Karl)

Der mit <https://www.deepl.com/de> mechanisch übersetzte Erste Teil wurde von Peter Diem redigiert. Die gelben Hervorhebungen zeigen Teile an, die Peter Diem besonders interessant fand.